Monographien
Herausgegeben vom Deutschen Institut für Japanstudien
der Philipp Franz von Siebold Stiftung
Band 28, 2001

Irmela Hijiya-Kirschnereit (Hg.)

Eine gewisse Farbe der Fremdheit

Aspekte des Übersetzens Japanisch-Deutsch-Japanisch

Monographien aus dem
Deutschen Institut für Japanstudien
der Philipp Franz von Siebold Stiftung

Band 28
2001

Monographien Band 28
Herausgegeben vom Deutschen Institut für Japanstudien der
Philipp Franz von Siebold Stiftung

Direktorin: Prof. Dr. Irmela Hijiya-Kirschnereit
Redaktion: Ines Günther

Anschrift:
Nissei Kōjimachi Bldg.
Kudan-Minami 3-3-6
Chiyoda-ku
Tōkyō 102-0074, Japan
Tel.: (03) 3222-5077
Fax: (03) 3222-5420
e-mail: dijtokyo@dijtokyo.org

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Motivs
aus einer Werbung der Österreichischen Klassenlotterie

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Eine gewisse Farbe der Fremdheit : Aspekte des Übersetzens
Japanisch-Deutsch-Japanisch / Irmela Hijiya-Kirschnereit (Hg.). –
München : Iudicium-Verl., 2001
(Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien
der Philipp Franz von Siebold Stiftung ; Bd. 28)
ISBN 3-89129-509-X

© IUDICIUM Verlag GmbH München 2001
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Offsetdruck Schoder, Gersthofen
Printed in Germany
ISBN 3-89129-509-X

INHALTSVERZEICHNIS

Irmela HIJIYA-KIRSCHNEREIT
Einführung. 7

Irmela HIJIYA-KIRSCHNEREIT
„Stille Post" – Ein Rundgang 17

Matthias KOCH
Zur translatorischen Bilateralasymmetrie zwischen Deutschland und Japan, oder: Wer übersetzt mehr? 45

Anita BROCKMANN
Die Buchbranche im Wandel – Überlegungen zum Stellenwert japanischer Literatur auf dem deutschen Buchmarkt 77

Hubert SPIEGEL
Japanische Literatur im deutschen Feuilleton 89

Rainer WEISS
Der Buchmarkt in Japan aus der Sicht deutscher Verleger. 99

HOSAKA Kazuo
Vermarktungsprobleme japanischer Übersetzungen deutscher Gegenwartsliteratur 105

MISHIMA Ken'ichi
Deutsche Literatur in Japan 113

UEDA Kōji
Die Bedeutung des Übersetzens in der japanischen Germanistik 125

AIZAWA Keiichi
Neue Anforderungen nach dem Zeitalter der Literaturübersetzungen 151

Judith MACHEINER
Der linguistische Kern des Problems 171

Robert F. WITTKAMP
Überlegungen zu formalen Aspekten bei der Haiku-Übersetzung . . 197

Nicola LISCUTIN
Erotische Zwiegespräche – Feministische Ansätze in der Übersetzung japanischer Literatur 219

Barbara MANTHEY
Maschinelle Übersetzungen aus dem Japanischen – Lexikalische, syntaktische und semantische Ambiguitäten 243

FURUI Yoshikichi
Übersetzen und Übersetztwerden 271

Ursula KRECHEL
Übersetzen und übersetzt werden 279

Auswahlbibliographie deutscher, englischer und französischer Publikationen zum Thema Übersetzen Japanisch-Deutsch/Englisch/Französisch-Japanisch
Kompiliert von Richmod BOLLINGER 289

Die Autoren 315

EINFÜHRUNG

> Sprache ist das, was uns zusammenführt oder auseinandertreibt.
>
> (Karl Dedecius)

Jeder Kontakt zwischen Kulturen und Gesellschaften beruht auf Übersetzung, doch ist diese Selbstverständlichkeit so elementar, daß wir uns kaum noch Gedanken darüber machen, wie sehr unsere Wahrnehmung von Übersetzungen geprägt ist. Diese Grundtatsache im Austausch zwischen Japan und Deutschland erstmals systematisch und in großer Breite in den Blick zu nehmen, ist der Zweck des vorliegenden Bandes.

Unter dem Titel „Der Weltliteratur auf der Spur: Übersetzungssymposium Deutsch-Japanisch/Japanisch-Deutsch" veranstaltete das Deutsche Institut für Japanstudien (DIJ) in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Tōkyō im November 1998 zu diesem Thema eine erste große Tagung.[1] Neun der Beiträge in diesem Band basieren auf Referaten, die zu diesem Anlaß entstanden sind. Seither sind Fragen des Übersetzens zwischen dem Japanischen und dem Deutschen erfreulicherweise immer häufiger und auf verschiedenen Ebenen ins Blickfeld gerückt. So wurden etwa im Rahmen der genannten Tagung im Jahre 1998 auch die ersten Auszeichnungen für Übertragungen aus dem Deutschen ins Japanische, der Lessing-Übersetzerpreis der Bundesrepublik Deutschland sowie die vom Goethe-Institut Tōkyō gestiftete Max-Dauthendey-Feder verliehen. Mit ihnen werden jährlich herausragende Übersetzungen aus den Bereichen der literarischen, Sachbuch- und wissenschaftlichen Prosa sowie der Lyrik gewürdigt. Im Jahr darauf wurde erstmals auch der Japan Foundation Übersetzerpreis vergeben. Er ist jährlich alternierend für literarische und für Sachbuch-Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche vorgesehen. Doch nicht nur in diesem Zusammenhang werden Übersetzungsfragen neuerdings häufiger thematisiert. Das Goethe-Institut Tōkyō beispielsweise ließ der ersten Veranstaltung im Juli 2000 eine zweite folgen, die sich diesmal unter dem Titel „Übersetzungen: Brücken zwischen Ost und West" allerdings auf die Richtung Deutsch-Japanisch beschränkte.

[1] Vgl. den Tagungsbericht im *DIJ Newsletter* 6 (Februar 1999).

Zwei der dort gehaltenen Referate wurden in den vorliegenden Band aufgenommen.

Das DIJ, das mit der von Jürgen Stalph, Gisela Ogasa und Dörte Puls kompilierten Bibliographie *Moderne japanische Literatur in deutscher Übersetzung* (STALPH u.a. 1995) bereits ein wichtiges Hilfsmittel zur Rezeptions- und Übersetzungsforschung vorgelegt hatte, ließ diesem in der Zwischenzeit ein weiteres Grundlagenwerk folgen, die teilannotierte Bibliographie *Wörterbücher und Glossare* (STALPH und SUPPANSCHITSCH 1999), ein Vademecum für alle Übersetzer und Dolmetscher, die unter den 1 011 dort angeführten japanisch-deutschen und deutsch-japanischen Nachschlagewerken die für ihre Arbeit nützlichsten ausfindig machen können. Doch Geleit- und Vorwort des Bandes weisen darauf hin, daß diese Bibliographie u.a. auch einen ungewöhnlichen, aber aussagekräftigen Zugang zur Struktur des Wissens über die jeweils andere Gesellschaft sowie zur Sprach- und zur Beziehungsgeschichte über mehrere Jahrhunderte hinweg erschließt. In engem Sachzusammenhang mit diesem Projekt schließlich steht das Mammutprojekt des DIJ, das seit 1998 in Arbeit befindliche *Große japanisch-deutsche Wörterbuch*, das eine allseits schmerzlich empfundene Lücke in der praktischen Sprachvermittlung auf der Ebene von Allgemein- und Fachsprachen schließen wird.[2]

Seit 1983 bereits erscheint die Zeitschrift *Hefte für Ostasiatische Literatur*, die halbjährlich nicht nur Übersetzungen aus dem Chinesischen, Japanischen und Koreanischen vorstellt, sondern die diese Vermittlungsarbeit auch in einem Werkstatt- und Rezensionsteil und mit laufenden Bibliographien begleitet. Einer der Initiatoren und langjährigen Mitherausgeber dieses Forums, Wolfgang Schamoni, gründete 1999 mit Asa-Bettina Wuthenow eine weitere Zeitschrift – *hon'yaku – Heidelberger Werkstattberichte zum Übersetzen Japanisch-Deutsch*. Die „Werkstattberichte" haben, so die Herausgeber, „das Ziel, (…) Interesse und Verständnis für das Übersetzen zu wecken, in die Techniken und Probleme des Übersetzens einzuführen, das kritische Auge gegenüber Übersetzungen zu schärfen, und so schließlich auch die Lust am Übersetzen und an der Lektüre von Übersetzungen zu steigern" (SCHAMONI und WUTHENOW 1999: 3). Das *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung* stellte seinen Band 21 (1997) unter das Schwerpunktthema „Zur Rolle des Übersetzens in den Ostasienwissenschaften".[3] Auf japanischer Seite sei die zweiteilige Konferenz von

[2] Vgl. hierzu u.a. WUTHENOW (1998) sowie STALPH (1998, 2000).

[3] Allerdings enthält der umfangreiche Schwerpunktteil ausschließlich Beiträge zum Übersetzen Chinesisch-Deutsch-(Chinesisch) sowie einen kleinen Rezensionsteil zu Übersetzungen aus dem Koreanischen. Das Japanische ist hier nicht vertreten.

1991 und 1992 zur Frage der „Übersetzbarkeit der Kulturen" genannt, die Ōhashi Ryōsuke für das International Institute for Advanced Studies (Kōtōken) in Kyōto organisierte (Ōhashi 1993).

All diese Unternehmungen sind Ausdruck eines geschärften Bewußtseins hinsichtlich der Bedeutung und des besonderen Gewichts, das Fragen der Übersetzung im interkulturellen Kontext zukommt. Doch sie haben ihrerseits auch dazu geführt, die Thematik in ihrer vollen Breite in die Wahrnehmung der interessierten Öffentlichkeit zu heben. So dürfte nun, vor dem Hintergrund dieser flankierenden Informationen und Initiativen, die Zeit reif sein für eine Bestandsaufnahme der Situation des Übersetzens zwischen dem Japanischen und dem Deutschen, wobei nicht zuletzt solchen Fragen nachgegangen werden soll, die bislang kaum thematisiert wurden. Was hiervon bei den erwähnten Tagungen nicht zur Sprache kam, wurde daher ergänzend für diesen Band eingeworben.

Seine Architektur ist ungewohnt – er scheint das Thema Übersetzen gewissermaßen von der Peripherie her anzugehen mit Betrachtungen zum Markt aus der Sicht von Verlagslektorat, Zeitungsfeuilleton und Verleger. Doch gehören sie, die ökonomischen und die institutionellen *Rahmenbedingungen des Übersetzens*, zu den Aspekten, die, zumindest für den japanisch-deutschen Bereich, außerhalb der systematischen Betrachtung lagen. Das gilt allemal für den diesen Beiträgen vorangestellten statistischen Vergleich der Übersetzungstätigkeit in beiden Richtungen. Betrachten wir die Beiträge einzeln:

Matthias Koch widmet sich in seiner empirischen Analyse „Zur translatorischen Bilateralasymmetrie zwischen Deutschland und Japan, oder: Wer übersetzt mehr?" einer Grundfrage, die zumindest das japanische Selbstverständnis im Vergleich mit europäischen Nationen wesentlich zu prägen scheint. So hat sich das japanische Eigen- und Fremdbild dahingehend verfestigt, daß die Spitzenposition des Landes als Übersetzungsnation Nummer eins nicht in Zweifel gezogen wird[4] – sei es in schulterklopfendem Einverständnis der Überlegenheit in der Kenntnis des Gegenübers oder in indirekter Maßregelung ob mangelnder Originalität. Koch entzieht diesen und anderen allzu großzügig-ungenauen Annahmen mit seinen differenzierten Erkundungen zum Buchmarkt, zur Lizenzvergabe und zum buchhändlerischen Außenhandel den Boden, wobei er jedoch eine bemerkenswerte Zurückhaltung bei der Interpretation

[4] Um nur eine typische Aussage in diesem Zusammenhang zu zitieren: „Auf Japanisch sind fast sämtliche in Fremdsprachen verfaßten Texte zugänglich, abgesehen von sehr speziellen Fachtexten, das heißt, als Intellektueller in Japan kann man auf Fremdsprachen verzichten." Das Zitat stammt von Tada Michitarō, Professor emeritus der Universität Kyōto, in Katō (2000: 57).

der von ihm zusammengetragenen und beispielsweise nach Sachgebietsanteilen aufgeschlüsselten Daten an den Tag legt. Wir gewinnen auf diese Weise nicht nur erstmals ein konkretes Bild von Umfang und Topographie des in beiden Richtungen in den letzten fünfzig Jahren Vermittelten, sondern wir lernen auch, unserem Drang zum pauschalisierenden Vergleichen gründlich zu mißtrauen.

Anita Brockmann zeichnet in „Die Buchbranche im Wandel", ausgehend von der Lage auf dem deutschen Buchmarkt im Jahre 1998, ein Bild von den Möglichkeiten und Beschränkungen für literarische Übersetzungen aus dem Japanischen. Dabei geht sie auch auf die Praxis der Übersetzung aus Drittsprachen ein, ein Thema, das seither im Zusammenhang mit der Kontroverse um die neuesten deutschen Fassungen von Murakami Harukis Romanen auch in der Öffentlichkeit einigen Widerhall fand (HIJIYA-KIRSCHNEREIT 2001). Brockmann, die Lektorin aus einem, ihrer Diktion folgend, „konzernabhängigen" Verlag, argumentiert übrigens ausgesprochen kosten- und rentabilitätsbewußt. Rainer Weiss stellt in seinem Referat „Der Buchmarkt in Japan aus der Sicht deutscher Verleger" dagegen den Verkauf einer Lizenz nach Japan als nach wie vor besonderes Ereignis dar, macht sich aber zugleich Gedanken über das mangelnde Interesse an neuer deutscher Literatur auf japanischer Seite. Hubert Spiegel führt uns hinter die Kulissen des Rezensionswesens und schreitet die sich wandelnde feuilletonistische Landschaft ab. Die verhalten-pessimistische Einschätzung des Interesses deutscher Leser an japanischer Literatur wird von ihm übrigens auch nicht durch zwischenzeitliche Höhepunkte in der Berichterstattung, etwa anläßlich der Verleihung des Nobelpreises an Ōe Kenzaburō im Jahre 1994, in Frage gestellt, da er darin eher einen veränderten Umgang des Mediums, die Orientierung des Feuilletons an „kulturellen Großereignissen", zu sehen geneigt ist.[5]

[5] Die Tatsache, daß auch Spiegel, wie Brockmann, auf Sekundärübersetzungen aus dem Englischen zu sprechen kommt, wobei außerdem, wie erwähnt, anläßlich der Murakami-Kontroverse im „Literarischen Quartett" das Thema weitere Aufmerksamkeit verbuchte, könnte auf Leserseite den Eindruck erwecken, es handele sich um ein ausgesprochen verbreitetes Phänomen. Hier hilft ein Blick in die Übersetzungsbibliographie (STALPH u.a. 1995), den Eindruck zu relativieren. Viel eher stellte sich, wenn man denn Fragen in dieser Richtung nachgehen wollte, das Problem, wie weit Übertragungen ins Deutsche vom Vorhandensein einer englischen Fassung abhängig sind. Auch hierzu finden sich erste Hinweise für die Verlegerseite bei Brockmann. Die Rolle der Agenturen und der Autoren bei der Lizenzvergabe wäre ein weiterer Problemkreis, der bei HIJIYA-KIRSCHNEREIT (1994) anhand von Beispielen gestreift wird. Daß schließlich auch die Übersetzerseite einbezogen werden müßte, versteht sich von selbst.

Mit der Lage der Übersetzungen aus dem Deutschen einschließlich ihrer Image- und Vermarktungsprobleme, dem Selbstverständnis der sich traditionellerweise stark mit Übersetzungen identifizierenden japanischen Germanistik und Überlegungen zur künftigen Rolle der Übersetzungen befaßt sich, diesmal in umgekehrter Richtung, der folgende Block an Beiträgen.

Hosaka Kazuo widmet sich „Vermarktungsproblemen japanischer Übersetzungen deutscher Gegenwartsliteratur" und diagnostiziert kulturelle Verschlossenheit sowohl auf japanischer wie auf deutscher Seite. Mit fortschreitender Lektüre beginnen die Beiträge des Bandes nun ineinanderzugreifen und in einen Dialog zu treten, so, wenn Hosaka beispielsweise der deutschen Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg ihre „Absicht zur spezifisch deutschen und daher provinziellen Apologie der Vergangenheitserforschung im innerdeutschen Jargon" vorwirft und Walsers Roman *Ein springender Brunnen* heranzieht, das Werk, bei dem sich Weiss wunderte, weshalb es in Japan keine Neugier weckt. Hosaka vermißt „anrührende Rufe", die auch japanische Leser fesseln könnten. Hier klingt der Ruf nach Literatur als Lebenshilfe an, der allerdings ihm zufolge mit der Studentenbewegung der späten Neunzehnhundertsechziger und Mishimas Selbstmord 1970, den er als Fanal eines gescheiterten Protestes deutet, verlorengegangen sei. Lebensanleitungen suche man seither in anderen Medien.

Mishima Ken'ichi packt die Rezeption deutschen Schrifttums in Japan mit der ironiegesättigten Gestik des Sozialphilosophen an, der mit dem Faktischen zugleich auch den sozialen Status und die Rollen des Rezipierten in der Zielkultur in den Blick nimmt. Im Vergleich zum Französischen haftet demnach dem Deutschen ein „Anhauch von Autoritärem und von geistiger Eingeengtheit" an. „Geistesriesen und Dichterfürsten", die bis in die Nachkriegszeit auch im Taschenbuch gut repräsentiert waren, sind mittlerweile auf dem japanischen Buchmarkt nur noch spärlich vertreten. Doch neben den globalen Entwicklungen, die auch an Japan nicht vorbeigehen, macht Mishima die mangelnde Qualität der Übersetzungen für das Desinteresse der Leserschaft verantwortlich.

Die *gesellschaftlichen und historischen Dimensionen des Übersetzens* werden eingehend von Ueda Kōji beleuchtet. Er schildert in seinem Beitrag „Die Bedeutung des Übersetzens in der japanischen Germanistik" den Prozeß des „Ringens mit Vorbildern in fremden Sprachen" und charakterisiert das besondere Verhältnis von Forschung, Übersetzung und literarischem Schaffen, das sich bereits in der Benennung des Fachs verbirgt. Wie Mishima greift Ueda bis in die frühe Meiji-Zeit und damit zum Ausgangspunkt der japanischen Moderne zurück, um sich, auch im historischen Längsschnitt, mit Übersetzungskonzeptionen und der Frage

nach dem Wie und dem Was des Übersetzens zu befassen. Interessanterweise sieht er wie Aizawa Keiichi einen Wendepunkt im japanischen Verhältnis zur Literatur und insbesondere zur Übersetzungsliteratur in den frühen Neunzehnhundertsiebzigern (und trifft sich dabei auch mit Hosakas Einschätzung). Bei Ueda werden historisch-strukturelle Gründe genannt, etwa das Schrumpfen der Fremdartigkeit, die das Interesse an Übersetztem dämpft. Hier nun setzt Aizawa mit seinen Überlegungen zu „Neuen Anforderungen nach dem Zeitalter der Literaturübersetzungen" an. Ausgehend vom Ende der „Übersetzungskultur" untersucht er die Rolle von Übersetzungen in der interkulturellen Kommunikation. Auch Aizawa holt historisch aus, um zunächst den fundamentalen sprachschöpferischen Beitrag von Übersetzungen zum Zweck der Kompatibilisierung des Japanischen mit den Idiomen der Moderne zu umreißen. Das „Ringen um eine übersetzungstaugliche Sprache", die Erfindung der Nationalsprache (*kokugo*) waren Voraussetzungen für die Modernisierung von Staat und Gesellschaft. Die Akkulturierung des Fremden als Form der positiven Identifikation, Prozesse der De- und Rekulturalisierung in den verschiedenen historischen Phasen des Übersetzens werden bei Aizawa lebendig. Mit der Ent-Fremdung der Übersetzungen, der von japanischen Lesern offenbar empfundenen subjektiven Vertrautheit mit den übersetzten Welten, aber auch mit dem Verlust der identitätsstiftenden Rolle der Literatur sieht Aizawa neue Aufgaben für Übersetzer im außerliterarischen Bereich. Auch er plädiert für eine Professionalisierung der Sprachmittler und appelliert dabei an die Bildungspolitik zur Einrichtung entsprechender Studiengänge wie auch für ein besseres Marketing, das dazu beizutragen hätte, einen angemessenen Bedarf an Übersetzungen wie an qualifizierten Übersetzern zu schaffen.

Übersetzerisches Handeln wird in den sich anschließenden Beiträgen aus linguistischer und philologischer Perspektive mit wiederum umgekehrtem Vektor vor allem am Beispiel von Lyrikübertragungen beleuchtet. Judith Macheiner konstatiert zu Recht, daß es „nicht die Aufgabe der Wissenschaft sein (könne), festzulegen, was die wahre Übersetzung ist". Aber ihren Gegenstand, das Übersetzen, die Übersetzung, unter dem Aspekt der Entsprechung bzw. der Äquivalenz zwischen Original und Übersetzung zu erfassen, dazu liefere die Wissenschaft von der Sprache das theoretische und methodische Instrumentarium. Macheiner geleitet uns sogleich zum „Linguistischen Kern des Problems", indem sie uns die „besondere Art des Meinens von Sprachen", die spezifische Informationsverteilung in einem Text und seiner Übertragung, vor Augen führt. Wir werden durch sie für die besonderen syntaktisch-semantischen Möglichkeiten von Ausgangs- und Zielsprache sensibilisiert und verfolgen an ihrer zwingend vorgetragenen Argumentation entlang die Differenzen

„zwischen dem grammatisch dominierten Ordnungsprinzip und dem pragmatischen Prinzip der kontextuellen Angemessenheit". Im Vergleich deutscher und englischer Übersetzungen von Haiku wird dabei der Blick auf die je optimale Informationsverteilung, aber auch auf das „innerste Verhältnis der Sprachen zueinander" gerichtet, der uns erst erlaubt, den „poetischen Freiraum von Übersetzungen ernsthaft zu beurteilen".

Nun eignet sich Lyrik bekanntlich in besonderem Maße zur Demonstration von Übersetzungsfragen, gilt sie doch in ihrer Konzentration und Verdichtung als „große Zuchtmeisterin der Prosa" (Joseph Brodsky). Robert F. Wittkamp geht seine „Überlegungen zu formalen Aspekten bei der Haiku-Übersetzung" vom japanischen poetologischen Regelwerk für das Genre her an und sichtet am Vergleich zahlreicher Übersetzungsfassungen die Möglichkeiten, Wirkungsäquivalenzen in der Zielsprache zu schaffen. Die Zeitgebundenheit von Übersetzungen streift er ebenso wie die auch bei dieser knappsten aller Lyrikformen unerläßlichen Erfordernisse literarisch-kultureller Kompetenz. Vielleicht legt seine abschließende Forderung nach Einbettung der Gedichtübersetzung in einen Kommentar jedoch noch anderes für unser Verständnis von Haiku nahe, denn bezeichnenderweise kommen auch japanische Lyrikausgaben kaum ohne einen Apparat von Erläuterungen und Paraphrasen aus. Die vielgerühmte Elliptik dieses Genres wäre mithin zu relativieren.

Teil der aktuellen Debatte sind Überlegungen, das Übersetzen und seinen Kontext unter feministischen und postkolonialen Gesichtspunkten neu zu bewerten. Nicola Liscutin macht in ihrem Beitrag „Erotische Zwiegespräche – Feministische Ansätze in der Übersetzung japanischer Literatur" auf den Zusammenhang von Übersetzung, Sprache und Geschlechterdifferenz aufmerksam. Übersetzung als „literarisches Äquivalent" von Kolonialisierung zu begreifen, gehört zu den Prämissen poststrukturalistischer Literaturwissenschaft, und so unternimmt es Liscutin, unter Zurückweisung binär-dualistischen Denkens die Rolle des Übersetzens im Rahmen einer *écriture féminine* zu umreißen. Was sie, unter Berufung auf Gayatri Spivak, für das Übersetzen aus nicht-westlichen Sprachen – weshalb nur ihnen? – abschließend jedoch als „Ethik und Erotik des Übersetzens" herauskristallisiert, erweist sich mit der Forderung nach intimer Kenntnis der Ausgangs- und Zielsprache, der Beachtung der rhetorischen Natur des Textes und der Wahrung von Distanz zu ihm als überraschend altvertrautes Faustregelwerk für die Übersetzerpraxis. Bemerkenswert ist für unseren Kontext auch die Beobachtung, daß im Übersetzen durchaus eine zentrale Zukunftsaufgabe für die Postcolonial Studies gesehen wird (Kämmerlings 2000). Im übrigen aber unterstreicht der Beitrag eine Grundtatsache des Übersetzens und der Übersetzung –

daß sich darin stets die Erwartungen der Zielkultur an den Text, ihr „Weltbild" und ihre ideologische Verfaßtheit spiegeln.

Barbara Mantheys Ausführungen zu „Maschinellen Übersetzungen aus dem Japanischen – Lexikalische, syntaktische und semantische Ambiguitäten" knüpfen auf theoretischer wie auf praktischer Ebene, von linguistischen bis hin zu berufsbezogenen Aspekten, an viele der zuvor thematisierten Fragen an. So zeigt Manthey beispielsweise auf, welche Probleme beim Übersetzen im Hinblick auf die unterschiedliche Struktur der Sprachen entstehen, welche Ambiguitäten in grammatisch-lexikalischer, syntaktischer und pragmatisch-semantischer Hinsicht zu bewältigen sind und wie maschinell damit umgegangen werden kann. Indem sie Möglichkeiten und Grenzen des praktischen Einsatzes von maschinellen Übersetzungen auslotet, sichtet sie auch die Zukunftsperspektiven einer Wachstumsbranche, denn ungeachtet der eher verhaltenen Prognosen, die sich aus dem von Weiss, Mishima, Hosaka, Ueda und Aizawa beobachteten beidseitigen Desinteresse der Leserschaften für Literatur ergeben, die das Übersetzungsgeschehen laut Koch über lange Zeit hinweg beherrschte, wächst der Bedarf an Übersetzungen weltweit in rasantem Tempo. Die Globalisierung macht Übersetzungen nicht etwa überflüssig, sondern fordert sie in immer größerem Maße ein.

Zum *Zusammenhang von Übersetzen und kreativem Schreiben* äußern sich abschließend zwei Schriftsteller, deren Werke in die jeweils andere Sprache übertragen wurden und die damit Einblicke in die aktive wie die passive Seite des Übersetzens vermitteln.

Furui Yoshikichi, Romancier und Übersetzer von Musil, Broch und anderen, denkt über den Einfluß des Übersetzens auf seine literarische Arbeit nach. Das Übersetzen, die auch bei ihm ins Bild der Überquerung eines Flusses, die so zentrale fluviale Metapher, gesetzte Qual und Leidenschaft, eröffnet ihm die unterschwelligen Möglichkeiten des eigenen Werks. Ursula Krechel, Lyrikerin und Dramatikerin, die selbst auch aus mehreren Sprachen übersetzt, stellt sich in ihrem kunstvollen literarisch-essayistischen Textgewebe in die Tradition der Dichter-Übersetzer, steigt Fragen nach Übersetzbarkeit und Nicht-Übersetzbarkeit nach und berichtet über die Angstlust des Übersetztwerdens.

Gerahmt wird der Band durch einen kurzweilig gedachten Einstieg, der populäre Mythen zum Übersetzen Japanisch-Deutsch-Japanisch vor dem Hintergrund allgemeiner Erkenntnisse zum Sprachtransfer Revue passieren läßt, und eine Auswahlbibliographie, die das breitere Umfeld theoretischer und praktischer Überlegungen zum Übersetzen zwischen dem Japanischen und europäischen Sprachen absteckt.

Dem einführenden Charakter dieser Monographie entsprechend und gemäß der Absicht, möglichst vielfältige Ansätze zum Thema „Überset-

zen“ zu präsentieren, bieten die einzelnen Beiträge ein denkbar buntes Bild. Ihre unterschiedlichen Präsentationsformen und die Diversität ihrer sprachlich-stilistischen Gesten bis hin zum beibehaltenen Vortragsstil spiegeln differierende Aussage- und Gültigkeitsansprüche. Eine einheitliche Sicht wurde nicht angestrebt, ja sie erscheint weder möglich noch wünschenswert. Vielmehr beleuchten die Beiträge unterschiedliche Seiten, oft kommentieren sie sich auch gegenseitig, ohne dies unbedingt intendiert zu haben, und sie relativieren sich im Ensemble. Doch es geht uns mit diesem Text wie mit jedem anderen – das eigentliche Buch entsteht im Kopf des Lesers.

Abschließend sei Dr. Heinz H. Becker, dem Leiter des Goethe-Instituts Tōkyō, Gastgeber und Mitveranstalter des ersten Symposiums, herzlich für die gute Zusammenarbeit gedankt. Dr. Richmod Bollinger half seitens des DIJ bei der organisatorischen Vor- und Nachbereitung. Dank gebührt auch den Autorinnen und Autoren, zumal jenen, die den Band bereitwillig durch thematisch ergänzende Beiträge erweiterten, und den Übersetzern Isolde Arai und Matthias Hoop. Die Saison-Stiftung hat die Tagung „Der Weltliteratur auf der Spur“ freundlicherweise gefördert. Ohne den tatkräftigen Einsatz von Ines Günther, Mitarbeiterin des DIJ im Verbindungsbüro an der Freien Universität Berlin, die den Band im Jahre 2000 redaktionell bearbeitete, hätte diese Monographie nicht erscheinen können. Die Herausgeberin dankt ihr dafür von Herzen!

Tōkyō, im Juni 2001 Irmela Hijiya-Kirschnereit

Literaturverzeichnis

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1994): Nihon bungaku shōkai habamu Eigo yūsen shugi [Die Hegemonie des Englischen beeinträchtigt die internationale Verbreitung japanischer Literatur]. In: *Asahi shinbun* (Abendausgabe), 15. November 1994, S. 11.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (2001): Murakami Haruki o meguru bōken: „Bungaku shijū sōdan“ no fukyōwaon [Abenteuer um Murakami Haruki oder Mißklänge im „Literarischen Quartett“]. In: *Sekai* (Januar 2001), S. 193–199.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (in Vorbereitung): *Japanische Literatur im Spiegel deutscher Zeitungskritik. 1945–2000* (Bibliographische Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung, 10) München: Iudicium.

Kämmerlings, Richard (2000): Nach dem Sprechchor der Solidarität: Migranten, Nomaden, Touristen und andere Bürger der Weltgesellschaft:

Die postkoloniale Literaturtheorie historisiert sich selbst. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. Juni 2000, S. N3.

Katō Hidetoshi (Hg.) (2000): *Nihongo no kaikoku* [Die Landesöffnung des Japanischen]. Tōkyō: TBS Britannica.

Ōhashi Ryōsuke (Hg.) (1993): *Bunka no hon'yaku kanōsei* [Die Übersetzbarkeit der Kulturen]. Kyōto: Jinbun shoin.

Schamoni, Wolfgang und Asa-Bettina Wuthenow (1999): Vorbemerkung. In: *hon'yaku – Heidelberger Werkstattberichte zum Übersetzen Japanisch-Deutsch* 1 (September 1999), S. 3–4.

Stalph, Jürgen, Gisela Ogasa und Dörte Puls (1995): *Moderne japanische Literatur in deutscher Übersetzung: Eine Bibliographie der Jahre 1868–1994* (Bibliographische Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung, 3). München: Iudicium.

Stalph, Jürgen (1998): Von Kröten und Wundermännern: Zur Geschichte der japanisch-deutschen Lexikographie/Of Toads and Wizards: On the History of Japanese-German Lexicography. In: *DIJ Newsletter: Mitteilungen aus dem Deutschen Institut für Japanstudien* 4 (Juni 1998), S. 1–3.

Stalph, Jürgen (2000): Ballkleid, Huzi, Zyselmaus: Tausendundelf japanisch-deutsche und deutsch-japanische Wörterbücher/One thousand and eleven Japanese-German and German-Japanese dictionaries. In: *DIJ Newsletter: Mitteilungen aus dem Deutschen Institut für Japanstudien* 9 (Februar 2000), S. 1–3.

Stalph, Jürgen und Harald Suppanschitsch (1999): *Wörterbücher und Glossare: Eine teilannotierte Bibliographie japanisch-deutscher und deutsch-japanischer Nachschlagewerke* (Bibliographische Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung, 5). München: Iudicium.

Wuthenow, Asa-Bettina (1998): Von Durchfällen und anderen Krankheiten oder Das Wörterbuch, dein Freund und Helfer. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 24 (Mai 1998), S. 95–102.

„Stille Post“ – Ein Rundgang

Irmela Hijiya-Kirschnereit

> … ins Unübersetzbare hinabsteigen und dessen Erschütterung empfinden, ohne es je abzuschwächen, bis der ganze Okzident in uns ins Wanken gerät und mit ihm die Rechte der Vatersprache …
> (Roland Barthes)

Um das Übersetzen haben sich Generationen um Generationen Gedanken gemacht. Die Vielheit der Idiome und der Reichtum der Kontakte zwischen Individuen und Völkern haben das Nachdenken über die Notwendigkeit, die Möglichkeiten und die Grenzen des Übersetzens beflügelt. Wer sich mit dem Übersetzen befaßt, steht in einer langen Tradition, die sich besonders in Europa entfaltet hat. Auch nur die Namen derer aufzuzählen, die Wichtiges und Traditionsbildendes zum Übersetzen formuliert haben, ergäbe eine so beeindruckende wie entmutigende Liste. Es war die Vielsprachigkeit der antiken Imperien, die in mehr als einer Schrift zugleich überlieferten steinernen und papierenen Dokumente, die uns die Kenntnis mancher Sprachen und die Entzifferung von Schriften wie den Hieroglyphen erst ermöglichte. Zahlreiche Wissenschaften, von der Philosophie bis zur Linguistik, von der Rezeptions-, Kontakt- und Funktionsgeschichte bis hin zum jüngsten Zweig, den das Verhältnis von Sprache und Macht fokussierenden Postcolonial Studies, und schließlich die Übersetzungswissenschaft oder Translatorik haben sich des Themas angenommen. Und da Fragen der Übersetzung letztlich unabhängig von einem bestimmten Idiom erörtert werden können, läuft dies auf die Feststellung hinaus: Alles ist schon durchdacht, alles schon am Beispiel irgendeines Sprachenpaares gesagt worden. Es gibt also, so ist zu fürchten, in puncto Übersetzung nichts Neues unter der Sonne.

Man muß sich diese Tatsache wohl zunächst klarmachen und einige Atemzüge und Gedankenflüge einlegen, um dennoch das Vorhaben, die Probleme des Übersetzens zwischen dem Japanischen und dem Deutschen und umgekehrt zu sichten, nicht gleich als überflüssig abzutun. Immerhin, die Tatsache, daß es zum Thema Übersetzen womöglich nichts Neues mehr zu sagen gibt, bedeutet nicht zugleich auch, daß es nicht

dennoch sinnvoll sein kann, sich einmal unter der Perspektive eines bestimmten Sprachenpaares mit Fragen des Übersetzens zu befassen. Für das Sprachenpaar Japanisch-Deutsch jedenfalls sind solche Überlegungen noch nicht systematisch angestellt worden. Und es gibt, abgesehen von den verallgemeinerbaren Grundproblemen des Transfers zwischen weit auseinanderliegenden Sprachen und Kulturkreisen, natürlich doch eine Menge historischer und soziokultureller Spezifika, ganz zu schweigen von dem, was die Sprachen selbst betrifft und deren ureigene „Arten des Meinens" (Judith Macheiner), die näher zu beleuchten einen Gewinn an Erkenntnis verspricht.

Daß wir uns mit Überlegungen zum Übersetzen aus dem und in das Japanische nicht etwa auf weitgehend unerschlossenem Terrain bewegen, hat schließlich auch Vorteile, die diejenigen offenbar nicht recht zu würdigen wußten, die sich, vor allem in bezug auf Details und technische Fragen, dazu geäußert und den Eindruck vermittelt haben, Übersetzen zwischen Deutsch und Japanisch sei etwas fundamental Besonderes. Das Rad muß jedenfalls nicht neu erfunden werden.

So liegt in der Tat eine Fülle an Publikationen zur Geschichte und zu Einzelproblemen des Übersetzens in beiden Richtungen, zur Rezeption und zur Wirkungsgeschichte vor. Was die zuletzt genannten Aspekte angeht, ist es allerdings kein Zufall, daß die Darlegungen eher die Richtung Deutsch-Japanisch betreffen, denn dies entspricht der diesbezüglichen Asymmetrie der Verhältnisse. Zum Übersetzen Japanisch-Deutsch findet man hingegen häufiger Hinweise auf die Schwierigkeiten der Übertragung, gerade auch in Vor- und Nachworten von Übersetzungen und anderen allgemeinen Erörterungen, die nicht in die Auswahlbibliographie am Ende dieses Bandes eingegangen sind. Diese Hinweise auf die sprachliche und kulturelle Distanz vom Japanischen zum Deutschen dienen meist mehreren Zielen zugleich. Sie mögen das Fremdartige dem deutschen Leser näherzubringen versuchen, sein Verständnis für den Text erweitern. Oftmals aber, vielleicht unbewußt, zeichnet die Hervorhebung des Fremdartigen auch denjenigen aus, der diese Distanz als Vermittler überbrückt und der mit dieser Geste sein Publikum zu gewinnen hofft: Schaut her, welche Mühsal, welche Unmöglichkeiten ich bewältigt habe!

Doch um nicht falsch verstanden zu werden – das Reden von Übersetzungsproblemen ist nicht etwa überflüssig, selbst wenn es ab und an als Nebeneffekt dem Narzißmus des Übersetzers schmeicheln sollte. Es ist bedauerlich und bedenklich genug, wenn nur der Praktiker selbst sich zur Ausführung äußert. Und wer mag ihm dies schon vorhalten wollen, wo doch die Nichtbeachtung seiner Leistung die Regel ist? Der Übersetzer als „unsichtbare Person in einem schalltoten Raum" – so formulierte

Burkhart Kroeber unter Berufung auf Dieter Zimmer die *misère noire* seiner Profession (Kroeber 2001).

In Texten dieser Art und in der allgemeinen Rede zum Übersetzen zwischen den beiden Sprachen stoßen wir nicht selten auf Gemeinplätze und Mythen. Es handelt sich dabei um verbreitete Grundannahmen zum Übersetzen wie um eingefahrene Vorstellungen zum Charakter des Deutschen und des Japanischen. Schauen wir uns diese zunächst einmal an und versuchen wir, die spezifischen Ansichten, wie wir sie in den Aussagen zum Übersetzen Japanisch-Deutsch-Japanisch vorfinden, mit den allgemeinen Ansichten in Beziehung zu setzen. Dabei soll die praktisch-pragmatische Situation des Übersetzens im Mittelpunkt stehen. Die allgemeinen Theorien hingegen werden hier nicht näher aufgerollt, sie dienen nur zur Referenz.

Übersetzbar – unübersetzbar?

Die wohl gängigste Annahme betrifft die Möglichkeit des Übersetzens überhaupt. Während die einen das Übersetzen grundsätzlich anzweifeln, bestehen die anderen auf der prinzipiellen Übersetzbarkeit aller sprachlichen Äußerungen. Und diese Ansichten existieren unabhängig davon, zwischen welchen der etwa 6 000 Sprachen, die gegenwärtig auf der Erde gesprochen werden, übersetzt wird. Doch sehen wir uns die beiden gegensätzlichen Positionen, zu denen es auch noch eine Reihe von Zwischenstufen gibt, einmal etwas genauer an, und zwar anhand der Argumente, die für die Übersetzbarkeit oder die Unübersetzbarkeit zwischen dem Deutschen und dem Japanischen angeführt werden.

Die japanische Zeitschrift *Shinchō* brachte im April 1992 eine Sondernummer, ein „Lesebuch zum neuesten Japanisch" (oder ein „neuestes Lesebuch zum Japanischen?" – *Saishin Nihongo tokuhon*) heraus. In einem Sonderteil, betitelt mit „Das läßt sich nicht übersetzen" (*Kore wa hon'yaku dekimasen*), äußerten sich etwa zehn japanische und nichtjapanische Autoren und zählten Beispiele für japanische Wörter oder Ausdrücke auf, die sie für übersetzungsresistent hielten, darunter Wörter wie *furusato* [Heimat] und *sakura* [Kirschblüte] bzw. *hana* [Blume, Blüte, Kirschblüte] sowie idiomatische Wendungen nach der Art von *yoroshiku o-negai shimasu* oder *ganbatte kudasai*. Viele Japanologen, Übersetzer und Japanreisende haben sich ähnlich, oft nur *en passant*, zu einzelnen Wendungen oder zum Grundwortschatz geäußert wie etwa Dietrich Krusche, der *o-furo* für „eigentlich unübersetzbar" hält (Krusche 1993: 445).

Nun reizt die redaktionelle Vorgabe natürlich zum Widerspruch, so daß ich meinen eigenen Beitrag zum Sonderteil damals betitelte mit:

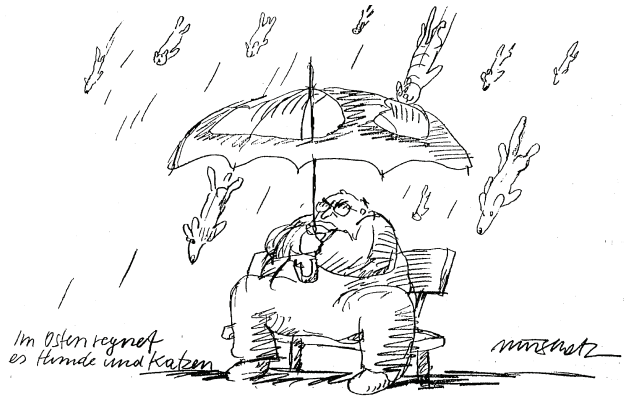
„Wirklich unübersetzbar?“ (*Hontō ni ‚hon'yaku dekimasen' ka?*) und eben diese Wörter, von denen immer wieder zu hören ist, sie seien unübersetzbar, wie *sakura* oder *o-furo* zum Anlaß nahm, um das Gegenteil zu behaupten. Natürlich gibt es Möglichkeiten, diese Wörter ins Deutsche zu bringen. Das Deutsche verfügt in diesen Fällen sogar über entsprechende Einzelwörter, die „Kirschblüte“ und „Bad“ lauten. Selbstverständlich hätten auch diejenigen, die diese Wörter für unübersetzbar halten, im Wörterbuch nachschlagen können, doch ihnen ging es offenbar um einen anderen Aspekt – die Konnotationen der Wörter, und die sind in der Tat jener Teil, der beim Übersetzen von einer Sprache in die andere nicht automatisch mittransportiert wird. Japaner assoziieren mit *sakura* und *o-furo* höchstwahrscheinlich anderes als Deutsche, wenn sie die Wörter „Kirschblüte“ und „Bad“ hören. Auch bei *onsen* denken Japaner vermutlich an etwas anderes als Deutsche bei dem Wort *Badeort* oder *Thermalbad*, obgleich es sich auch hier um klare lexikalische Entsprechungen handelt. Doch nicht jeder Japaner hat bei *onsen* notgedrungen dieselben Assoziationen, und das nicht erst, seit die deutsche Heilbäderkultur in Japan Einzug gehalten hat mit Einrichtungen, die neujapanisch *kuahausu* heißen. Auch in Deutschland wird man mit dem Wort *Thermalbad* Unterschiedliches verbinden, je nachdem, ob man an einen Ort mit Spielbank, Kurschatten und Erlebnistherme oder an einen medizinisch indizierten Heilaufenthalt denkt. Auf jeder der beiden Seiten also existiert ein mehr oder weniger breites Spektrum an Konnotationen. Und selbst wenn diese in der Übersetzung samt ihrem Kontext nicht unmittelbar manifest werden, so lassen sie sich doch sehr wohl umschreiben und erläutern. Das gilt natürlich auch für jene Wörter, für die das Lexikon nicht unbedingt eine Einzelwortentsprechung in der Zielsprache zur Verfügung hält, seien es deutsche Wörter wie „gemütlich“ oder japanische Floskeln wie *gokurōsama*, *yoroshiku o-negai shimasu* oder *yappari are desu nē*. Japanische Sprecher, die wenig eigene Erfahrung mit Fremdsprachen haben, ahnen meist nicht, daß gerade diese weitgehend semantisch leeren Formeln und Floskeln zumindest den Anfängern unter den Übersetzern und Dolmetschern besondere Schwierigkeiten bereiten. Doch sind dies andererseits allesamt keine wirklichen Hürden, denn je nach Situation wird ein versierter Übersetzer eine Entsprechung finden, die in der Zielsprache auch einigermaßen natürlich klingt.

Interessant ist daran nur, daß Muttersprachler eine andere Vorstellung von dem haben, was schwer zu übersetzen sei. In vielen Fällen wird es sich dabei um Mythologeme oder um Ideologien vom angeblich ureigen Deutschen oder vom einzigartig Japanischen handeln. Nur deshalb läßt sich die Vorstellung hegen, Wörter wie „gemütlich“ oder *furusato* [Heimat] seien unübersetzbar.

Auf den Punkt gebracht, hieße dies: Man kann nicht in jeder Sprache alles sagen, aber in jeder Sprache läßt sich sagen, was man in ihr nicht sagen kann. So einfach ist das, und im übrigen bestätigt es nur unsere Alltagserfahrung, denn obwohl wir immer wieder von Übersetzungsbarrieren und Unübersetzbarem reden, gehen wir doch letztlich stets davon aus, daß wir verstanden werden können. Und die Verständigung funktioniert doch in der Tat, sonst wären Sprachgrenzen ja unüberwindliche Kommunikationsbarrieren, was sie nicht sind. Diese Erfahrung gilt, wohlgemerkt, auch für die Übertragung von sprachlichen Kunstwerken, denn, so Karl Dedecius: „Das Wesentliche, die Ratio und die Emotio jeder Kunst, jeder Wissenschaft, die Information und das Erlebnis, die sie auslösen, sind kommunikativ und wiederholbar – also übersetzbar" (Dedecius 1993: 11).

Die sogenannte Wörtlichkeit

Man spricht oft leichthin davon, etwas laute „wörtlich übersetzt" soundso. Und im japanischen Fremdsprachenunterricht sind Wort-für-Wort-Übersetzungen an der Tagesordnung. Kaum vorstellbar, daß auf diese Weise ein Verständnis von Bedeutung und Sinn wachsen kann. Die Absurdität des Verfahrens wird offensichtlich, wenn es sich um idiomatische Wendungen handelt. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Englischen, den in einer Karikatur konkretisierten Satz „Im Osten regnet es Hunde und Katzen", eine visuelle Umsetzung der idiomatischen Wendung „It's raining cats and dogs", die, noch strenger wörtlich, heißen müßte: „Es ist regnend Katzen und Hunde."



Zeichnung: Murschetz

Gemeint ist bekanntlich „Es gießt" bzw. „Es gießt in Strömen", und so müßte folglich auch eine angemessene Wiedergabe dieser Wendung lauten (jap. *doshaburi* bzw. *gōu*). Die deutsche Karikatur macht sich die grotesk-komische Verbildlichung dieser metaphorischen Sprechweise im Englischen zunutze, indem sie zugleich auf eine andere deutsche Redeweise anspielt: „im Regen stehen" im Sinne von „Probleme haben", „in Schwierigkeiten stecken".

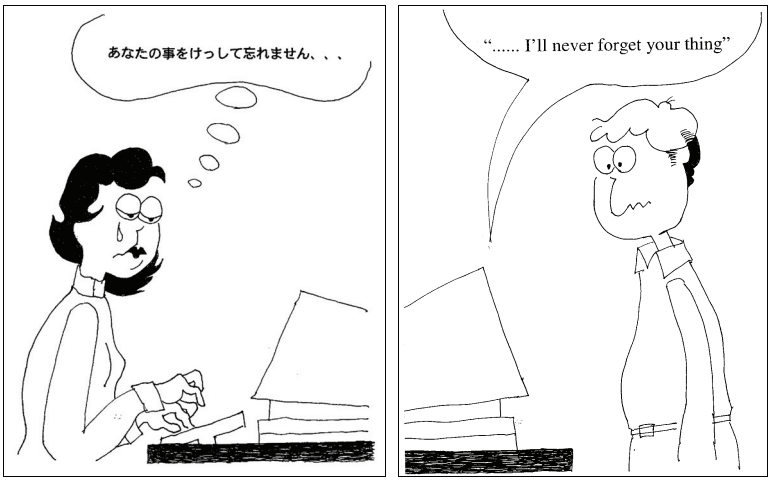
Ein Übersetzer muß mit der Ausgangssprache vertraut genug sein, um idiomatische Wendungen zu erkennen und sie nicht etwa mit einer individuellen Prägung zu verwechseln. An dieser Sicherheit etwa läßt sich u.a. die Qualität einer Übersetzung ablesen. Vor allem die weniger erfahrenen Übersetzer machen den Fehler, zu selten nachzuschlagen, weil sie der Meinung sind, eine Formulierung verstanden zu haben. Doch gerade idiomatische Wendungen ließen sich leicht identifizieren, wenn man die Mühe des Nachschlagens nicht scheute. Für das Deutsche und das Japanische existiert eine Fülle guter Informationsquellen, die uns daneben auch noch über die gesellschaftlichen, kulturellen und emotionalen Konnotationen von Wörtern, Ausdrücken und Redeweisen aufklären, damit nicht Fehler unterlaufen wie die Übersetzung von *ashi o arau* als „die Füße waschen", wo doch gemeint ist, „sich einer Sache entziehen" bzw. „aussteigen". Häufiger liest man Sätze wie „Gehen wir einen Tee trinken" für *o-cha de mo nomi ni ikō* – wobei ja meistens gerade dort, wohin man sich begibt, kein japanischer Tee angeboten wird. Also besser: „Setzen wir uns doch in ein Café!" o. ä. „Das Gesicht waschen" liest man in einer deutschen Übertragung für *kao o arau*; gemeint ist: „sich frischmachen".[1]

Wie unsinnig – und komisch – Wort-für-Wort-Übersetzungen ausfallen können, demonstriert die Karikatur auf der folgenden Seite. Es geht um die japanische Sprechweise … *no koto*, das Thematisieren, das im Japanischunterricht für Anfänger als „… die Sache, das Ding (von)" erläutert wird. Daraus ergibt sich eine fatale Schieflage in der Bedeutung bei der streng wörtlichen Übersetzung.

Auch wenn wir annehmen dürfen, daß selbst eine maschinelle Übersetzung mittlerweile Probleme diesen Grades bewältigt, illustriert das Beispiel doch recht eingängig die Grenzen der Wörtlichkeit.

Wie nahtlos sprachliche und kulturelle Kompetenz beim Übersetzer ineinandergreifen müssen, zeigt sich an einem weiteren Aspekt: Deut-

[1] Diese und die folgenden Beispiele wurden in Übersetzungen japanischer Literatur ins Deutsche aufgespürt. Auf Quellenangaben wird hier jedoch bewußt verzichtet, denn es soll mit dem Hinweis auf Probleme nicht etwa die betreffende Übersetzung denunziert werden.



Zeichnung: Shiraga

sche Leser sind im allgemeinen pedantischer als japanische und stolpern eher über ungenaue, widersprüchliche oder unwahrscheinliche Zahlen- und Zeitangaben in einem Text. Manchmal aber ist es auch nur eine andere Zählweise, die der Übersetzer der Zielsprache anpassen muß. Wenn es beispielsweise in einer zeitgenössischen japanischen Erzählung heißt, eine Frau sei im zehnten Monat schwanger, so wird eine deutsche Leserin leicht vermuten, hier bahnten sich medizinische Probleme an. Doch die Sache ist in Wirklichkeit ganz harmlos, denn Schwangerschaften werden in Japan einfach nur anders, nämlich nach den Mondzyklen, gezählt. Die „Wörtlichkeit“ der deutschen Fassung produziert hier eine Bedeutung, die im Original nicht intendiert war. Die kulturelle Kompetenz in der Zielsprache würde hier eine Angleichung an deren Rede- bzw. Zählweise verlangen.

Zuweilen betont die bewußt eingesetzte „Wörtlichkeit“ die Fremdheit und vorgebliche Exotik der geschilderten Welt, etwa wenn so Alltäglich-Banales wie Körperteile, Orts- oder Personennamen gemäß ihren semantischen Bestandteilen auseinandergepflückt und übersetzt werden. Den Ringfinger, japanisch *kusuriyubi*, mit „Medizinfinger“ oder den Daumen, japanisch *oyayubi*, mit „Elternfinger“ zu übersetzen, ließe sich allenfalls in einem Text rechtfertigen, der in der Ausgangssprache mit diesen konventionalisierten Ausdrücken verfremdend spielt. Die Familiennamen Tanaka, Honda oder Inoue als „Mittenfeld“, „Wurzelfeld“ bzw. „Buchfeld“ oder „Über dem Brunnen“ wiederzugeben, läuft wie die pseudo-etymologisierende Übersetzung von Lokalitäten im Stile von „Schiffsbrücke“

für Funabashi oder „Tausendleben“ für Chitose in der Regel auf Nonsense hinaus. Dieses vor allem in älteren Übersetzungen bis in die neunzehnhundertsechziger Jahre nicht selten praktizierte Verfahren verfremdet den Ausgangstext zusätzlich, und das ausgerechnet da, wo sich den Lesern des Originals keinerlei Auffälligkeiten bieten. – Im übrigen, so sei hier eingeflochten, werden vergleichbare Alienisierungseffekte auch durch das entgegengesetzte Verfahren erzielt, wenn der Übersetzer fremdsprachliche Alltagswörter oder Wendungen in den Zielsprachentext einbaut.[2]

Wer hinter einer „streng wörtlichen“ Übersetzung eine größere Nähe zum Original vermutet, dürfte jedenfalls einem Trugschluß erliegen.

Was heisst Äquivalenz?

Da bisher fast nur Einzelwörter und Floskeln als Beispiele angeführt wurden, könnte man allzu leicht annehmen, die Probleme des Übersetzens ließen sich auf dieser elementaren Ebene erläutern. Doch in der Regel übersetzen wir natürlich Texte. Und mit dem Text tritt der Kontext in Erscheinung. Jürgen Stalph hat die Unterschiede zwischen dem, was er „kleines Übersetzen“ genannt hat, nämlich das lexikographische Arbeiten, das „Pflücken“ von Wörtern, und dem „großen“, dem Übersetzen von Texten, mit der Formel beschrieben „Kontext ist alles“: „Das isolierte Wort ist wenig mehr als nichts. Wörter wirken im Verbund“ (Stalph 2001).

Nehmen wir einmal an – und diese Annahme dürfte auf breite Zustimmung treffen –, der Zweck der Übersetzung sei es, in der Zielsprache ein semantisches Äquivalent zum Ausgangstext zu schaffen. Nun klingt dies klarer als es ist, denn es hängt alles davon ab, was jeweils als semantisches Äquivalent[3] betrachtet wird.

Eine hundertprozentige Gleichwertigkeit zwischen Ausgangs- und Zieltext läßt sich natürlich nie erreichen, denn es ist unmöglich, Sprachrhythmus und Lautsymbolik, Wortspiele und kulturelle Anspielungen in exakter Parallelität von der Ausgangssprache in die Zielsprache zu übertragen. Andererseits gelingt dies aber nicht einmal bei Umschreibungen in ein und derselben Sprache. Man stelle sich nur Beispiele

[2] Daß allerdings auch das Gegenteil zutreffen kann und eine auf den ersten Blick „falsche“ Übersetzung sich als goldrichtig erweisen kann, erläutert Stalph (2001) am Beispiel einer Tanizaki-Passage.

[3] Der Äquivalenzbegriff ist in der Übersetzungsforschung nicht unumstritten. Vgl. hierzu etwa Snell-Hornbys Ausführungen unter dem Zwischentitel „Die Illusion der Äquivalenz“ (1986: 13–16) sowie Koller (1983: 176–191).

wie die sogenannte Übersetzung des *Genji monogatari*, der *Geschichte vom Prinzen Genji*, ins moderne Japanisch der Autorin Setouchi Jakuchō vor, die zu den Bestsellern der späten neunzehnhundertneunziger Jahre zählt. (Vielleicht sollte man hier eher von einer Paraphrase sprechen.) Was an dieser Version stets besonders hervorgehoben wird, ist ihre „gute Verständlichkeit" (*wakari-yasusa*) für heutige Leser. Das jedoch geht unweigerlich mit einem enormen Verlust an literarischer Substanz einher. Da hierzu allerdings bisher keine Klagen zu vernehmen waren, ist zu vermuten, daß die Jakuchō-Fassung des *Genji monogatari* für japanische Leser in den neunziger Jahren ganz andere Erwartungen erfüllt als die eines kanonisierten klassischen Textes, der in all seinen ästhetischen und kulturhistorischen Bedeutungsnuancen ausgelotet werden will. Heutige Leser, die zur Jakuchō-Version greifen, wünschen sich demnach eine besonders leicht verdauliche Lektüre, obwohl sich übrigens auch noch andere moderne Fassungen dieses höfischen Epos anböten, aus dem alles Schwerverständliche getilgt ist und das sich ähnlich liest wie ein moderner Liebesroman.

Es kommt also stets auf die Erwartungen an und den Zweck, den eine Übersetzung erfüllen soll. Will ein nichtjapanischer Mediziner den Inhalt japanischer Fachbücher und Artikel erschließen, so steht ihm dazu mittlerweile ein automatisiertes Übersetzungsprogramm ins Englische zur Verfügung, mit dessen Hilfe er diejenigen Texte findet, die für ihn von besonderem Interesse sind. Diese muß er sich dann allerdings, um sie genauer zu verstehen, von einer Person (nicht von einer Maschine) übersetzen lassen.

Geht in einer Firma eine briefliche Anfrage ein, so kann zur Entschlüsselung des Inhalts und zur Einleitung einer entsprechenden Reaktion eine Rohübersetzung ausreichend sein. Bei allen pragmatischen Übersetzungen, etwa von Gebrauchstexten wie Bedienungsanleitungen, oder bei wissenschaftlichen Texten kommt es zuallererst auf Genauigkeit und Fachkenntnis an.

Bei literarischen Texten wie Erzählungen und Romanen sowie Lyrik muß darüber hinaus jedoch eine ästhetische Übersetzung versuchen, den emotionalen und kognitiven Gehalt zu transportieren und stilistische Äquivalenzen zu finden. Übersetzungen von Literatur sind in diesem Sinne die komplexesten, und dies ist auch der Grund, weshalb gerade sie so häufig als Diskussionsstoff dienen, denn an ihnen lassen sich sämtliche Probleme der Übersetzung demonstrieren.

Zur Qualität von Übersetzungen

Es wurde bereits angedeutet, daß jede Übersetzung einen gewissen Informationsverlust mit sich bringt oder daß zumindest die Akzente in formaler und inhaltlicher Hinsicht sich in der Regel verschieben. Beim Übersetzen erleben wir stets so etwas wie beim Spiel „Stille Post" – ein Text verwandelt sich, während er unter erschwerten Bedingungen weitergegeben wird, in etwas ziemlich anderes. Übrigens besteht eine Möglichkeit der Qualitätskontrolle von Übersetzungen darin, Rückübersetzungen anfertigen zu lassen, um abzulesen, ob alle wesentlichen Elemente des Ausgangstextes erhalten geblieben sind.

Nehmen wir als Beispiel eine Rückübersetzung von Goethes berühmtem Gedicht „Wanderers Nachtlied":

> Über allen Gipfeln
> Ist Ruh',
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögelein schweigen im Walde.
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

1902 wurde das Gedicht ins Japanische übertragen, 1911 aus dem Japanischen ins Französische und kurz darauf zurück ins Deutsche, wobei man annahm, es handele sich um ein japanisches Poem. Eine Literaturzeitschrift druckte es unter dem Titel „Japanisches Nachtlied" wie folgt ab:

> Stille ist im Pavillon aus Jade
> Krähen fliegen stumm
> Zu beschneiten Kirschbäumen im Mondlicht.
> Ich sitze
> Und weine.
> (Crystal 1993: 346)

Ohne genauer zu kommentieren, was alles bei dieser „Stillen Post" abgegangen ist und wo die Metamorphosen stattgefunden haben, sei hier nur Folgendes bemerkt: Wir sehen an dieser Mehrfachübertragung, daß zwar sehr viel Information verlorenging, aber auch viel Neues hinzukam. Zwar wird man die künstlerische Qualität des zweiten nicht mit der des Ausgangsgedichts vergleichen wollen, aber das Interessante daran ist ja, daß die einzelnen Stadien der Übersetzung von einem starken, wenn vielleicht auch irregeleiteten Kunstwillen beherrscht gewesen sein müssen. Besonders die Vorstellung, das Original müsse japanisch gewesen

sein, hat anscheinend die Phantasie des Übersetzers beflügelt, denn das Ergebnis ist eine Ballung von Orientalismen. Typisch ist beispielsweise, daß auch Chinabilder – der „Pavillon aus Jade" – in diese Übersetzerlyrik eingeflossen sind.

Eine solche Mißgeburt als Beispiel einer literarischen Übersetzung vorzustellen läuft nun allerdings Gefahr, diejenigen in ihrer Meinung zu bestärken, die behaupten, eine literarische Übersetzung sei eben doch unmöglich. Immer müsse es dabei zu fatalen Verlusten an Qualität und Poetizität kommen.[4] Diese Einstellung steht übrigens hinter der Vorstellung, wie sie japanische Literaturkritiker vom Schlage eines Nakamura Mitsuo äußern, wenn er der Meinung ist, nur original japanischsprachige Literatur ließe sich in Japan als Kunstwerk goutieren. Die Übersetzungen, seien es Flauberts *Madame Bovary* oder jeder andere europäische Roman in japanischer Übertragung, seien lediglich in bezug auf ihren inhaltlichen Informationswert rezipierbar. Als sprachliche Kunstwerke könnten sie im Japanischen jedoch nicht bestehen (Nakamura 1968). Nun scheint er offenbar schlechte Erfahrungen mit literarischen Übersetzungen gemacht zu haben, wenn er unterstellt, diese seien prinzipiell nicht in der Lage, die individuelle Stilistik von fremdsprachigen Originalen wiederzugeben. Doch dem widerspricht andererseits in ihrer Gesamtheit die japanische Kultur- und Literaturgeschichte der Moderne, die von stilbildenden Übertragungen fremdsprachiger Lyrik und Prosa und Dramendichtung wichtige Impulse zur sprachlichen Erneuerung und unzählige künstlerische Innovationswellen empfing – allein dies Thema wäre eine umfassende Beschäftigung wert (vgl. z.B. Inoue 1992, Yanabu 1998, 2001, Maruyama und Katō 1998). Daß es dabei durchaus, wie zwischen den meisten Kulturen und Literaturen, zu produktiven „Mißverständnissen" kommt, ist zu erwarten und bildet einen wichtigen Gegenstand der Rezeptions- und Wirkungsforschung. Was den stilistischen Reichtum des modernen Japanischen angeht, so sind sich die Sprachwissenschaftler jedenfalls einig – die Fremdsprachenkenntnisse der Schriftsteller-Übersetzer der frühen Moderne befruchteten nicht nur ihre eigene Literatur, sondern die japanische Sprache als Ganzes (Uemura 2001: 15).

Interessanterweise gehen Philologen wie der erwähnte Nakamura Mitsuo oder der Anglist Inoue Ken dennoch von einer klaren Trennung zwischen übersetztem und originalsprachlichem Werk aus. Inoue spricht im Fall von Übersetzungen sogar von einer „Dritten Literatur" (*daisan no bungaku*), die gewissermaßen zwischen der Ausgangssprache und dem

[4] Daß dies durchaus nicht der Fall sein muß, wird anhand einiger Beispiele im Abschnitt „Der Übersetzer in seinem Element" vorgeführt bei Hijiya-Kirschnereit (1993: 80–82).

Japanischen liege (Inoue 1996: 2, 2001: 125–133). Und obgleich auch er, wie viele japanische Literarhistoriker, den Ursprung der modernen japanischen Literatur in den frühen Übersetzungen der ersten zwei Jahrzehnte der Meiji-Zeit aus westlichen Sprachen ansetzt und den Einfluß dessen, was er selber als „zweitklassige Übersetzungen" (*B kyū hon'yaku*) bezeichnet, auf sich und andere japanische Leser nicht groß genug einschätzen zu können meint (Inoue 2001), besteht er auf dem besonderen Effekt des möglichst nicht an die Zielsprache Angeglichenen und propagiert ein Wort-für-Wort-Übersetzen, das einem Natürlichkeitsideal, wie es zumindest von der Tendenz her für Übertragungen ins Deutsche gegenwärtig vorherrscht, und Vorstellungen von Wirkungsäquivalenz deutlich zuwiderläuft.

Treue und Freiheit

Man kann hinter diesem Gegensatz die beiden in Europa seit vielen Jahrhunderten als Eckpositionen diskutierten übersetzungstheoretischen Sichtweisen entdecken, zwischen denen sich jeder Übersetzer einzurichten hat: möglichst große Natürlichkeit, Verständlichkeit und damit Nähe zur Zielsprache im Sinne dessen, was Martin Luther, der Bibelübersetzer, in seinem berühmten „Sendbrief vom Dolmetschen" 1530 „Verdeutschen" genannt hat, – oder Treue zum Original, das Bewahren der Fremdheit auf Kosten der Verständlichkeit in der Zielsprache. Auch Luther hat allerdings das Prinzip des Verdeutschens nicht durchgängig angewandt. Bei wichtigen theologischen Begriffen etwa übersetzt er wörtlich und nimmt dabei in Kauf, daß hier die Verständlichkeit und Eingängigkeit im Deutschen leidet.[5]

Den Disput über „die übermächtigen Embleme des Übersetzungsdenkens … *Treue* und *Freiheit*" (Hirsch 1997: 396) auch nur in Umrissen nachzuzeichen, verbietet sich in einer Problemskizze wie dieser. Doch es dürfte gerade im Hinblick auf die zitierten japanischen Einstellungen zum Umgang mit fremdsprachigen Texten interessant sein, die jeweilige Motivation zu beleuchten. So ging es bei Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher vor allem um die Achtung vor der Andersheit der fremden Sprache und des Werks (397). In der Unmöglichkeit der Äquivalenz

[5] Luther äußert sich dazu beispielsweise im „Sendbrief" wie folgt: „Doch hab ich widerumb nicht allzu frey die buchstaben lassen faren, Sondern mit grossen sorgen sampt meinen gehülffen drauff gesehen, das, wo etwa an einem ort gelegenn ist, hab ichs nach den buchstaben behalten, und bin nicht so frey davon gangen…" (Luther 1964: 640).

aber beklagt Humboldt nicht einen Mangel, sondern er faßt sie als kreative Möglichkeit der Sprachentwicklung auf. Mit der Treue beim Übersetzen ist seiner Auffassung nach „nothwendig verbunden, dass die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt", wie er in seiner *Agamemnon*-Einleitung schreibt (zitiert nach Frey 1997: 59). Diese dürfe nun allerdings nicht so sehr überhandnehmen, daß der Text unverständlich würde. Wenn die Übersetzung andererseits aber diese Fremdheit unterdrückte, beraubte sie den Ausgangstext und dessen Sprache jeglicher Individualität.

Um nun japanische Einstellungen zu Treue und Freiheit der Übersetzung zu deuten und zu evaluieren, wären sie in den Kontext der spezifischen historischen Erfahrungen zu setzen. Seit den frühesten Kulturkontakten mit Korea und China in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten und der Übernahme der chinesischen Schrift, aus der sich in der Folge auch japanische Silbennotationssysteme und die sinojapanische Mischschrift entwickelten, existiert ein Verhältnis kreativer Aneignung, das zu einem Nebeneinander der verschiedensten Stadien sprachlicher und kultureller Assimilation von Fremdem führte. Auf den Bereich der Sprache konzentriert, bedeutet dies beispielsweise, daß mit der Aufnahme eines breiten chinesischen Wortschatzes in sinojapanischer, der sogenannten *on*-Lesung das Bewußtsein für deren fremden Ursprung, vergleichbar mit lateinischen Lehnwörtern im Deutschen, verblaßt. Die Möglichkeit, chinesische Texte japanisch zu lesen, verwischt das Empfinden für deren Fremdheit, zumal die – für beide Sprachen identische – Schriftform ja ein unabweisbares Bindeglied zwischen ihnen darstellt. Zudem hat die Tradition der „lesenden Auslegung" (*dokkai*) wie auch die Mehrfach-Lesbarkeit chinesischer Zeichen im japanischen alltäglichen Sprachgebrauch vermutlich die Wahrnehmung einer Deckungsungleichheit von (identisch geschriebenen) Wörtern gedämpft. Wenn nun aber das Chinesische viele Jahrhunderte lang, unterbrochen nur durch die Begegnung mit Europa im späten sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhundert, die einzige Fremdsprache war, die zudem noch so gut wie ausschließlich in schriftlicher Form in Japan rezipiert wurde, so läßt sich nachvollziehen, daß der spezifische Umgang mit diesen Dokumenten und die eigentümliche Zwitterstellung des Chinesischen in Japan als einer Sprache, derer man sich schriftlich bedienen konnte, ohne sie zu sprechen, das Verhältnis zu allen anderen Fremdsprachen und das japanische Übersetzungsdenken prägte. Mit anderen Worten, bei der selektiven Vereinnahmung des Fremden und der Artikulierung des Eigenen diente China als Parameter von Verstehbarkeit und Alterität. Im Umgang mit dem Chinesischen in Japan war nicht nur die Polarität von fremd und eigen, sondern auch die Dualität von Zeichen und Bedeutung aufgehoben. Diese kam

erst durch den Kontakt mit westlichen Sprachen gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ins Spiel, indem japanische Übersetzer erstmals gefordert waren, „to divide the acts of signifying and interpreting into radically dichotomized poles of opaque, standard *signans* and absent, mediated *signatum*" (JACKSON 1990: 259). Damit aber wurden in der Moderne nicht nur neue Inhalte durch Übersetzungen vermittelt, sondern das Übersetzen selbst, wie auch die Vorstellungen von Sprache, Zeichen und Bedeutung im japanischen Denken, fundamentalem Wandel unterworfen. Der eben zitierte Earl Jackson illustriert das, was er die in der Meiji-Zeit neu herausgebildete „Metaphysik der Übersetzung" nennt, an der Lyrik des Symbolismus in Japan. Zwar muß hier darauf verzichtet werden, diesen Ansatz weiter zu verfolgen. Er verspricht jedoch Aufschlüsse in unterschiedlichsten Richtungen. Wenn man nämlich vermutet, daß ungeachtet des behaupteten Wandels sich das japanische Übersetzungsdenken in einigen Elementen weiterhin am Modell des traditionellen Sprach- bzw. Schriftverhältnisses Chinesisch-Japanisch orientiert,[6] so ließen sich einige markante Besonderheiten wie die explizite Wertschätzung des Wort-für-Wort-Übersetzens und des Verzichts auf Natürlichkeit der Übersetzungssprache wie auch die Vorstellungen von Treue und Freiheit des Übersetzens bis hin zu japanischen Erörterungen von Möglichkeiten und Grenzen interkultureller Kommunikation (YANABU 1998) oder zur „Übersetzungskultur" (YANABU 2001) besser deuten.

KULTURTATSACHEN

Die noch junge Geschichte des Übersetzens zwischen dem Japanischen und dem Deutschen zu schreiben, bedeutet unter anderem, den Wandel im Umgang mit Problemen und Grundfragen wie denen von Treue und Freiheit aufzuspüren und die bewußten und unbewußten Vorentscheidungen des Übersetzers darüber, welchen Charakter und welche Wirkungsabsicht er dem zu übertragenden Text zuspricht in der Annahme, daß auch diese nicht allein individuell erklärbar sind, sondern auf zeit- und kulturgebundenen Einstellungen beruhen. Viele Übersetzer haben bekanntlich in Vor- oder Nachworten oder auch in gesonderten Essays Rechenschaft über ihre Verfahrensweisen abgelegt und ihre Entscheidungen für einen bestimmten Übersetzungsstil mit ihrer Interpretation des Textes begründet. Man kann diese Entscheidungen und die ihnen zu-

[6] Zur Praxis der Übersetzung aus westlichen Sprachen, in diesem Fall Englisch, nach dem traditionellen Muster der *kundoku*-Lektüre, des japanischen Lesens eines in chinesischen Zeichen verfaßten Texts, vgl. KOTAJIMA (1997).

grundeliegende Textdeutung aber auch umgekehrt aus dem Ergebnis erschließen.

Auch der Umgang mit fremden Kulturtatsachen ist historischem Wandel unterworfen. Die Schwierigkeiten japanischer Übersetzer europäischer Werke in der Frühphase der Moderne etwa, die für all die fremden Gegenstände und Begriffe japanische Äquivalente erst schaffen mußten, sind kaum noch vorstellbar, als Wörter wie „Natur", „Liebe" oder „Recht", aber auch Personalpronomina wie „er" und „sie" Einzug in eine Sprache hielten, die zuvor ohne sie ausgekommen war (YANABU 1991). Nichts hat, wie wir wissen, die japanische Sprache als Ganzes in der Moderne so verändert wie die Notwendigkeit angemessener „Verjapanischung" fremder Texte, die auch nicht vor Grammatik und Syntax haltmachte und neue Denkformen im Japanischen ermöglichte. Die Frühzeit der Übersetzungen ist in bezug auf die Lexik geprägt von einer großen Zahl kreativer Neuschöpfungen in Form von sinngemäß erstellten Kanji-Komposita nach dem Muster *hon'yaku* für „Übersetzung" aus *yaku(-suru)* [Kanji japanisch lesen] und *hon* bzw. japanisch *hirugaesu* [das Innere hervorkehren][7] sowie durch die wiederum spezifisch japanische Möglichkeit, ein Wort lautwertig zu übernehmen und mit semantisch angepaßten Kanji zu versehen wie *kurabu* für das englische *club* in der Schreibung 倶楽部 . Je näher wir jedoch der Gegenwart rücken, desto stärker wird bekanntlich die Tendenz, Fremdwörter nur noch nach ihrem Lautwert, allenfalls mit Abkürzungen, zu übernehmen wie *rimokon* (< engl. *remote control*) für „Fernbedienung" oder *rorikon* (< engl. *Lolita complex*) für „Lolita-Komplex".

In umgekehrter Richtung ließen sich ähnliche Beobachtungen anstellen, auch wenn sich natürlich Überlegungen zum sprach- und stilprägenden Einfluß des Japanischen auf das Deutsche erübrigen. Doch die Anpassung fremder Realien an den deutschen Text läßt gleichfalls verschiedene Lösungen zu, sei es in Form der bereits erwähnten „Exotismen", die *jikatabi* als japanisches Wort in den deutschen Satz einbauen und in einem entsprechenden Glossar als „baumwollene Zehenstiefel" wiedergeben, oder sei es in Form von Bedeutungsanpassungen und Lehnübersetzungen wie „Regentür" für *amado.* Daß die japanische Lebenswelt durch die Medien in Europa ungleich bekannter ist als zuvor und ihr viel Fremdheit genommen wurde, trägt wie die Tatsache, daß japanische Exportartikel ihre Bezeichnung in die Fremde mitgenommen haben, dazu bei, die Arbeit

[7] Man beachte die Symbolik dieses für uns zentralen Terminus! Hier bildet sich in nuce die Präfiguration des Übersetzens im japanischen Sinn durch das „japanische Lesen" eines chinesischen Textes ab. Vgl. auch die weitergehende Interpretation des Terminus bei JACKSON (1990: 259).

des Übersetzens zu erleichtern. Wörter wie Sushi oder Futon können, wie Jahrzehnte zuvor schon Kimono oder Geisha, als lexikalisierte Bestandteile des Deutschen behandelt werden.

Ungeachtet dieser für das Übersetzen insgesamt marginalen Erleichterungen bleibt die Alterität der fremden Welt jedoch bestehen und damit die Frage nach dem Umgang mit ihr. „Sprachtatsachen werden übersetzt, Kulturtatsachen aber nicht", formuliert Dieter Zimmer (1993) kurz und bündig. Nun haben aber, um zum Ausgangspunkt dieses Gedankengangs zurückzukehren, frühere Übersetzergenerationen durchaus versucht, auch die der Leserschaft der Zielsprache so fremden Kulturtatsachen einzubürgern. Nehmen wir als Beispiel die allererste Übersetzung aus dem Deutschen ins Japanische,[8] Schillers *Wilhelm Tell* (Suzuki 1975: 109) bzw. die Eingangsszene des Schauspiels, die 1880 unter dem Titel „Bogensehne der schweizerischen Unabhängigkeit und Freiheit" (*Suittsuru dokuryu jiyū no yumizuru*) erschien. Schon in der Anlehnung an japanische Titelformulierungs-Konventionen von Dramen statt des für das einheimische Publikum völlig unbekannten Namens wird das Bemühen des Übersetzers Saitō Tetsutarō greifbar, seinen Lesern den Text entgegenzubewegen. Doch selbst noch 1905, nachdem bereits unter anderen Titeln weitere Teilübersetzungen und eine ausführliche Nacherzählung dieses Dramas in Japan bekannt waren und die erste vollständige Übersetzung nun den schlichten Titel *Wiruherumu Teru* trug, wird nicht auf eine umfassende Assimilation verzichtet: Der Schauplatz wird von der Schweiz nach Japan verlegt und die Personennamen werden japonisiert, so daß Ruodi Rōji (郎次), Kuoni Kōji (考次) heißt und der Titelheld Teizō (偵蔵) genannt wird (Takahashi 1993: 628). Und statt des damals in Japan noch wenig verbreiteten Apfels schießt Tell in eine Kaki-Frucht. Takahashi Teruaki führt diese im Vergleich zu früheren Fassungen wieder stärkere Japonisierung darauf zurück, daß der Übersetzer Satō Shihō aufgrund der mittlerweile eingetretenen Bekanntheit der Tell-Legende ein breiteres Publikum als seine Vorgänger ansprechen konnte, dem er mit diesen Eingriffen entgegenzukommen suchte.

Nun ist das hier angeführte Beispiel einer Kulturübersetzung gewiß besonders grotesk, es erklärt sich allerdings aus der Besonderheit der historischen Situation Japans. Auch in umgekehrter Richtung lassen sich hierzu jedoch Betrachtungen anstellen: Was geschieht nämlich in jenen Fällen, wo sich Personen in einer bestimmten Situation ganz anders verhalten, als sie dies im Kontext der Zielsprache täten? Hier tritt die

[8] Abgesehen von einer 1823 entstandenen japanischen Fassung von Matthias Claudius' „Mailied", die aber wohl aus dem Niederländischen angefertigt worden sein muß (Takahashi 1993: 628).

Fremdheit auf der inhaltlichen Ebene in Erscheinung und kann durch die Übersetzung nicht aufgefangen werden, will man das Original nicht regelrecht umschreiben. Um ein sehr banales Beispiel heranzuziehen, das man nicht nur in der Literatur, sondern auch in Filmen häufig beobachten kann: Kinder werden in Japan noch in fortgeschrittenem Alter getragen, auch wenn sie längst selber laufen können. Dies und andere Interaktionen zwischen Mutter und Kind lösen zumindest unterbewußt Befremden bei jenen Lesern aus, die ein solches Verhalten aus ihrer eigenen Kultur nicht kennen.

Hier liegen natürliche Grenzen der Übersetzung, denn die Fremdheit der geschilderten Welt, beispielsweise die Andersartigkeit des Umgangs von Personen miteinander, kann ein Übersetzer nicht in vertraute Verhältnisse übertragen, ohne den Ausgangstext zu verraten. Doch gerade die Fremdheit der anderen, das heißt der in dem fremdsprachigen Text dargestellten Welt bietet ja ein wichtiges Motiv für die Beschäftigung mit ihr. Denn wenn man ausschließlich Vertrautes suchte, gäbe es keinen Grund, eigens das Fremde aufzusuchen.

Dennoch ist die Balance zwischen dem „Respekt vor der Unterschiedlichkeit menschlicher Lebenswelten" (Zimmer 1993) und dem Bestreben nach Eingängigkeit der Zielsprachenversion nicht einfach zu finden, zumal schon auf der Ebene von Redewendungen Sprachtatsachen in Kulturtatsachen übergehen. Die Floskel „arm wie eine Kirchenmaus" hätte im Japanischen keinerlei Anschauungswert.

Die Frage nach der Übersetzbarkeit läßt sich demnach gerade in diesem Zusammenhang auch pessimistischer beantworten, als sie eingangs unter Berufung auf Karl Dedecius und andere abgehandelt wurde, denn auch die folgende Beobachtung ist unabweisbar: „Gott" als *kamisama* wiederzugeben, verschleiert fundamentale Differenzen zwischen dem abendländischen und dem japanischen Begriff. Und die zufällige Koinzidenz von übersetzten Schlüsselwörtern in Texten kann dazu führen, daß daraus eine Vergleichbarkeit oder Verwandtschaft geschlossen wird, die erst durch eine solche sprachliche Assimilation entsteht. Nehmen wir als Beispiel die *Geschichte vom Prinzen Genji*, in deren englischen Übersetzungsfassungen Wörter wie *tempest, tale* und *prince* eine Vergleichbarkeit mit Shakespeares *The Tempest* nahelegen. Fay Beauchamp, die solche Überlegungen anstellt, kommt zu dem Schluß, daß sich Verbindungen zwischen dem *Akashi*-Kapitel aus der *Geschichte vom Prinzen Genji* und Shakespeares Drama durchaus, allerdings auf einer anderen Ebene, nämlich durch den Bezug auf sehr frühe gemeinsame Quellen indischen Ursprungs herstellen lassen (Beauchamp 2001).

Aus den Worten Beauchamps, die keinen sprachlichen Zugang zum japanischen Original besitzt, spricht eine durch das Fegefeuer postmo-

derner Theorien gegangene Sprachskepsis. Dennoch zweifelt auch sie nicht an der Notwendigkeit des Übersetzens, und sie weiß sich im übrigen im Umgang mit der Übersetzung sehr wohl zu helfen, etwa indem sie verschiedene Fassungen und Erläuterungen heranzieht.

In einem weiteren Gedankenschritt kommen wir hier wieder auf die sprachverändernde Rolle des verfremdenden Übersetzens zurück. Eine gute Übersetzung kann sich durchaus zwischen den Polen der Eingemeindung und der Verfremdung hin- und herbewegen und, wo nötig, die Zielsprache durchaus strapazieren und ihr einige Unüblichkeiten abverlangen, wenn sie auf diese Weise das Fremde durchscheinen läßt, ohne allerdings bis zur Unverständlichkeit zu gehen. Sie bereichert damit das sprachliche und geistige Repertoire der Zielsprache, wie wir es für das moderne Japanisch bereits wiederholt konstatiert hatten.

Ungeachtet der großen kulturellen Fremdheit können wir im übrigen die faszinierende Beobachtung machen, daß selbst historische Texte, die auch den „Muttersprachlern" aufgrund ihrer großen Ferne zum heutigen kulturellen und sozialen Alltag große Verständnisprobleme bereiten, wie etwa die schon mehrfach erwähnte *Geschichte vom Prinzen Genji* auf japanischer oder das *Nibelungenlied* auf deutscher Seite, sich sehr wohl wirkungsvoll in die Fremdsprache übertragen lassen. Nicht einmal in solchen Fällen also scheint die Fremdheit unüberwindlich, auch wenn wir mittlerweile vieles als „produktives Mißverständnis" klassifizieren würden. Immerhin ließe sich sogar mit George Steiner behaupten, daß einige der berühmtesten und folgenreichsten Übersetzungen ausgerechnet Sprachen und Kulturen betreffen, die der europäischen und nordamerikanischen extrem fremd sind. Darunter zählt er nicht nur Goethes Hafis-Lieder, sondern auch Arthur Waleys Auswahl chinesischer, japanischer und mongolischer Gedichte (STEINER 1994: 351). Auch die Bibel ist in ihrem Urtext ja von Europa wie von Japan gleich weit entfernt, doch hat sie eben nicht nur im Abendland, sondern auch in Japan nachhaltigen kulturellen Einfluß ausgeübt. Man verfolge nur einmal ihre vielfältigen Spuren in der modernen Literatur dieses Landes. Offenbar entfaltete sie bei aller Fremdheit so viel sprachliche Magie, daß ihr eine Wirkung beschieden war, die über das Ghetto der sogenannten „Dritten Literatur" weit hinausreicht.

All dies scheint uns in der Annahme zu bestätigen, daß es, wie Steiner sagt, ein „intuitives Vertrauen auf die Erkennbarkeit und Übertragbarkeit von Bedeutung" gibt (STEINER 1994: 350) und daß auch die Fremdheit phonetischer Strukturen, der Schriftsysteme oder kultureller Kontexte nicht in „Unübersetzbarkeit" münden muß. – Gleichermaßen gilt jedoch auch die Erkenntnis, daß unsere Zuversicht hinsichtlich adäquater Übertragungen zwischen sehr verschiedenen Kulturen und Sprachen durch-

aus zuschanden werden kann. Hier erscheint das Übersetzen „weniger als eine triumphale Kunst und mehr als ein […] letzter Notbehelf" (Zimmer 1986: 184).

Konventionen

Der Abstand zwischen dem Japanischen und dem Deutschen begründet keine Sonderstellung, er bietet auch keine unüberwindbaren Hürden. Da wir es allerdings mit strukturell und kulturell sehr differenten Sprachen zu tun haben, ist die Palette der Umsetzungsmöglichkeiten auch besonders groß, und nicht zuletzt dies ist ein Grund, weshalb uns der Transfer zwischen dem Japanischen und dem Deutschen besonders interessiert. Wie etwa gibt ein Übersetzer ein ungewöhnliches, auffälliges japanisches Schriftbild im Deutschen wieder? Setzt er es auf der Ebene der Optik durch ein gleichfalls auffälliges Schriftbild oder durch die Wahl eines besonderen sprachlichen Registers um? Oder nehmen wir die Übertragung eines lautmalerischen deutschen Gedichts ins Japanische: Versucht die japanische Fassung es ebenfalls mit Lautmalerei, oder zieht der Übersetzer es vor, einen analogen Effekt durch die Wahl anderer poetischer Mittel, zum Beispiel den Einsatz besonderer Schriftzeichen, eine besondere Prosodie oder anderes zu erzeugen?

Was bei Betrachtung der Übersetzung von japanischer Kurzlyrik in verschiedene Sprachen besonders faszinierend erscheint, ist die Tatsache, daß sich dabei eine große Verwandtschaft der Lösungen in den Zielsprachen auftut, wie übrigens auch schon der bereits mehrfach zitierte George Steiner bemerkt. Er schreibt: „Französische, deutsche, italienische und englische Übertragungen der japanischen Haikus sind nah verwandt und haben die gleiche einschläfernde Monotonie" (Steiner 1994: 356). Man könnte diese Gleichförmigkeit nun einfach auf das Original oder auch die strukturelle Ähnlichkeit der Zielsprachen zurückführen, doch es ist da noch etwas anderes im Spiel: Eine eingeschliffene Konvention, so etwas wie eine „Erfindung Japans": Haikus haben einfach so zu klingen.

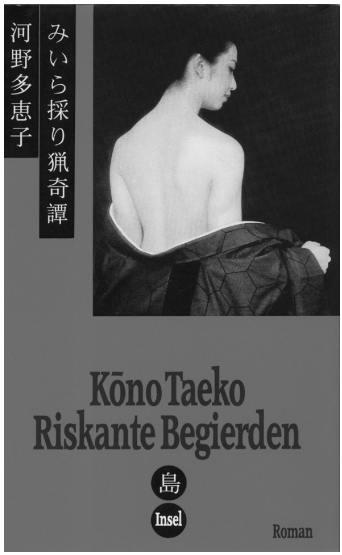
Vergleichbare Konventionen existieren auch in umgekehrter Richtung. Mehr noch, nicht wenige japanische Autoren sind so weit gegangen, ihr eigenes Schreiben einem bestimmten Übersetzungsstil anzugleichen, um von seinem spezifischen Flair zu profitieren. So gesteht beispielsweise Ōe Kenzaburō, daß die Klangähnlichkeit seiner frühen Werke im Vergleich zur Holprigkeit der japanischen Fassung von Mark Twains *Huckleberry Finns Abenteuern* kein Zufall ist (Inoue 1996: 6).

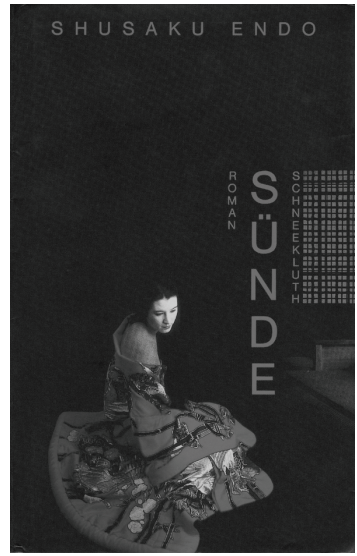
Konventionen werfen ein Licht auf eine andere Grundtatsache des Übersetzens: Die Übersetzung ist stets auch ein Spiegel der Erwartungen der Zielkultur an den Text, ihres „Weltbilds“ und ihrer, wenn man so will, Ideologien.

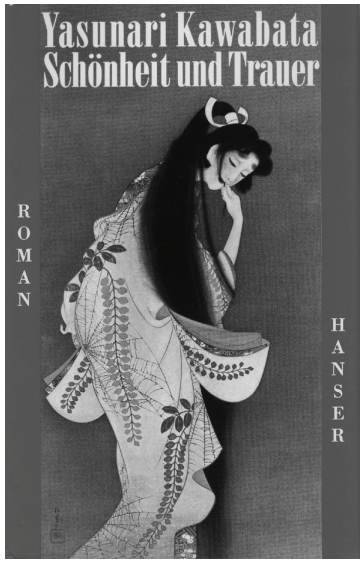
Oft spiegeln sich die Erwartungen der Zielkultur schon in der graphisch-visuellen Gestaltung von Buchumschlägen. Japanische Literatur in Deutschland, für die lange Zeit das Image des Exotischen, Verfeinerten, Ästhetisierten vorherrschte, wurde auch in den Verlagsprospekten und auf den Umschlägen entsprechend präsentiert. Ein deutscher Japanologe hat diese Tendenz vor einigen Jahren ironisch als „Geisha-Syndrom“ bezeichnet, und die untenstehenden Beispiele dürften ihn bestätigen. Die Verwendung des Frau-im-Kimono-Motivs ist nämlich keinesfalls zwingend.

Doch auch auf diesem Gebiet gibt es mittlerweile gegenläufige Bestrebungen, um die Japan-Exotik optisch zu durchbrechen. Die deutschen Verlage mögen mir nachsehen, daß ich hier nur auf einen problematischen Aspekt bei der Umschlaggestaltung hingewiesen habe.

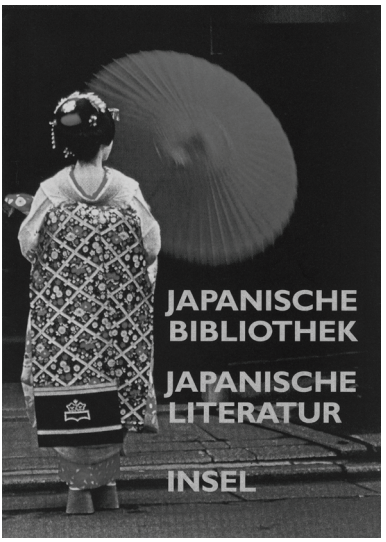
Wie stark nicht nur die Übersetzungen selbst, sondern auch die Präsentation in Buchform von Darstellungskonventionen und Zeitgeschmack bestimmt sind, soll abschließend ein weiterer Blick in umgekehrter Richtung andeuten. Es lassen sich bei einem Vergleich einer größeren Anzahl an Buchumschlägen durchaus Tendenzen in der Gestaltung von Original und Übersetzung erkennen. Dabei wird augenfäl-

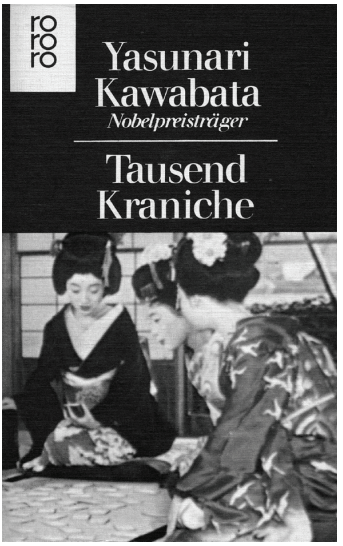

河野多恵子
みいら採り猟奇譚
Kōno Taeko
Riskante Begierden
島
Insel
Roman


SHUSAKU ENDO
ROMAN
SÜNDE
SCHNEEKLUTH


Yasunari Kawabata
Schönheit und Trauer
ROMAN
HANSER

永井荷風
濹東綺譚
Nagai Kafū
Romanze östlich des
Sumidagawa
島
Insel



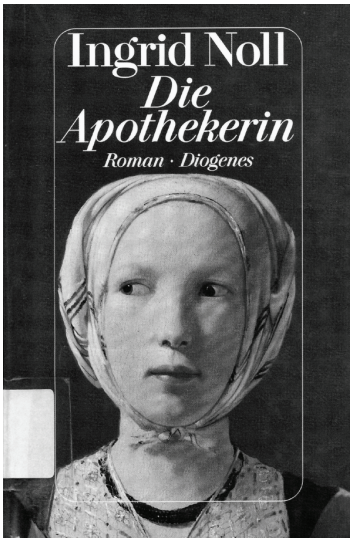


lig, daß eine Übersetzung in ein ganz und gar neues, von eigenen Gestaltungsprinzipien und Geschmacksregeln beherrschtes Umfeld eintritt. Bei den beiden rechts abgebildeten deutschen Titeln etwa fällt auf, daß die Originalausgabe bzw. die deutsche Taschenbuchausgabe für ein in der Gegenwart spielendes Werk ein Motiv aus dem Repertoire der klassischen Malerei verwendet, während die japanische Ausgabe in der Umschlaggestaltung ganz auf die Gegenwart setzt.

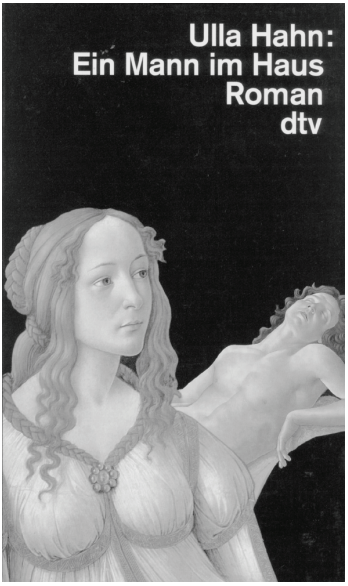
Nun sind dies zwei Beispiele, an denen nicht etwa ein Trend aufgezeigt werden soll, sondern die lediglich illustrieren, welchen Transformationen ein Werk im konkreten Fall unterworfen wird.

Mit diesem Seitenblick auf den Paratext, wozu auch die Vor- und Nachworte, die Klappentexte und die Illustrationen zählen, betreten wir für den Bereich der japanisch-deutsch-japanischen Übersetzungen Neuland. Untersuchungen hierzu könnten sichtbar machen, was eine Literatur gewinnt oder auch verliert, sobald sie im neuen Gewand in einer fremden Kultur auftritt.

Beenden wir hier den kurzen Rundflug zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen linguistischen, historischen, soziokulturellen und rezeptionsgeschichtlichen Fragen, die ganz praktisch-pragmatischen nicht zu vergessen. Und natürlich, so sieht es Judith Macheiner, so sehen es aber auch wir, „befinden wir uns gerade einmal erst am Ende des Anfangs einer unendlichen Geschichte: Überall, wo gesprochen oder ge-


Ingrid Noll
Die Apothekerin
Roman · Diogenes

女薬剤師
イングリート・ノル
Die Apothekerin Ingrid Noll
平野卿子訳


Ulla Hahn:
Ein Mann im Haus
Roman
dtv

女のいえに
男がひとり
ウラ・ハーン
越智和弘 訳
同学社

schrieben wird, kann auch gedolmetscht und übersetzt werden" (Macheiner 1995: 287).

Worauf das Ganze hinausläuft? Ziel der Beschäftigung mit dem Übersetzen könnte die Suche nach dem „Geheimnis erfolgreichen Übersetzens" sein, die Verfeinerung des Instrumentariums zum systematischen Vergleich zwischen Original und geglückter Übersetzung (ebd.). Im Praktischen gälte es, eine wissenschaftliche Übersetzungskritik für das Sprachenpaar Japanisch-Deutsch und vice-versa zu etablieren (Koller 1983: 210–216). Ein Ziel ist letztlich aber auch die Selbstauslegung des Verstehenden, denn, so führt Horst Turk aus, das Übersetzen beruht auf „Akten des Fremdverstehens", diese aber setzen die Selbstauslegung voraus: „Jede Selbstauslegung des Verstehenden schließt ein, daß der Verstehende sich fremd wird" (Turk 1993: 197). Diese „Umwälzung der alten Lektüren, eine Erschütterung des Sinns", von der beispielsweise auch Roland Barthes in der Begegnung mit dem Fremden spricht (1981: 16), geschieht im Übersetzen wie in der Aufnahme und Verbreitung des Übersetzten. Und so führt uns das Übersetzen „aus dem Gefängnis der individuellen und nationalen Egozentrik, dem Hohlraum des Hochmuts, in das freie Feld der weltweiten Wechselbeziehung" (Dedecius 1993: 9). Lassen wir uns auf das Übersetzen in all seinen Facetten ein!

Zitierte Literatur

Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen.* Aus dem Französischen von Michael Bischoff (Edition Suhrkamp, 1077). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beauchamp, Fay (2001): Shakespeare's *The Tempest* and Murasaki's Akashi Chapter. In: *Education about Asia* 6, 1, S. 20–25.

Crystal, David (1993): *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache.* Übersetzung und Bearbeitung der deutschen Ausgabe von Stefan Röhrich, Ariane Böckler und Manfred Jansen. Frankfurt am Main: Campus.

Dedecius, Karl (1993): Übersetzen, verstehen, Brücken bauen. In: Frank, Armin Paul, Kurt-Jürgen Maass, Fritz Paul und Horst Turk (Hg.): *Übersetzen, verstehen, Brücken bauen: Geisteswissenschaftliches und literarisches Übersetzen im internationalen Kulturaustausch* (Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung, 8, Teil 1) Berlin: Erich Schmidt, S. 8–21.

Frey, Hans-Jost (1997): Übersetzung und Sprachtheorie bei Humboldt. In: Hirsch, Alfred (Hg.): *Übersetzung und Dekonstruktion.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 37–63.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1992): Hontō ni ‚hon'yaku dekimasen' ka [Wirklich ‚unübersetzbar'?]. In: *Saishin Nihongo tokuhon: Shinchō* (erweiterte Sonderausgabe), April 1992, S. 132.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1993): Von der Übersetzbarkeit japanischer Literatur. In: Dies. (Hg.): *Traumbrücke ins ausgekochte Wunderland: Ein japanisches Lesebuch.* Frankfurt am Main, Leipzig: Insel, S. 71–83.

Hirsch, Alfred (1997): Die geschuldete Übersetzung: Von der ethischen Grundlosigkeit des Übersetzens. In: Ders. (Hg.): *Übersetzung und Dekonstruktion* (Edition Suhrkamp, 1897). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 396–428.

Hirsch, Alfred (Hg.) (1997): *Übersetzung und Dekonstruktion* (Edition Suhrkamp, 1897). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Inoue Ken (1992): *Sakka no yakushita sekai no bungaku* [Die Literaturen der Welt in der Übersetzung von Autoren]. Tōkyō: Maruzen.

Inoue Ken (1996): Translated Literature in Japan. In: *The Japan Foundation Newsletter* Vol. xxiv, 1 (May 1996), S. 1–7.

Inoue Ken (2001): *Hon'yakugai uradōri: Waga seishun no B kyū hon'yaku* [Seitenstraßen in der Übersetzungsstadt: Die zweitklassigen Übersetzungen meiner Jugendjahre]. Tōkyō: Kenkyūsha.

Jackson, Earl, Jr. (1990): The Metaphysics of Translation and the Origins of Symbolist Poetics in Meiji Japan. In: *Publications of the Modern Language Association of America* (March 1990), S. 256–272.

Koller, Werner (1983): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft.* 2., durchges. und erg. Aufl. (UTB, 819). Heidelberg: Quelle & Meyer.

Kotajima Yōsuke (1997): Kanbun kundoku to Eibun kaishaku [Das japanische Lesen eines chinesischen Textes und die Interpretation eines englischen Texts]. In: Kawamoto Kōji und Inoue Ken (Hg.): *Hon'yaku no hōhō* [Methoden der Übersetzung]. Tōkyō: Tōkyō daigaku shuppan, S. 197–215.

Kroeber, Burkhart (2001): Glanz und Elend des Übersetzens: Leuchtende und schwarze Seiten einer Profession. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 21. Mai 2001.

Krusche, Dietrich (1993): Erinnern, Verstehen und die Rezeption kulturell distanter Texte. In: Wierlacher, Alois (Hg.): *Kulturthema Fremdheit: Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung.* München: Iudicium, S. 433–449.

Luther, Martin (1964): Sendbrief vom Dolmetschen. In: *D. Martin Luthers Werke: Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe).* Bd. 30, 2. Aufgrund einer Lizenz von Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar, erschienen in der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt Graz, S. 627–646.

Macheiner, Judith (1995): *Übersetzen: Ein Vademecum.* Frankfurt am Main: Eichborn.

Maruyama Masao und Katō Shūichi (1998): *Hon'yaku to Nihon no kindai* [Übersetzen und japanische Moderne] (Iwanami shinsho, neue rote Reihe, 580). Tōkyō: Iwanami shoten.

Nakamura Mitsuo (1968): Bungaku no kaiki [Literarische Heimkehr]. In: Yoshida Seiichi: *Hyōshaku: Gendai hyōron, zuisō* [Kritik und Essayistik der Gegenwart mit Kommentaren]. Tōkyō: Ōbunsha, S. 294–296.

Snell-Hornby, Mary (Hg.) (1986): *Übersetzungswissenschaft – eine Neuorientierung: Zur Integrierung von Theorie und Praxis* (UTB, 1419). Tübingen: Francke.

Stalph, Jürgen (2001): Drittes japanistisches Nachtprogramm: Vom kleinen Übersetzen. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 30.

Steiner, George (1994): *Nach Babel: Aspekte der Sprache und des Übersetzens*. Deutsch von Monika Plessner unter Mitwirkung von Henriette Beese (Erweiterte Neuauflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Suzuki Shigetada (1975): *Doitsugo no denrai* [Die Herkunft des Deutschen]. Tōkyō: Kyōiku shuppan sentā.

Takahashi Teruaki (1993): Übersetzungstypen und ihr kulturelles Interferenzverhältnis in der Geschichte der japanischen Übersetzungen deutscher Literatur. In: Frank, Armin Paul, Kurt-Jürgen Maass, Fritz Paul und Horst Turk (Hg.): *Übersetzen, verstehen, Brücken bauen: Geisteswissenschaftliches und literarisches Übersetzen im internationalen Kulturaustausch* (Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung, 8, Teil 2). Berlin: Erich Schmidt, S. 624–646.

Turk, Horst (1993): Alienität und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik: Zum Fremdheitsbegriff der Übersetzungsforschung. In: Wierlacher, Alois (Hg.): *Kulturthema Fremdheit: Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung*. München: Iudicium, S. 173–197.

Uemura Yukio (2001): 21seiki no Nihongo. In: *Kokubungaku: Kaishaku to kanshō* 836 (Januar 2001), S. 6–15.

Yanabu Akira (1991): *Modernisierung der Sprache: Eine kulturhistorische Studie über westliche Begriffe im japanischen Wortschatz*. Coulmas, Florian, Übersetzung und Kommentar. München: Iudicium.

Yanabu Akira (1998): *Hon'yakugo o yomu: Ibunka komyunikēshon no meian* [Übersetzungssprache lesen: Licht und Dunkel in der interkulturellen Kommunikation]. Tōkyō: Maruyama gakugei tosho.

Yanabu Akira (2001): *Hon'yaku to wa nani ka: Nihongo to hon'yaku bunka* [Was heißt Übersetzung: Das Japanische und die Kultur der Übersetzung]. Tōkyō: Hōsei daigaku shuppankyoku.

Zimmer, Dieter E. (1986): Wettbewerb der Übersetzer: Die einstweilige Unentbehrlichkeit des Humantranslators. In: Ders.: *Redens Arten: Über*

Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch. Zürich: Haffmann, S. 165–194.

Zimmer, Dieter (1993): Stetige Bumser im Rücken. In: *Die Zeit,* 5. Februar 1993, S. 56.

Zur translatorischen Bilateralasymmetrie zwischen Deutschland und Japan, oder: Wer übersetzt mehr?

Matthias Koch

Das Bedürfnis nach dem Wahren, Guten, Schönen und Traurigen dominierte im zwanzigsten Jahrhundert in Deutschland ebenso wie in Japan das Angebot und die Nachfrage an Produktion und Übersetzung von Werken. Dieser Aufsatz untersucht die Produktion des besonderen Wirtschafts- und Kulturgutes der deutsch-japanischen und japanisch-deutschen Übersetzung. Ihm liegt die Prämisse zugrunde, daß im Rahmen einer quantitativen Untersuchung der Buchproduktion, der Übersetzungstätigkeit, der Lizenzvergabe sowie des buchhändlerischen Außenhandels im internationalen Vergleich erst eine sich über längere Phasen erstreckende Untersuchung Entwicklungstendenzen sichtbar macht. Mittel der empirischen Analyse sind die amtliche und die bibliographische Statistik, Untersuchungszeitraum ist die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Zielsetzung ist, zu einem differenzierteren Verständnis der translatorischen Bilateralasymmetrie zwischen Deutschland und Japan beizutragen.

Zur internationalen Buchproduktion in den ersten fünf Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg existiert weder in Deutschland noch in Japan eine verläßliche, kontinuierliche Zahlenreihe. Deutschland, die Deutschen und das Deutsche wie auch Japan, die Japaner und das Japanische waren in der Welt moralisch diskreditiert; in den Verliernationen des Zweiten Weltkriegs waren Bibliotheksbestände – Gedächtnis der Menschheit und Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft zugleich – entweder direkt durch Feuer und Verwüstung oder indirekt durch übereilte Verbringung von Büchern ins vermeintlich sichere Hinterland und die zum Teil unsachgemäße Einlagerung in stillgelegte Bergwerke etc. in großem Ausmaß zerstört worden. In Deutschland wurden während des Zweiten Weltkriegs schätzungsweise 13 Millionen von 56 Millionen Bänden in rund 350 Bibliotheken vernichtet. Ähnliches galt unter amerikanischer Besatzung für Japan, wo anläßlich der Gründung der Ueno-Bibliothek der Parlamentsbibliothek (Kokuritsu Kokkai Toshokan Shibu Ueno Toshokan) im Jahr 1949 noch etwas mehr als eine Million Bücher aus der

früheren Reichsbibliothek (Teikoku Toshokan, gegründet 1872) in den neu errichteten Gebäudekomplex verbracht wurden. Deutschland wurde durch die zonale Okkupation und die Schaffung zweier Staaten in die an Tradition sowie Büchern reiche Deutsche Bücherei in Leipzig und die 1947 gegründete Deutsche Bücherei in Frankfurt am Main nationalbibliothekarisch dichotomisiert.

Im Bereich der wissenschaftlichen Zeitschriften dauerte es in beiden Ländern mehr als ein Jahrzehnt, bis allein die Vorkriegszahlen erreicht wurden, ganz zu schweigen vom unzureichenden Umfang und von der unregelmäßigen Erscheinungsweise. Die deutsche Buchproduktion benötigte über eine Dekade, um sich von den Kriegsfolgen zu erholen. Im Jahr 1957 lag die gesamtdeutsche Titelproduktion von 26 681 (BRD 20 476 Titel, DDR 6 205 Titel) immer noch unter der Titelzahl des Deutschen Reiches im Jahr 1927. Im übrigen hatte die deutsche Buchproduktion bereits vor dem Ersten Weltkrieg (1908–1913) wiederholt zwischen 23 000 und 24 000 Titel pro Jahr ausgewiesen. In Japan erholte sich die Buchproduktion schneller als in der Bundesrepublik Deutschland und zählte zwischen 1951 und 1961 durchgehend mehr Titel. Danach überholte Westdeutschland Japan und gab den Vorsprung mit Ausnahme des Jahres 1966 bis heute nicht wieder auf.

Übersetzungen ins Deutsche

Die Zahl der Übersetzungen ins Deutsche ist in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts im Vergleich zur ersten Hälfte nicht nur in absoluten Zahlen stark gewachsen: Ihr Anteil an der jeweiligen alle Titel umfassenden Jahresproduktion hat sich in diesem Zeitraum im Durchschnitt verdoppelt. Schon in den 1950er Jahren zeichnete sich eine Entwicklung ab, wonach die Übersetzungszahlen im Rahmen der jährlichen Titelproduktion eine um das Dreifache größere Zuwachsrate aufwiesen als die Zahlenreihe der insgesamt veröffentlichten Titel des entsprechenden Berichtszeitraumes. In den letzten fünf Jahrzehnten belief sich der durchschnittliche Anteil der Übersetzungen ins Deutsche an der gesamten Titelproduktion auf über 11 Prozent. Nur auf die 1990er Jahre bezogen, belief sich ihr Anteil sogar auf 13,8 Prozent. Jahresabhängig schwankte der Anteil der titelstärksten Kategorie „Belletristik“ bei Übersetzungen ins Deutsche in den Jahren zwischen 1951 und 1998 zwischen zwei und drei Fünfteln und lag im Durchschnitt bei über 45 Prozent. In den 1990er Jahren lag er im Durchschnitt bei mehr als zwei Fünfteln. Übersetzungen ins Deutsche machten im Jahr 1998 einen Anteil in Höhe von 12,4 Prozent an der Gesamttitelproduktion aus, das waren 7 177 (+6,5

Prozent) von 57 678 Erstauflagen bei 78 042 Neuerscheinungen (+0,2 Prozent).

Tabelle 1: Übersetzungen ins Deutsche und ihr Anteil an der Buchproduktion, Gesamttitelproduktion, Belletristik-Übersetzungen und ihr Anteil an allen Übersetzungen in den Jahren 1951 bis 1998 (BuBiZ 1952–1999)

Jahr	Übersetzungen insgesamt	Anteil der Übersetzungen [in%]	Titel insgesamt	Belletristikübersetzungen	Anteil der Belletristik-Übersetzungen an allen Übersetzungen [in%]
1951	1 883	13,4	14 094	—	—
1952	966	6,9	13 913	462	47,8
1953	1 252	8,0	15 738	636	50,8
1954	1 307	8,0	16 240	614	47,0
1955	1 501	9,0	16 660	614	40,9
1956	1 543	9,0	17 215	738	47,8
1957	1 514	9,1	16 690	727	48,0
1958	2 182	10,7	20 476	1 044	47,8
1959	1 605	9,7	16 532	760	47,4
1960	2 613	11,6	22 524	1 357	51,9
1961	2 604	11,3	23 132	1 441	55,3
1962	2 428	10,7	22 615	1 459	60,1
1963	3 000	11,7	25 673	1 776	59,2
1964	3 082	11,8	26 228	1 627	52,8
1965	2 954	10,8	27 247	1 560	52,8
1966	2 857	12,0	23 777	1 479	51,8
1967	3 571	11,6	30 683	1 815	50,8
1968	2 988	9,2	32 352	1 417	47,4
1969	3 512	9,9	35 577	1 708	48,6
1970	5 526	11,7	47 096	2 725	49,3
1971	4 589	10,7	42 957	2 223	48,4
1972/73	9 087	9,7	93 498	3 566	39,2
1974	5 174	10,4	49 761	2 248	43,4
1975	4 624	10,6	43 649	2 053	44,4
1976	5 499	11,8	46 763	2 405	43,7
1977	5 874	12,1	48 736	2 572	43,8
1978	6 105	11,5	53 137	2 687	44,0
1979	6 395	10,3	62 082	2 699	42,2
1980	6 739	10,0	67 176	—	—

1981	6 561	11,1	59 168	3 008	45,8
1982	6 773	11,0	61 332	2 894	42,7
1983	6 534	10,8	60 598	2 159	33,0
1984	6 457	12,5	51 733	2 786	43,1
1985	6 102	10,6	57 623	2 562	42,0
1986	7 227	11,3	63 679	3 828	53,0
1987	9 325	14,2	65 680	4 343	46,6
1988	9 878	14,4	68 611	4 554	46,1
1989	7 388	11,2	65 980	3 210	43,4
1990	8 321	13,6	61 015	3 811	45,8
1991	9 557	14,1	67 890	4 175	43,7
1992	10 457	15,5	67 277	4 701	45,0
1993	9 854	14,7	67 206	4 108	41,7
1994	10 206	14,4	70 643	4 441	43,5
1995	10 565	14,2	74 174	4 704	44,5
1996	9 791	13,7	71 515	4 356	44,5
1997	6 737	11,7	77 889	2 678	39,8
1998	7 177	12,4	78 042	2 615	38,4

Anmerkung: Seit 1991 enthalten die Angaben die Titelzahlen der neuen Bundesländer. Seit 1997 erfolgt die Auswertung aufgrund geänderter Erhebungsmodalitäten bei der Deutschen Bibliothek auf Basis der Erstauflagen. Vorher wurden Erstauflagen und Neuauflagen zu Neuerscheinungen zusammengefaßt und ins Verhältnis zur Gesamttitelproduktion gesetzt.

Von allen Sachgruppen verzeichnete die „Belletristik“ im Jahr 1998 mit weit über einem Drittel den höchsten Anteil an allen Übersetzungen ins Deutsche, gefolgt von der Sachgruppe „Kinder- und Jugendliteratur“ (12,6 Prozent). Andere Sachgruppen mit einem Anteil von mehr als 3 Prozent waren „Psychologie“ (4,2 Prozent), „Christliche Religion“ (3,8 Prozent), „Medizin“ (3,7 Prozent) sowie „Geschichte und historische Hilfswissenschaften“ (3,1 Prozent). Von den 62 Herkunftssprachen entfielen nahezu drei von vier Übersetzungen auf das Englische (72,2 Prozent) und knapp ein Zehntel auf das Französische (9,3 Prozent). Innerhalb der Sachgruppe „Belletristik“ entfiel mit 71,5 Prozent der Löwenanteil der Übersetzungen auf ursprünglich englische Titel. Die Dominanz des Englischen hat bei den Übersetzungen im Sachgebiet „Belletristik“ in den letzten Jahren leicht nachgelassen und war 1998 zum ersten Mal seit 1989 weniger stark ausgeprägt als bei den Übersetzungen insgesamt. Wie bei den Übersetzungen im ganzen hielt auch bei den Übersetzungen im Sachgebiet „Belletristik“ Französisch die zweitgrößten Anteile, gefolgt

von Italienisch, Spanisch und Niederländisch. Häufig erreichten in der Vergangenheit die Hälfte bis zwei Drittel aller Herkunftssprachen keine zehn Übersetzungstitel.

Tabelle 2: Übersetzungen ins Deutsche innerhalb der Buchproduktion nach Herkunftssprachen und Anteilen an der Übersetzungsproduktion (eigene Zusammenstellung nach BuBiZ 1962–1999)

Jahr	Japanisch	Englisch	Amerikanisch	Französisch	Chinesisch
1956	—	408 (26,5%)	356 (23,1%)	317 (20,6%)	—
1957	—	378 (25,0%)	367 (24,2%)	300 (19,8%)	—
1958	—	564 (25,8%)	542 (24,8%)	440 (20,2%)	—
1959	—	416 (25,9%)	357 (22,2%)	362 (22,6%)	—
1960	—	789 (30,2%)	505 (19,3%)	527 (20,2%)	—
1961	—	759 (29,1%)	637 (24,5%)	529 (20,3%)	—
1962	10 (0,4%)	695 (28,6%)	613 (25,2%)	480 (19,8%)	—
1963	—	842 (28,1%)	782 (26,1%)	594 (19,8%)	—
1964	—	857 (27,8%)	707 (22,9%)	618 (20,1%)	—
1965	—	845 (28,6%)	834 (28,2%)	568 (19,2%)	—
1966	—	776 (27,2%)	834 (29,2%)	511 (17,9%)	—
1967	12 (0,3%)	1 008 (28,2%)	1 071 (30,0%)	638 (17,9%)	—
1968	—	841 (28,2%)	864 (28,9%)	534 (17,9%)	13 (0,4%)
1969	—	1 047 (29,8%)	1 031 (29,4%)	592 (16,9%)	—
1970	10 (0,2%)	1 681 (30,4%)	1 793 (32,4%)	831 (15,0%)	—
1971	—	1 330 (34,3%)	1 573 (34,3%)	699 (15,2%)	21 (0,5%)
1972/73	23 (0,3%)	2 854 (31,4%)	3 038 (33,4%)	1 204 (13,3%)	28 (0,3%)
1974	—	1 564 (30,2%)	1 670 (32,3%)	726 (14,0%)	18 (0,3%)
1975	—	3 012 (65,1%)		603 (13,0%)	15 (0,3%)
1976	11 (0,2%)	3 503 (63,7%)		760 (13,8%)	25 (0,4%)
1977	—	3 781 (64,4%)		807 (13,7%)	29 (0,5%)
1978	19 (0,2%)	4 047 (66,3%)		803 (13,3%)	17 (0,3%)
1979	15 (0,2%)	4 130 (64,6%)		899 (14,1%)	22 (0,3%)
1980	27 (0,4%)	4 266 (63,3%)		910 (13,5%)	35 (0,5%)
1981	23 (0,4%)	4 261 (66,5%)		898 (13,7%)	23 (0,4%)
1982	21 (0,3%)	4 511 (66,6%)		883 (13,1%)	33 (0,5%)
1983	25 (0,4%)	4 463 (68,3%)		783 (12,0%)	21 (0,3%)
1984	25 (0,4%)	4 086 (63,3%)		842 (13,0%)	30 (0,5%)
1985	35 (0,6%)	3 906 (64,0%)		844 (13,8%)	40 (0,7%)
1986	32 (0,4%)	5 066 (70,1%)		849 (11,7%)	23 (0,3%)
1987	30 (0,3%)	6 329 (67,9%)		1 108 (11,9%)	63 (0,7%)

1988	58 (o. A.)	o. A.	o. A.	o. A.
1989	19 (0,3%)	4 724 (63,9%)	958 (13,0%)	35 (0,3%)
1990	37 (0,4%)	5 648 (67,9%)	1 081 (13,0%)	27 (0,3%)
1991	38 (0,4%)	6 298 (65,9%)	1 182 (12,4%)	27 (0,3%)
1992	55 (0,5%)	7 204 (68,9%)	1 252 (12,0%)	42 (0,4%)
1993	46 (0,5%)	6 843 (69,4%)	1 086 (11,0%)	34 (0,4%)
1994	52 (0,5%)	7 288 (71,4%)	1 082 (10,6%)	28 (0,3%)
1995	52 (0,5%)	7 815 (74,0%)	973 (9,2%)	34 (0,3%)
1996	41 (0,4%)	7 281 (74,4%)	894 (9,1%)	33 (0,3%)
1997	42 (0,2%)	4 914 (72,9%)	635 (9,4%)	13 (0,2%)
1998	25 (0,3%)	5 179 (72,2%)	669 (9,3%)	23 (0,3%)

Abkürzung: o. A. = ohne Angabe
Anmerkung: Übersetzungen sind in der Statistik nur dann ausgewiesen, wenn zehn oder mehr Titel ins Deutsche übersetzt wurden. Im Jahr 1971 wurden elf Titel aus dem Koreanischen in die deutsche Sprache übersetzt. Übersetzungen aus dem Japanischen beliefen sich auf jeweils weniger als zehn Titel und wurden deshalb vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels nicht explizit aufgeführt.

Japanisch nahm als Herkunftssprache für Übersetzungen ins Deutsche im Jahr 1998 mit 25 Übersetzungen (0,3 Prozent) den fünfzehnten Platz hinter Dänisch (40 Titel, 0,6 Prozent), Polnisch (36 Titel, 0,5 Prozent) und Tschechisch (36 Titel, 0,5 Prozent) ein. Im Jahr 1997 erreichte Japanisch erstmals einen Platz unter den zehn wichtigsten Herkunftssprachen für Übersetzungen ins Deutsche. Von 42 Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche stammten fünfzehn aus dem Sachgebiet „Belletristik“, das mit rund 38 Prozent den höchsten Übersetzungsanteil aller Sachgruppen verzeichnete. Davor konkurrierte Japanisch jahrelang erfolglos mit Altgriechisch, Dänisch, Tschechisch und Polnisch um einen Platz unter den zehn wichtigsten Herkunftssprachen der Übersetzungen ins Deutsche. Den Höhepunkt erreichten Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts absolut und anteilig zwischen den Jahren 1992 und 1995 mit einem konstanten Anteil in Höhe von 0,5 Prozent und einer Titelproduktion zwischen 46 und 55 Übersetzungen. Abgesehen von denjenigen Jahren, in denen Übersetzungen aus dem Japanischen statistisch nicht ausgewiesen sind, weil das Erfassungskriterium der Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation (UNESCO, United Nations Specialized Organization for Education, Science and Culture) von mindestens zehn übertragenen Titeln ins Deutsche nicht erfüllt wurde, schwankte der Anteil des Japanischen als Herkunftssprache zwischen 0,2 und 0,6 Prozent. Der Anteil des Chinesischen unter-

schied sich übrigens nicht sonderlich vom Anteil des Japanischen bei Übersetzungen ins Deutsche und schwankte in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zwischen 0,2 und 0,7 Prozent.

Ob man die Zahl der Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche als hoch oder niedrig bezeichnet, hängt nicht zuletzt vom gewählten Vergleichsmaßstab ab und ist vordergründig objektiv durch eine quantifizierende Gegenüberstellung der Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche und vice versa zu beurteilen. Aus der seit langem ungleich höheren Zahl von Übersetzungen aus dem Deutschen ins Japanische als umgekehrt ließe sich pointiert schlußfolgern, es gebe nur wenig Übersetzenswertes in Japan oder nur wenige gute Japanisch-Übersetzer, Japanisch sei schwieriger als Deutsch, Kenntnisse über und Interesse an Sprache und Literatur etc. des jeweils anderen Landes seien in Japan größer, Japan sei für den deutschen Außenhandel unattraktiv bis irrelevant und dergleichen mehr.

Der bildungspolitische Aspekt sowie das Argument vom Außenhandelsvolumen samt sprachbedingten Absatzmärkten allein vermögen die translatorische Bilateralasymmetrie zwischen Deutschland und Japan nicht befriedigend zu beantworten. Da jedoch im Vergleich zum Deutschen aus dem Japanischen ungleich weniger Übersetzungen in noch weniger Zielsprachen angefertigt werden, relativiert sich die Zahl der Übersetzungen mit Deutsch als Zielsprache und Japanisch als Herkunftssprache. So haben die weltweit meisten Titel aus dem Japanischen z. B. im Jahr 1978 Griechenland (77 Werke), die USA (58 Werke) und Frankreich (46 Werke) übersetzt, gefolgt von Westdeutschland mit 19 Titeln. Die Bundesrepublik hatte übrigens im selben Jahr mit 7 168 Titeln dreimal soviel übersetzt wie Japan mit vergleichsweise nur 2 307 Titeln. Daran hat sich in der Folgezeit im wesentlichen nichts geändert; die Bundesrepublik Deutschland legte auch 1982 mit fast 8 200 Titeln mehr als dreimal so viele Übersetzungen vor als Japan. Beim Vergleich der Übersetzungstätigkeit der beiden Länder zeigt sich bis in die Gegenwart, daß sowohl für die Bundesrepublik Deutschland als auch für Japan die wichtigsten beiden Herkunftssprachen Englisch und Französisch waren und sind. Übersetzungen aus dem Deutschen folgen für Japan nicht so sehr weit hinter Französisch auf dem dritten Platz, aber zwischen Französisch und Japanisch als Herkunftssprache für Übersetzungen ins Deutsche liegt in der Regel noch ein Dutzend anderer Sprachen. In einem mehr oder weniger repräsentativen Berichtszeitraum der letzten Jahre waren das z. B. Italienisch, Russisch, Niederländisch, Spanisch, Latein, Schwedisch, Dänisch, Tschechisch, Polnisch, Portugiesisch, Altgriechisch und Norwegisch.

Japan als Lizenznehmer von Übersetzungen aus dem Deutschen

Japan übersetzt seit langem ungleich mehr Werke aus dem Deutschen und nimmt erheblich mehr Lizenzen als umgekehrt. Während der Anteil deutscher Übersetzungen aus dem Japanischen nach dem Zweiten Weltkrieg in den erfassungsstatistisch relevanten Berichtsjahren in einem Bereich zwischen 0,2 und 0,6 Prozent wechselte, schwankte der Anteil japanischer Übersetzungen aus dem Deutschen zwischen 3 und 18 Prozent. Zwischen den Jahren 1952 und 1957 erregten japanische Übersetzungen aus dem Deutschen Aufsehen und erlebten quantitativ im internationalen Vergleich eine erste Blütezeit. Nach der Entfesselung des Furor teutonicus im Zweiten Weltkrieg und seiner Diskreditierung durch die Niederlage nahm Westdeutschland diese kulturpolitische Gelegenheit wahr und feierte den Furor poeticus für seine nationalmoralische Rehabilitierung um so stärker. In den genannten sechs Jahren veröffentlichte Japan insgesamt annähernd 1 200 Titel aus dem Deutschen, und in den Jahren 1952/53 lag der Anteil japanischer Übersetzungen aus dem Deutschen sogar im zweistelligen Bereich. Er fiel 1954/55 auf etwas mehr als 9 Prozent ab, stand aber immer noch an der Spitze, gefolgt von Belgien, Frankreich, Israel, Italien, den Niederlanden, Spanien, Großbritannien, den USA und der Schweiz.

Tabelle 3: Übersetzungen/Lizenzen aus der deutschen Sprache ins Japanische und ihr Anteil an den Übersetzungen/Lizenzen insgesamt (bis 1974 aus *Index Translationum*, ab 1977 Erhebung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, BuBiZ 1952–1999)

Jahr	Übersetzungen/Lizenzen aus dem Deutschen ins Japanische	Übersetzungen/Lizenzen aus dem Deutschen insgesamt	Anteil in Prozent
1952	198	1 427	13,9
1953	276	1 527	18,1
1954	191	2 028	9,4
1955	195	2 107	9,3
1956	138	2 413	5,7
1957	185	2 547	7,3
1958	171	2 962	5,8
1959	148	3 170	4,7
1960	135	3 105	4,3
1961	110	3 024	3,6
1962	147	3 068	4,8
1963	111	3 112	3,6
1964	109	3 604	3,0

1965	144	3 444	4,2
1966	189	3 969	4,8
1967	197	3 703	5,3
1968	220	3 493	6,3
1969	241	3 497	6,9
1970	244	3 358	7,3
1971	242	3 748	6,5
1972	223	3 679	6,1
1973	230	3 400	6,8
1974	282	3 566	7,9
1975	—	—	—
1976	—	—	—
1977	178	1 796	9,9
1978	111	1 872	5,9
1979	147	2 261	6,5
1980	100	2 039	4,9
1981	100	2 161	4,6
1982	132	2 200	6,0
1983	120	1 921	6,2
1984	134	2 160	6,2
1985	117	2 265	5,2
1986	175	2 303	7,6
1987	160	2 391	6,7
1988	136	2 291	5,9
1989	154	2 626	5,9
1990	202	3 158	6,4
1991	150	3 183	4,7
1992	141	2 748	5,1
1993	150	3 203	4,7
1994	168	3 869	4,3
1995	194	4 173	4,6
1996	168	4 481	3,7
1997	211	4 606	4,6
1998	156	4 133	3,8

Das Sachgebiet mit dem weitaus größten Übersetzungsanteil war mit mehr als zwei Fünfteln die „Belletristik“, gefolgt von den Sachgebieten „Geschichte, Geographie, Biographien“ und „Recht, Sozialwissenschaft, Pädagogik“ mit einem Anteil von etwas mehr als 10 Prozent sowie „Tech-

nik, Angewandte Wissenschaften“ und „Philosophie, Psychologie“ mit einem Anteil von etwas weniger als 10 Prozent. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die von der UNESCO veröffentlichte Bibliographie *Index Translationum* unter der Bezeichnung „Deutsch“ alle Titel erfaßte, die aus dem gesamten deutschen Sprachkreis übersetzt worden sind. Der bundesrepublikanische Anteil dürfte jedoch beträchtlich gewesen sein. Das Ausland übersetzte in den folgenden Jahren vor allem schöngeistig-unterhaltende Literatur, mit großem Abstand gefolgt von den Sachgebieten „Geschichte, Geographie, Biographien“, „Religion und Theologie“ sowie „Technik, Angewandte Wissenschaften“. Auch in den folgenden Jahren blieben dies die am stärksten vertretenen Sachgebiete. Im Jahr 1956 teilte sich Japan mit 138 Titeln mit Großbritannien den achten Platz, erreichte aber schon im folgenden Jahr wieder Platz vier hinter den Niederlanden, den USA und Italien.

Tabelle 4: Übersetzungen aus der deutschen Sprache in fremde Sprachen (*Index Translationum*, bearbeitet von Inter Nationes in Bonn; eigene Zusammenstellung nach BuBiZ)

Jahr	Japanisch		Niederländisch		Englisch		Französisch		Russisch	
1954	191	(9,4%)	132	(6,3%)	123	(5,9%)	169	(8,1%)	39	(1,9%)
1955	195	(9,3%)	191	(9,1%)	179	(8,5%)	179	(8,5%)	123	(5,8%)
1956	138	(5,7%)	220	(9,1%)	162	(6,7%)	172	(7,1%)	151	(6,3%)
1957	185	(7,3%)	220	(8,6%)	207	(8,1%)	180	(7,1%)	178	(7,0%)
1958	171	(5,8%)	224	(7,6%)	235	(7,9%)	191	(6,4%)	267	(9,0%)
1959	148	(4,7%)	225	(7,1%)	234	(7,4%)	195	(6,1%)	319	(10,1%)
1960	135	(4,3%)	219	(7,1%)	292	(9,4%)	207	(6,7%)	333	(10,7%)
1961	110	(3,6%)	265	(8,8%)	288	(9,5%)	194	(6,4%)	259	(8,6%)
1962	147	(4,8%)	476	(15,5%)	590	(19,2%)	272	(8,9%)	138	(4,5%)
1963	111	(3,6%)	532	(17,1%)	510	(16,4%)	270	(8,7%)	110	(3,5%)
1964	109	(3,0%)	387	(10,7%)	697	(19,3%)	345	(9,6%)	207	(5,7%)
1965	144	(4,2%)	501	(14,5%)	680	(19,7%)	349	(10,1%)	201	(5,8%)
1966	189	(4,8%)	484	(12,2%)	702	(17,7%)	360	(9,1%)	198	(5,0%)
1967	197	(5,3%)	459	(12,4%)	725	(19,5%)	390	(10,5%)	105	(2,8%)
1968	220	(6,3%)	427	(12,2%)	691	(19,8%)	385	(11,0%)	155	(4,4%)
1969	241	(6,9%)	434	(12,4%)	674	(19,3%)	422	(12,1%)	111	(3,2%)
1970	244	(7,3%)	408	(12,2%)	705	(21,0%)	325	(9,7%)	125	(3,7%)
1971	242	(6,5%)	484	(12,9%)	591	(15,8%)	419	(11,2%)	167	(4,5%)
1972	223	(6,1%)	488	(13,3%)	692	(18,8%)	441	(12,0%)	63	(1,7%)
1973	230	(6,8%)	348	(10,2%)	642	(18,9%)	268	(7,9%)	68	(2,0%)
1974	282	(7,9%)	374	(10,5%)	640	(17,9%)	381	(10,7%)	68	(1,9%)

Deutsch verblieb auch in den 1960er Jahren als Ausgangssprache für Übersetzungen weit hinter Englisch, wenige Prozentpunkte hinter Französisch, und konkurrierte an vierter Stelle mit dem Russischen. Übersetzungen aus dem Englischen machten in den 1960er Jahren im Durchschnitt einen Anteil von einem Drittel bis zwei Fünfteln aus, Übersetzungen aus dem Französischen betrugen rund 15 Prozent. Übertragungen aus dem Russischen und dem Deutschen folgten mit Anteilen zwischen etwa 9 und 14 Prozent. Die nächstwichtigen Ausgangssprachen für Übersetzungen waren Italienisch mit weniger als 3 Prozent und Spanisch mit weniger als 2 Prozent Anteil an den Herkunftssprachen für Übersetzungen. An dieser Verteilung änderte sich wenig in der Folgezeit, allein die Zahl der von der UNESCO-Statistik erfaßten Übersetzungen wuchs zwischen der zweiten Hälfte der 1960er Jahre und der ersten Hälfte der 1980er Jahre um rund 20 000 Titel pro Jahr. So wurden beispielsweise im Jahr 1983 weltweit insgesamt mehr als 55 000 Titel übersetzt. Davon stammten fast 25 000 Titel aus dem Englischen, rund 6 500 Titel aus dem Russischen, mehr als 6 000 Titel aus dem Französischen und etwas weniger als 5 000 Titel aus der deutschen Sprache. Über 1 000 Übersetzungstitel erreichten sonst nur noch die Ausgangssprachen Italienisch und Schwedisch. Japanisch nahm im Jahr 1983 als Ausgangssprache übrigens mit insgesamt 222 Übersetzungen im Rahmen der internationalen Titelproduktion den zwanzigsten Platz ein.

Tabelle 5: Lizenzen von westdeutschen Verlagen für die Sachgebiete Belletristik, Jugendschriften sowie Religion und Theologie ins Ausland (BuBiZ 1978–1999)

Jahr	Lizenzen	Belletristik		Jugendschriften		Religion, Theologie	
1977	1 796	397	(22,1%)	324	(18,1%)	111	(6,2%)
1978	1 872	405	(21,6%)	317	(16,9%)	113	(6,0%)
1979	2 261	435	(19,2%)	350	(15,5%)	155	(6,9%)
1980	2 039	416	(20,4%)	386	(18,9%)	151	(7,4%)
1981	2 161	411	(19,0%)	406	(18,8%)	154	(7,1%)
1982	2 200	479	(21,8%)	450	(20,5%)	157	(7,1%)
1983	1 921	387	(20,2%)	339	(17,6%)	132	(6,9%)
1984	2 160	467	(21,6%)	510	(23,6%)	136	(6,3%)
1985	2 265	460	(20,3%)	633	(28,0%)	116	(5,1)
1986	2 303	459	(19,9%)	632	(27,5%)	111	(4,8%)
1987	2 391		o. A.		o. A.		o. A.
1988	2 291	357	(15,6%)	437	(19,1%)	150	(6,5%)
1989	2 626	461	(17,6%)	457	(17,4%)	148	(5,6%)

1990	3 158	450	(14,3%)	521	(16,5%)	176	(5,6%)
1991	3 183	497	(15,6%)	372	(11,7%)	220	(6,9%)
1992	2 748	415	(15,1%)	321	(11,7%)	195	(7,1%)
1993	3 203	501	(15,6%)	283	(8,8%)	168	(5,3%)
1994	3 869	508	(13,1%)	460	(11,9%)	159	(4,1%)
1995	4 173	663	(15,9%)	612	(14,7%)	217	(5,2%)
1996	4 481	625	(13,9%)	748	(16,7%)	214	(4,8%)
1997	4 606	584	(12,7%)	843	(18,3%)	254	(5,5%)
1998	4 133	813	(19,7%)	769	(18,6%)	202	(4,9%)

Bei Übersetzungen aus dem Deutschen ins Japanische war das wichtigste Sachgebiet in aller Regel die „Belletristik“, aber anders als bei Übersetzungen aus dem Japanischen ins Deutsche verteilten sich die restlichen Titel auf ein breiteres Spektrum von Sachgebieten als umgekehrt. So bestritten in Japan beispielsweise im Jahr 1977 die Sachgebiete „Belletristik“ (78 Titel) sowie „Kunst, Spiele“ (21 Titel) das Gros der Übersetzungen ins Japanische, gefolgt von den Bereichen „Exakte Naturwissenschaften“ (9 Titel), „Religion, Theologie“ (6 Titel), „Technik, Angewandte Wissenschaften“ (5 Titel), „Geschichte, Geographie Biographien“ (5 Titel), „Recht, Sozialwissenschaften“ (3 Titel), „Philosophie, Psychologie“ (1 Titel) sowie „Allgemeines“ (1 Titel).

Tabelle 6: Lizenzen, die von bundesrepublikanischen Verlagen nach Sprachen vergeben wurden (BuBiZ 1980–1999)

Jahr	Japanisch		Niederländ.		Englisch		Spanisch		Italienisch		Französisch	
1977	178	(9,9%)	263	(14,6%)	201	(11,2%)	241	(13,4%)	174	(9,7%)	139	(7,8%)
1978	111	(5,9%)	275	(14,7%)	231	(12,3%)	174	(9,3%)	231	(12,3%)	158	(8,4%)
1979	147	(6,5%)	374	(16,5%)	299	(16,5%)	242	(10,7%)	220	(9,7%)	184	(8,2%)
1980	100	(4,9%)	280	(13,7%)	293	(14,4%)	280	(13,7%)	233	(11,4%)	185	(9,1%)
1981	100	(4,6%)	282	(13,1%)	191	(8,8%)	257	(11,9%)	240	(11,1%)	204	(9,4%)
1982	132	(6,0%)	286	(13,0%)	291	(13,2%)	257	(11,7%)	260	(11,8%)	227	(10,3%)
1983	120	(6,3%)	201	(10,5%)	236	(12,3%)	224	(11,7%)	220	(11,5%)	139	(7,2%)
1984	134	(6,2%)	230	(10,6%)	276	(12,8%)	227	(10,5%)	226	(10,5%)	208	(9,6%)
1985	117	(5,2%)	245	(10,8%)	309	(13,6%)	312	(13,8%)	193	(8,5%)	218	(9,6%)
1986	175	(7,6%)	228	(9,9%)	272	(11,8%)	285	(12,8%)	215	(9,3%)	220	(9,6%)
1987	160	(6,7%)	260	(10,9%)	235	(9,8%)	243	(10,2%)	340	(14,2%)	268	(11,2%)
1988	136	(6,0%)	241	(10,5%)	289	(12,6%)	294	(12,8%)	283	(12,4%)	292	(12,8%)
1989	154	(5,9%)	245	(9,3%)	289	(11,0%)	293	(11,2%)	379	(14,4%)	300	(11,4%)
1990	202	(6,4%)	303	(9,6%)	350	(11,1%)	292	(9,2%)	412	(13,0%)	418	(13,2%)

1991	150	(4,7%)	250	(7,9%)	410	(12,9%)	271	(8,5%)	395	(12,4%)	330	(10,4%)
1992	141	(5,1%)	236	(8,6%)	306	(11,1%)	280	(10,2%)	363	(13,2%)	250	(9,1%)
1993	150	(4,7%)	309	(9,6%)	402	(12,6%)	300	(9,4%)	301	(9,4%)	331	(10,3%)
1994	168	(4,3%)	288	(7,4%)	394	(10,2%)	449	(11,6%)	303	(7,8%)	313	(8,1%)
1995	194	(4,6%)	249	(6,0%)	374	(9,0%)	306	(7,3%)	284	(6,8%)	273	(6,5%)
1996	168	(3,7%)	269	(6,0%)	356	(7,9%)	301	(6,7%)	340	(7,6%)	288	(6,4%)
1997	211	(4,6%)	268	(5,8%)	369	(8,0%)	300	(6,5%)	324	(7,0%)	331	(7,2%)
1998	156	(3,8%)	210	(5,1%)	318	(7,7%)	257	(6,2%)	263	(6,4%)	245	(5,9%)

Wenn oben im Zusammenhang mit Übersetzungen aus dem Deutschen ins Japanische in den Jahren 1952 bis 1957 von einer ersten Blütezeit die Rede war, so ist diese Einschätzung durch die erreichten Anteile sowie die kontinuierlich hohen absoluten Zahlen des Japanischen an den Übersetzungen/Lizenzen aus dem Deutschen gerechtfertigt. Je nachdem, ob man absolut oder anteilig vergleicht, kann man also von zwei Arten von Konjunktur sprechen. Anteilig und nach Dekaden gelten die 1950er Jahre mit durchschnittlich mehr als 9 Prozent und die 1970er Jahre mit im Durchschnitt annähernd 7 Prozent zu Recht als Phasen verstärkter japanischer Übersetzungstätigkeit und Lizenznahme. In absoluten Zahlen gesehen fallen neben der ersten Hälfte der 1950er Jahre die zweite Hälfte der 1960er Jahre und die erste Hälfte der 1970er Jahre mit häufig deutlich über 200 Titeln pro Jahr ins Auge. Das Spitzenjahr 1974 mit 282 Übersetzungen/Lizenzen wurde seitdem nicht wieder erreicht, aber Phasen mit über 200 Übersetzungen/Lizenzen kommen im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert durchaus noch vor, wie die Jahre 1990 (202 Titel) und 1997 (211 Titel) gezeigt haben.

Seit der Umfang der sogenannten „unsichtbaren Ausfuhr" im Bereich des buchhändlerischen Außenhandels durch die Lizenzumfrage des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels erhoben wird, gehört Japan zu den zehn wichtigsten Lizenznehmern deutscher Verlage. Auf freiwilliger Basis ermittelt die seit 1977 durchgeführte Lizenzumfrage die in das Ausland vergebenen Rechte und Lizenzen, für die im Erhebungsjahr Verträge abgeschlossen worden sind. Unabhängig davon, wann die Lizenzausgaben erschienen sind oder erscheinen werden, gilt beim Zählen das Kriterium des Vertragsabschlusses. Co-Editionen und Co-Produktionen gelten als Lizenzen, wobei Einzelbeiträge unberücksichtigt bleiben, weshalb eine direkte Gegenüberstellung der Zahl der Übersetzungen ins Deutsche mit der Zahl der erfaßten Lizenzen nicht sinnvoll ist. Je nach Erhebungsjahr nahm Japan in den letzten beiden Jahrzehnten im internationalen Vergleich mit 100 bis 211 Lizenzen Rang vier bis zehn ein.

Drei Entwicklungen sollen für die letzten Jahre an dieser Stelle hervorgehoben werden. Erstens, Lizenzen in fernöstliche Sprachen, in erster Linie Koreanisch, Chinesisch und Japanisch, haben in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre stark zugelegt. Koreanisch (230 Lizenzen, 5,5 Prozent) schob sich im Jahr 1995 erstmals vor Japanisch (194 Lizenzen, 4,6 Prozent). Obwohl Japanisch im Jahr 1997 in absoluten Lizenznahmen einen historischen Nachkriegshöchststand feierte, reichte es im Sprachvergleich anteilig wegen der Zuwächse des Koreanischen und des Chinesischen nur zu Platz elf. Im Jahr 1998 wurde das Japanische durch chinesische, koreanische und ungarische Lizenznahmen sogar erstmals auf Platz zwölf verwiesen. Zweitens, osteuropäische Sprachen, wie z. B. Tschechisch, Ungarisch, Russisch und insbesondere Polnisch, verzeichneten zum Teil schon vor dem Beitritt der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland deutliche Anteilszuwächse, die sich in der ersten Hälfte der 1990er Jahre noch beschleunigt und seit 1997 wieder etwas abgeschwächt haben. Drittens, Englisch weist seit 1993 eine leicht rückläufige Entwicklung auf, und die USA verloren 1997 nach zwanzig Jahren ihren Platz unter den zehn größten Lizenznehmerstaaten.

Für das Jahr 1998 wurden insgesamt 4 133 in 59 Länder vergebene Lizenzen registriert. Mit einem Anteil in Höhe von 8,9 Prozent aller ins Ausland vergebenen Lizenzen war Chinesisch im Jahr 1998 die wichtigste Sprache für die Lizenzvergabe deutscher Verlage ins Ausland, wobei diese Sprache 1997 zum ersten Mal zu den zehn wichtigsten Sprachen für die Lizenvergabe überhaupt gehört hatte. In dem Zeitraum zwischen 1995 und 1998 hat sich die Zahl der in chinesischer Sprache vergebenen Lizenzen vervierfacht. Die polnische Sprache, die von 1995 bis 1997 den ersten Rang eingenommen hatte, verzeichnete 1998 (7,7 Prozent) einen leichten Rückgang (-0,8 Prozent). Die wachsende Bedeutung der osteuropäischen Sprachen wurde dennoch 1998 erneut als möglicherweise längerfristige Entwicklung bestätigt, denn sie erreichen seit Jahren mehr als ein Drittel aller Lizenzen, obwohl eine Dekade zuvor nur rund 8 Prozent aller Lizenzen auf sie entfielen. Asien nimmt deutlich mehr Lizenzen als Amerika. Die Kontinente Afrika und Australien dürfen in bezug auf Lizenznahmen aus Deutschland als vernachlässigbar bezeichnet werden.

Tabelle 7: Sachgebietsanteile der von Verlagen in der Bundesrepublik Deutschland nach Japan 1977 bis 1998 vergebenen Lizenzen (eigene Berechnung und Zusammenstellung auf Basis der Lizenzumfrage des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, BuBiZ 1978–1999)

Sachgebiet	Anzahl der Lizenzen (kumulativ)	Japanisch (kumulativ)
Allgemeines, Buch und Schrift, Hochschulen	634	29
Religion, Theologie	3 458	162
Philosophie, Psychologie	3 540	260
Recht, Verwaltung	268	38
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Statistik	956	114
Politik, Wehrwesen	582	46
Sprach- und Literaturwissenschaft	1 341	107
Belletristik	10 350	300
Kinder- und Jugendliteratur	10 238	591
Erziehung, Unterricht, Jugendpflege	868	52
Schulbücher	1 003	41
Bildende Kunst, Kunstgewerbe	1 787	112
Musik, Tanz, Theater, Film, Rundfunk	855	120
Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde	2 275	211
Erd- und Völkerkunde, Reisen	2 452	18
Karten, Kartenwerke	342	1
Medizin	4 503	348
Naturwissenschaften	2 610	224
Mathematik, Informatik, Datenverarbeitung	997	100
Technik, Industrie, Gewerbe	1 935	90
Verkehr	102	5
Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Hauswirtschaft	3 983	18
Turnen, Sport, Spiele	1 402	40
Verschiedenes, Kalender und Almanache	3 214	85

Anmerkung: Die Angabe für das Sachgebiet Karten und Kartenwerke gilt nur für den Zeitraum 1983–1998.

Die Sachgruppen „Belletristik“ sowie „Kinder- und Jugendliteratur“ sind seit Jahren die wichtigsten Segmente bei der Lizenzvergabe deutscher Verlage ins Ausland. Anteile von je über 5 Prozent aller Lizenzvergaben entfallen darüber hinaus im Jahresdurchschnitt auf die Sachgruppen „Medizin“, „Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Hauswirtschaft“, „Philosophie, Psychologie“, „Religion, Theologie“, „Naturwissenschaften“ sowie

„Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde“. Untersucht man die japanischen Lizenznahmen zwischen 1977 und 1998 nach Sachgruppen und vergleicht sie mit der globalen Verteilung, die die reale internationale Nachfrage widerspiegelt, so fällt folgendes ins Auge: Die drei größten Sachgruppen der bundesrepublikanischen Lizenzvergabe wurden auch in Japan – allerdings in anderer Reihenfolge – am stärksten nachgefragt: „Kinder- und Jugendliteratur“, „Belletristik“ und „Medizin“. Es folgten die Sachgruppen „Philosophie, Psychologie“, „Naturwissenschaften“, „Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde“ sowie „Religion, Theologie“.

Der buchhändlerische Aussenhandel

Japan ist seit Jahrzehnten das wichtigste asiatische Land im Rahmen des bundesrepublikanischen Ex- und Imports von Gegenständen des Buchhandels, aber Asien insgesamt spielt im Vergleich zu Europa und Amerika als Abnehmer für Bücher und Periodika mit einem Volumen unter 5 Prozent eine vergleichsweise geringe Rolle. Zwar war und ist Asien für den (west-)deutschen buchhändlerischen Außenhandel um ein Vielfaches bedeutsamer als Afrika und Australien, aber wenn man die zweite mit der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts vergleicht, so entfallen auf Asien in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen schon höhere Anteile am deutschen Buchexport als im Durchschnitt der letzten fünf Jahrzehnte. Die bundesrepublikanische Ausfuhr von Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, kartographischen Erzeugnissen, Musiknoten, Bilderbüchern und Kalendern entfiel in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in der Regel zu mehr als 70 Prozent, in den letzten Jahren annähernd zu 90 Prozent auf europäische Länder. Insbesondere der Intrahandel mit Waren des Buchhandels nahm und nimmt im Zuge der europäischen Integration – zuletzt im Jahr 1995 mit dem Beitritt Finnlands, Österreichs und Schwedens zur Europäischen Union – deutlich zu. Auf Amerika entfielen in den letzten fünf Jahrzehnten im Durchschnitt zwischen 7 Prozent und 11 Prozent des bundesrepublikanischen Buchhandelsexportes.

Japan wurde von deutscher Seite nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals im Zusammenhang mit dem Buch- und Zeitschriftenaußenhandel des Jahres 1951 statistisch erfaßt. Damals nahm Japan hinter der Schweiz, Großbritannien, den USA und Österreich noch vor den Niederlanden, Italien, Frankreich und Schweden mit einem Versandwert von mehr als 900 000 DM den sechsten Rang unter siebzig Ländern ein. Japan war 1953 mit mehr als 1,4 Millionen DM (3,1 Prozent) das neuntwichtigste Abnah-

meland für deutsche Bücher und gehörte zu den dreizehn wichtigsten Abnahmeländern für Periodika. Westdeutsche Verlage standen Mitte 1952 in direkter Exportverbindung mit 1 664 Buchhandlungen aus 45 Ländern. Japan war an diesem Netzwerk mit sechs Buchhandlungen beteiligt, was im Ländervergleich dem zwanzigsten Rang entsprach und in etwa den Kontakten mit Uruguay, Griechenland und Israel gleichkam.

Tabelle 8: Einfuhr und Ausfuhr von Gegenständen des Buchhandels (Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, Bilderbücher für Kinder, Musiknoten, kartographische Erzeugnisse, Wandkalender) der Bundesrepublik Deutschland in Millionen DM (amtliche Statistik, eigene Zusammenstellung)

Jahr	Ausfuhr	Einfuhr
1950	20,763	17,368
1951	37,380	20,282
1952	62,194	33,385
1953	76,184	35,294
1954	63,714	41,255
1955	74,757	42,346
1956	90,601	45,103
1957	108,265	52,255
1958	179,867	54,784
1959	189,855	57 747
1960	195,824	66,923
1961	215,917	75,868
1962	233,908	84,710
1963	259,802	87,917
1964	300,885	103,421
1965	338,304	115,794
1966	380,188	133,521
1967	434,186	143,461
1968	490,532	153,813
1969	544,650	187,438
1970	575,608	202,628
1971	618,905	222,669
1972	704,856	254,618
1973	772,529	279,957
1974	832,604	323,847
1975	901,506	354,424
1976	1 001,380	371,253

1977	1 093,591	425,183
1978	1 217,014	479,970
1979	1 334,831	529,208
1980	1 445,022	622,976
1981	1 570,057	650,179
1982	1 604,562	654,301
1983	1 677,432	666,216
1984	1 852,905	749,635
1985	2 058,216	799,251
1986	2 235,490	779,974
1987	2 359,790	832,244
1988	2 546,751	964,439
1989	2 750,910	1 048,874
1990	2 911,775	1 201,720
1991	3 188,999	1 441,229
1992	3 215,892	1 456,548
1993	3 029,292	1 284,500
1994	3 162,223	1 403,032
1995	3 090,750	1 345,289
1996	3 291,597	1 457,737
1997	3 138,888	1 673,552

Anmerkung: Bilderbücher für Kinder werden seit 1954 im Rahmen der Einfuhr von Gegenständen des Buchhandels separat ausgewiesen und spielen wertmäßig ab 1960 eine größere Rolle als beispielsweise Musiknoten. Zeitungen und Zeitschriften werden erst seit 1988 getrennt ausgewiesen. Im Jahr 1990 wurden Wandkalender erstmals separat ausgewiesen. Aufgrund geänderter Erhebungsmodalitäten sind die absoluten Werte ab 1993 nicht mit den Vorjahren vergleichbar.

Der bundesrepublikanische Buchaußenhandel und hierbei insbesondere der Export mit buchhändlerischen Waren wurde aufgrund von sich wandelnden Melde- und Erhebungsmodalitäten im Laufe der Zeit mal mehr und mal weniger untererfaßt, erwirtschaftete aber kontinuierlich Außenhandelsüberschüsse. Die Zahl derjenigen Länder, aus denen die Bundesrepublik Deutschland Bücher importierte, erhöhte sich innerhalb von viereinhalb Jahrzehnten von 31 Ländern im Jahr 1952 auf 104 Länder im Jahr 1997. Entsprechend wuchs die Zahl derjenigen Länder, die Bücher der Bundesrepublik Deutschland importierten, von 77 Ländern im Jahr 1952 auf 169 Länder im Jahr 1997. Mit einem Anteil in Höhe von etwa 0,5 Prozent an der Gesamtausfuhr und ungefähr 0,2 Prozent an der Gesamteinfuhr machen Gegenstände des Buchhandels nur einen relativ kleinen

Teil am gesamten Außenhandel aus; ihrem geringen kommerziellen Wert steht freilich ihre hohe Bedeutung als Multiplikatoren im kulturellen Austausch gegenüber.

Tabelle 9: Abnahmeländer für Bücher, Zeitungen und Zeitschriften aus der Bundesrepublik Deutschland in Millionen DM (amtliche Statistik, eigene Zusammenstellung nach BuBiZ 1952–1999)

Jahr	Japan	Schweiz	Österreich	Frankreich	USA	UdSSR
1951	0,9	9,6	6,9	1,0	3,4	o. A.
1952	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.
1953	1,4	9,2	6,8	1,8	3,9	o. A.
1954	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.
1955	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.	o. A.
1956	o. A.	20,7	21,0	2,8	3,0	o. A.
1957	o. A.	24,3	27,1	3,2	3,2	o. A.
1958	3,8	33,3	34,9	5,4	12,8	1,3
1959	4,8	38,0	41,0	7,0	14,8	1,3
1960	5,6	40,7	43,9	7,9	16,8	1,4
1961	6,0	45,3	44,5	9,5	20,9	1,3
1962	6,5	51,0	49,1	10,5	23,0	1,1
1963	7,4	57,5	53,7	8,7	19,7	0,7
1964	8,3	65,1	61,0	15,1	29,1	0,5
1965	8,7	72,9	67,0	17,0	34,5	0,9
1966	9,0	86,5	76,3	20,3	38,9	0,9
1967	11,5	97,2	84,3	25,1	46,5	1,1
1968	11,7	110,1	93,3	29,4	55,7	1,1
1969	13,5	119,9	103,3	33,3	60,5	1,2
1970	14,7	134,8	111,1	32,9	62,8	1,3
1971	15,5	146,5	126,8	33,8	60,3	1,4
1972	20,1	166,9	147,8	42,7	58,3	1,2
1973	22,7	175,4	160,2	59,3	63,3	1,2
1974	24,4	191,0	187,1	57,7	64,2	2,3
1975	24,4	215,8	218,9	47,7	65,5	2,6
1976	24,0	244,1	249,8	51,2	69,5	2,7
1977	26,5	255,5	268,3	56,6	80,3	3,3
1978	30,1	284,3	302,4	64,1	75,9	4,6
1979	34,5	312,0	343,7	68,8	85,2	6,6
1980	39,2	338,9	362,2	88,9	76,4	5,9
1981	44,5	363,6	380,8	94,4	87,5	8,4

1982	36,8	394,7	408,2	109,0	92,5	5,5
1983	30,6	427,2	433,7	124,8	93,2	6,9
1984	38,5	456,0	460,4	158,6	102,6	7,8
1985	43,5	472,4	478,9	208,8	130,4	11,2
1986	45,9	504,5	512,6	237,6	135,2	12,0
1987	45,5	520,6	547,8	242,5	128,9	13,9
1988	53,7	535,6	576,6	258,5	130,2	23,7
1989	53,5	572,9	635,1	286,8	147,5	33,3
1990	51,1	600,6	665,9	302,5	143,6	39,0
1991	51,4	623,2	702,9	279,5	171,4	105,5
1992	65,5	593,5	708,6	258,8	173,2	33,9
1993	65,9	577,6	705,5	190,9	o. A.	o. A.
1994	55,0	611,8	744,9	243,1	o. A.	o. A.
1995	69,4	658,0	676,3	271,0	o. A.	38,1
1996	63,9	672,7	758,3	265,7	152,9	96,2
1997	47,9	618,5	751,1	208,7	o. A.	100,6

Anmerkung: Alle Zahlen sind gerundet. Ab Mai 1992 wurde der Außenhandel der Sowjetunion auf zwölf Länder aufgeschlüsselt. 1993 tauchen Weißrußland, die Ukraine und Rußland in der Statistik auf. Die Zahlen nach der Auflösung der Sowjetunion beziehen sich auf die Russische Föderation. Mit den Werten der Vorjahre sind die Angaben für 1993 aufgrund geänderter Erhebungsmodalitäten nicht mehr vergleichbar.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde amtlich nur der buchhändlerische Außenhandel mit denjenigen Ländern statistisch ausgewiesen, der eine halbe Million DM pro Jahr überschritt. Von dem Ausfuhrüberschuß mit buchhändlerischen Waren, der von 1950 bis in die Gegenwart von der Bundesrepublik Deutschland alljährlich erwirtschaftet wurde, entfielen in den ersten Jahren rund 60 Prozent auf Bücher, 35 Prozent auf Zeitungen und Zeitschriften und weniger als 5 Prozent auf Musiknoten und kartographische Erzeugnisse. Der Buchexportanteil stieg in den Folgejahren auf rund drei Viertel der buchhändlerischen Ausfuhr. Später kamen auch Bilderbücher für Kinder und Kalender hinzu. Ein großer Teil der buchhändlerischen Kleinstausfuhren wie Drucksachen und Streifbandsendungen wurde zeitweilig aufgrund einer verfahrensmäßigen Vereinfachung des Buchexportes nicht erfaßt; gerade im Fall Japans machte die Kleinstausfuhr aber etwa 90 Prozent aus. Die Größenordnung der allgemeinen Untererfassung des realen Exportes wurde damals auf etwa 50 Prozent geschätzt. Zum Vergleich der Größenordnungen: Der westdeutsche Ausfuhrüberschuß von Waren des Buchhandels war damals geringer als der mit Bekleidungswaren, aber größer als der mit Seifen oder

Schuhen erwirtschaftete. Dagegen wurden die Importwerte vollständig erfaßt. Mitte der 1950er Jahre kamen nahezu zwei Drittel der deutschen Bucheinfuhr aus der Schweiz und aus Österreich. Bei der Einfuhr von Periodika in die Bundesrepublik Deutschland standen die Niederlande mit nahezu einem Drittel an erster Stelle, gefolgt von der Schweiz, Österreich, Frankreich und den USA. Zum Vergleich: Der Außenhandel mit Gegenständen des Buchhandels entwickelte sich in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre besser als derjenige der Feinkeramischen Industrie oder der Glasindustrie und kam in etwa dem Umsatz der Mineralölverarbeitung in Westdeutschland gleich.

Während die deutschsprachigen Länder Schweiz und Österreich sowohl beim Export als auch beim Import von Büchern Ende der 1950er Jahre mit 60 bis 70 Prozent an der Spitze lagen, nahm Japan als Abnahmeland bei Büchern mit einem Anteil in Höhe von 2,5 Prozent den zehnten Platz und bei Periodika mit einem Anteil in Höhe von 1,7 Prozent den vierzehnten Platz ein. Im Jahr 1965 wies die amtliche Statistik zum ersten Mal nach Kontinenten und Ländern getrennte Angaben auf. Der zufolge war die deutsche Ausfuhr von Büchern und Periodika nach Japan weitaus größer als die in alle anderen Länder Asiens, von denen Afghanistan, die Volksrepublik China, Hongkong, Indien, Indonesien, Irak, Iran, Israel, Jordanien, Libanon, Malaysia, Nordkorea, Pakistan, Philippinen, Saudi-Arabien, Südkorea, Syrien, Thailand und Zypern erfaßt wurden. Die Bundesrepublik Deutschland bezog 1963 bis 1965 mehr als 98 Prozent der Gesamtbucheinfuhr aus vierzehn Ländern. In dieser Periode wurde erstmals auch Japan als wichtiges Herkunftsland für Bücher nach Deutschland auf Platz zwölf genannt. Das waren 1963 Büchersendungen im Wert von 145 000 DM, 1964 für 324 000 DM und 1965 für 783 000 DM. Dies entsprach 1965 etwa 0,9 Prozent der gesamten deutschen Bucheinfuhr, die zu rund 85 Prozent traditionell von Österreich, der Schweiz, den Niederlanden, den USA, Großbritannien und Frankreich dominiert war. Der Wert für eingeführte Bücher aus Japan erhöhte sich zwischen 1967 und 1969 von rund 400 000 DM auf mehr als 1,1 Millionen DM. Das entsprach 1969 etwa 0,8 Prozent der gesamten Bucheinfuhr, mehr als die Bucheinfuhr aus Spanien, aber nur halb so groß wie die Bucheinfuhr aus der Tschechoslowakei oder aus Ungarn. Japan wurde in der amtlichen Statistik für wichtige Herkunftsländer für Periodika nicht genannt; 95 Prozent aller Periodika kamen 1969 aus Italien, der Schweiz, den Niederlanden, den USA, Frankreich, Großbritannien und Österreich. Nicht bei der Ausfuhr von Periodika, aber bei der Ausfuhr von Büchern übertraf Japan auch in der Folgezeit eine ganze Reihe von europäischen Ländern. So lag Japan im Rahmen der Ausfuhr von deutschen Büchern im Jahr 1972 vor Italien, Belgien,

Luxemburg, Schweden, Dänemark, Spanien, Norwegen, Jugoslawien und Polen.

Tabelle 10: Japan als Herkunftsland für die Einfuhr von Büchern in die Bundesrepublik Deutschland und Japan als Abnahmeland für die Ausfuhr von Büchern aus der Bundesrepublik Deutschland 1987 bis 1998 (eigene Zusammenstellung nach BuBiZ 1988–1999)

Jahr	Japan als Herkunftsland für die Einfuhr von Büchern in die BR Deutschland	Japan als Abnahmeland für die Ausfuhr von Büchern aus der BR Deutschland
1987	7. Platz	9. Platz
1988	7. Platz	9. Platz
1989	7. Platz	9. Platz
1990	9. Platz	9. Platz
1991	9. Platz	10. Platz
1992	9. Platz	8. Platz
1993	8. Platz	9. Platz
1994	9. Platz	7. Platz
1995	9. Platz	7. Platz
1996	o. A.	9. Platz
1997	o. A.	10. Platz
1998	o. A.	o. A.

Die Verteilung des Einfuhrvolumens auf verschiedene Herkunftsländer war bei Büchern in der Vergangenheit wesentlich ausgeglichener als bei Zeitungen und Zeitschriften. Bei den deutschen Buchimporten des Jahres 1995 führten die USA mit nahezu 18 Prozent die Rangliste an, gefolgt von der Schweiz und Großbritannien. Mit einigem Abstand und weniger als 8 Prozent folgten Italien, Österreich, Belgien/Luxemburg, die Niederlande, Frankreich und Japan (3,4 Prozent). In den vergangenen zwölf Jahren hatte Japan regelmäßig einen Platz unter den zehn wichtigsten Ländern als Herkunftsland für die Einfuhr von Büchern in die Bundesrepublik Deutschland sowie als Abnahmeland für die Ausfuhr von Büchern aus Deutschland erreicht. Seit 1989/90 entwickelte sich die Einfuhr von Büchern, Zeitschriften und Zeitschriften aus Japan rückläufig, wobei zu berücksichtigen ist, daß die absoluten Werte aufgrund geänderter Erhebungsmodalitäten seit dem Jahr 1993 nicht mit den Vorjahren vergleichbar sind.

Buchproduktion und Sachgruppenanteile in Deutschland und Japan

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte eine statistische Bearbeitung der Buchproduktion in der Bundesrepublik Deutschland (*Wöchentliche Bibliographie*) und in Japan (*Zen Nihon shuppan sōmokuroku*) erstmals für das Jahr 1951 durch die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main und die Parlamentsbibliothek (Kokuritsu Kokkai Toshokan) in Tōkyō. Im Rahmen eines Vergleichs der internationalen Buchproduktion ist zu berücksichtigen, daß nicht alle statistisch ausgewiesenen Titel „Bücher" (49 und mehr Seiten) waren. Ein gewisser Prozentsatz von Flugblättern (bis vier Seiten) und Broschüren (fünf bis 48 Seiten) befand sich darunter, wobei man erstere mit einem Prozent und letztere mit rund einem Fünftel kalkulierte. Jahrzehntelang wurde die nationale Titelproduktion nicht als Produktionsstatistik nach Titel- und Auflagenzahl der Bücher, sondern als bibliographische Statistik geführt; zwar unterschied sie in der Regel zwischen Erstauflage und Neuauflage, berücksichtigte aber nicht Stückzahl und Seitenumfang. Die bibliographische Statistik des Buchhandels war abhängig von der Registrierung sämtlicher, von der jeweiligen Nationalbibliothek erfaßter Buch-, Broschüren-, Zeitschriften- und Zeitungstitel. Große Gruppen von Eingängen blieben für die Titelstatistik und somit für den Ausweis der jährlichen Buchproduktion unberücksichtigt. Dazu gehörten in Westdeutschland in den Nachkriegsjahren unter anderem Ausstellungskataloge, Dissertationen, Konferenzberichte, Jahrbücher und Almanache. Die bibliographische Titelstatistik wies daher alljährlich weniger Titel auf, als die Deutsche Bibliothek an Zugängen verzeichnete. Darüber hinaus ist hinsichtlich des Aussagewerts von Statistiken darauf hinzuweisen, daß bei großen, bevölkerungsstarken Ländern sowie bei Vielvölkerstaaten mit mehr als einer Landessprache die nationale Titelstatistik besonders hoch erscheint.

Tabelle 11: Internationale Buchproduktion im Vergleich (eigene Zusammenstellung nach BuBiZ 1952–1999)

Jahr	UdSSR	Großbritannien	Japan	BRD	USA	Frankreich
1951	o. A.	o. A.	o. A.	14 094	o. A.	o. A.
1952	o. A.	o. A.	17 306	13 913	o. A.	o. A.
1953	o. A.	19 962	17 161	15 738	12 589	11 793
1954	29 159	o. A.	19 837	16 240	o. A.	o. A.
1955	30 811	19 962	21 653	16 660	12 589	11 793
1956	31 616	19 107	24 541	17 215	12 538	o. A.
1957	o. A.	20 719	25 299	16 690	13 142	11 917

1958	35 912	22 143	24 983	20 476	13 462	11 725
1959	40 054	20 690	24 152	16 532	14 876	12 032
1960	43 367	23 783	23 682	22 524	15 012	12 072
1961	43 822	24 893	24 223	23 132	18 060	12 705
1962	79 140	25 079	22 010	22 615	21 901	13 282
1963	77 599	26 023	22 897	25 673	25 784	11 478
1964	78 204	26 123	24 049	26 228	28 451	13 479
1965	76 101	26 314	24 203	27 247	54 378	17 138
1966	72 977	28 789	30 451	23 777	58 517	19 289
1967	74 081	29 564	30 027	30 683	58 877	19 021
1968	75 723	31 372	31 086	32 352	59 247	18 646
1969	74 611	32 321	31 009	35 577	62 083	21 958
1970	78 899	33 441	31 249	47 096	79 530	22 935
1971	85 487	o. A.	31 040	42 957	80 569	22 372
1972	80 555	33 109	31 074	o. A.	82 405	24 497
1973	80 196	35 177	35 857	83 659	83 724	27 186
1974	o. A.	32 133	32 378	49 761	81 023	28 245
1975	78 697	35 526	34 590	43 649	85 287	o. A.
1976	84 304	34 340	36 066	46 763	84 542	29 371
1977	96 155	36 196	40 905	48 736	o. A.	31 673
1978	95 604	38 641	43 973	53 137	85 126	21 225
1979	92 398	41 864	44 392	62 082	o. A.	25 019
1980	92 746	48 069	45 596	67 176	o. A.	32 318
1981	94 646	42 972	42 217	59 168	76 976	37 308
1982	91 836	48 029	42 977	61 332	o. A.	42 186
1983	94 735	50 981	44 253	60 598	o. A.	37 576
1984	94 457	51 411	o. A.	51 733	o. A.	37 189
1985	95 769	52 861	45 430	57 623	o. A.	37 860
1986	94 809	o. A.	44 686	63 679	o. A.	38 701
1987	91 145	o. A.	36 346	65 680	o. A.	43 505
1988	o. A.	o. A.	o. A.	68 611	o. A.	39 026
1989	76 711	o. A.	o. A.	65 980	53 446	40 115
1990	o. A.	o. A.	o. A.	61 015	46 743	41 720
1991	34 050	67 704	o. A.	67 890	48 146	43 682
1992	28 716	86 573	35 496	67 277	49 276	45 379
1993	29 017	o. A.	o. A.	67 206	49 757	41 234
1994	30 390	95 015	48 824	70 643	51 863	45 311
1995	33 623	101 764	61 302	74 174	62 039	34 766

1996	36 237	107 263	63 054	71 515	68 175	Z.l.n.v.
1997	Z.l.n.v.	Z.l.n.v.	65 438	77 889	Z.l.n.v.	Z.l.n.v.
1998	Z.l.n.v.	Z.l.n.v.	65 613	78 042	Z.l.n.v.	Z.l.n.v.

Abkürzung: Z.l.n.v. = Zahlen liegen nicht vor.
Anmerkung: Die Angabe zur Bundesrepublik Deutschland unter dem Jahr 1973 bezieht sich auf die Jahre 1972/73. Die Angaben der letzten fünf Jahre zu Japan stammen von The Japan Federation of Printing Industries (Nihon Insatsu Sangyō Rengōkai).

Wenn man aber die Einwohnerzahl und das proportionale Verhältnis zwischen Einwohnern und Buchproduktion berücksichtigt, rücken kleinere Länder wie die Schweiz, Norwegen, die Niederlande, Schweden, Dänemark, Portugal, Österreich und Belgien nach vorn. Das gilt auch für jene Staaten, in denen wie in Japan, den skandinavischen Ländern und den USA Bücher in anderen Ausgangssprachen verlegt werden. Vergleicht man die durchschnittliche jährliche Buchproduktion Japans und Westdeutschlands in der ersten Hälfte der 1950er Jahre und bezieht die Zahl der Einwohner mit ein, so kommt man für die Bundesrepublik auf mehr als dreißig Titel, für Japan auf etwas über zwanzig Titel je 100 000 Einwohner. Westdeutschland nahm beim internationalen Vergleich „Buchtitelproduktion je 100 000 Einwohner" den dreizehnten bis fünfzehnten Platz und Japan den siebzehnten bis zwanzigsten Platz ein. Internationale Vergleiche mit länderspezifischen Ermittlungsmethoden sind also ohne international verbindliche Grundlage für Buchstatistik problematisch. Zudem sind Vergleiche ohne Berücksichtigung des proportionalen Verhältnisses zwischen Einwohnern und Buchproduktion sowie des Außenhandelsvolumens der einzelnen Länder und ihrer sprachbedingten Absatzmärkte nur eingeschränkt aussagefähig. Akkumulierte Titelzahlen lassen keine Schlußfolgerungen auf die Lesefreudigkeit im internationalen Vergleich zu.

Die von der UNESCO erhobenen Zahlen über die internationale Titelproduktion wurden vor 1982 bibliographisch nach dem Dezimalklassifikationssystem gegliedert. Diese Aufteilung erlaubte einen Vergleich der Anteile, die aus den Gesamtzahlen der veröffentlichten Titel in den einzelnen Ländern auf die verschiedenen Sachgebiete entfallen. Die höchsten Anteile lagen in der Regel in den Sachgebieten „Belletristik", „Recht", „Sozialwissenschaften" sowie „Technik, Angewandte Wissenschaften". Zu berücksichtigen ist jedoch, daß die vorgelegte Einteilung auf die Sachgebiete des Klassifikationsschemas von den Meldeländern selbst vorgenommen wurde. Das schränkt den Aussagewert einer international vergleichenden Übersicht ein. Das *Wöchentliche Verzeichnis der Deutschen Bibliographie* führte im Jahr 1982 eine neue Gliederung ein, die

65 Gruppen im Rahmen des Dezimalklassifikationssystems ausweist. Für wesentliche Teile der statistischen Analyse wurde erstmals für 1987 diese Gliederung der Sachgebiete vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels übernommen und angewandt, da sie insbesondere beim internationalen Vergleich der wissenschaftlichen Literatur detailliertere Aussagen zuließ.

Bei den Sachgruppenanteilen fällt im Rahmen eines Vergleichs der Titelproduktion in der Bundesrepublik Deutschland und in Japan auf, daß der Anteil des Bereichs „Technik, Angewandte Wissenschaften" in Japan über viele Jahre hinweg etwa doppelt so hoch war wie in Deutschland. Dagegen entfallen auf das Sachgebiet „Religion, Theologie" in Deutschland zweimal bis dreimal so viele Titel wie in Japan. Abweichungen anderer Sachgruppen waren wenig signifikant. Als Einzelsachgebiet dominierte die „Belletristik" sowohl in Deutschland als auch in Japan mit durchschnittlich mehr als einem Fünftel die nationale Titelproduktion.

Tabelle 12: Entwicklung der Sachgruppenanteile aus ausgewählten Sachgebieten der Titelproduktion in der Bundesrepublik Deutschland und in Japan zwischen 1964 und 1985 in Prozent (eigene Zusammenstellung nach BuBiZ 1966–1990)

Sachgruppe	Jahr	BRD	Japan
Allgemeines	1964	8,7	2,0
	1965	7,5	2,1
	1966	8,7	2,4
	1968	7,3	2,8
	1969	6,1	2,5
	1970	7,3	2,7
	1971	9,0	3,0
	1975	7,7	3,1
	1978	6,8	2,4
	1979	6,7	3,2
	1981	6,5	3,2
	1985	5,6	3,4
Philosophie, Psychologie	1964	2,4	3,0
	1965	2,4	2,1
	1966	2,5	2,4
	1968	2,7	2,9
	1969	2,6	2,9
	1970	2,3	2,9
	1971	2,5	2,7

	1975	1,6	1,7
	1978	2,5	1,8
	1979	2,7	2,4
	1981	3,3	3,3
	1985	4,1	3,5
Religion, Theologie	1964	6,7	1,8
	1965	6,4	1,9
	1966	5,2	1,7
	1968	6,0	1,8
	1969	5,7	1,7
	1970	6,2	1,8
	1971	5,2	2,1
	1975	5,6	2,3
	1978	4,8	2,2
	1979	4,8	2,2
	1981	5,5	1,5
	1985	5,1	1,5
Recht, Sozialwissenschaft, Pädagogik	1964	26,4	16,2
	1965	26,1	17,1
	1966	24,3	25,6
	1968	27,4	22,6
	1969	28,4	22,4
	1970	30,3	22,7
	1971	28,4	22,2
	1975	27,9	28,8
	1978	26,9	27,7
	1979	28,1	26,0
	1981	26,3	17,8
	1985	23,9	23,6
Exakte Naturwissenschaften	1964	5,5	7,3
	1965	6,4	7,9
	1966	6,4	6,3
	1968	6,5	6,5
	1969	6,8	5,8
	1970	5,6	6,7
	1971	6,5	6,1
	1975	6,4	4,8
	1978	5,3	3,3

	1979	5,5	3,7
	1981	4,6	6,5
	1985	7,4	6,0
Technik, Angewandte Wissenschaften	1964	8,3	14,3
	1965	10,3	14,3
	1966	9,7	16,2
	1968	9,2	19,4
	1969	9,7	18,9
	1970	10,0	18,3
	1971	10,7	19,0
	1975	12,7	24,4
	1978	11,6	25,8
	1979	11,4	20,1
	1981	12,3	14,5
	1985	16,2	16,2
Kunst, Spiele, Sport	1964	5,5	7,3
	1965	6,0	7,5
	1966	5,5	6,4
	1968	5,6	6,6
	1969	6,0	7,7
	1970	5,9	8,8
	1971	5,6	9,0
	1975	5,9	5,8
	1978	8,0	7,6
	1979	9,0	12,2
	1981	8,9	14,7
	1985	8,8	12,5
Belletristik	1964	23,3	28,6
	1965	21,5	31,1
	1966	24,0	25,9
	1968	20,9	25,0
	1969	20,7	25,8
	1970	20,2	24,4
	1971	20,2	23,5
	1975	24,7	21,1
	1978	27,4	21,2
	1979	24,6	19,4
	1981	24,9	31,6

	1985	16,4	23,1
Geschichte, Geographie, Biographien	1964	10,0	7,6
	1965	10,0	8,0
	1966	9,9	8,0
	1968	9,6	8,2
	1969	9,1	8,1
	1970	8,2	7,8
	1971	7,9	7,8
	1975	7,5	8,1
	1978	6,7	8,0
	1979	6,8	9,9
	1981	7,7	6,9
	1985	8,4	4,7

Tabelle 13: Titelproduktion der Bundesrepublik Deutschland nach Sachgruppen der Dezimalklassifikation (DK) und den Sachgruppen der universalen Dezimalklassifikation (UDK) zwischen 1990 und 1996 (BuBiZ 1993: 56; BuBiZ 1994: 56; BuBiZ 1994: 60)

Jahr	Insgesamt	DK 0	DK 1	DK 2	DK 3	DK 5	DK 6	DK 7	DK 8	DK 9
1990	61 015	7,8	5,0	5,6	21,9	3,1	14,8	8,8	19,0	14,0
1991	67 890	8,3	4,7	4,9	21,8	6,1	13,9	7,8	19,1	13,4
1992	67 277	8,8	4,6	5,3	21,9	5,7	13,1	7,5	20,0	13,1
1993	67 206	9,1	5,1	5,4	21,5	5,8	14,5	6,7	18,6	13,4

Jahr	Insgesamt	UDK 1	UDK 2	UDK 3	UDK 4	UDK 5	UDK 6	UDK 7	UDK 8	UDK 9	UDK 10
1994	70 643	8,9	5,1	5,4	23,0	—	3,6	14,2	8,2	18,4	5,9
1995	74 174	9,4	5,2	4,9	22,1	—	5,4	14,6	7,3	18,3	12,7
1996	71 515	8,8	5,5	5,2	22,0	4,4	6,1	14,8	6,6	13,5	13,6

Anmerkung: Die Sachgruppen der Dezimalklassifikation (DK) und die Sachgruppen der universalen Dezimalklassifikation (UDK) setzen sich folgendermaßen zusammen: DK 0: Allgemeines; DK 1: Philosophie, Psychologie; DK 2: Religion, Theologie; DK 3: Sozialwissenschaften; DK 5: Mathematik, Naturwissenschaften; DK 6: Angewandte Wissenschaften, Medizin, Technik; DK 7: Kunst, Kunstgewerbe, Photographie, Musik, Spiel, Sport; DK 8: Sprach- und Literaturwissenschaft, Belletristik; DK 9: Geographie, Geschichte. Die Sachgruppen der universalen Dezimalklassifikation (UDK) werden wie folgt aufgeschlüsselt: UDK 1: Allgemeines; UDK 2: Philosophie, Psychologie; UDK 3: Religion, Theologie; UDK 4: Sozialwis-

senschaften; UDK 5: Sprach- und Literaturwissenschaft; UDK 6: Mathematik, Naturwissenschaften; UDK 7: Angewandte Wissenschaften, Medizin, Technik; UDK 8: Kunst, Freizeit; UDK 9: Belletristik; UDK 10: Geographie, Geschichte.

Tabelle 14: Die Titelproduktion Deutschlands und Japans nach den Sachgruppen der universalen Dezimalklassifikation im Jahr 1996 (BuBiZ 1999: 77)

Land	Gesamt	UDK 1	UDK 2	UDK 3	UDK 4	UDK 5	UDK 6	UDK 7	UDK 8	UDK 9	UDK 10
BRD	71 515	8,8	5,0	5,2	22,0	4,4	6,1	14,8	6,6	13,5	13,6
Japan	56 221	2,0	3,2	1,9	22,7	2,5	2,4	21,6	17,9	21,2	4,5

Ein Vergleich der japanischen Sachgruppenanteile und der deutschen Sachgruppenanteile auf der Grundlage der universalen Dezimalklassifikation des Jahres 1996 zeigt, daß beide Länder im Bereich der „Sozialwissenschaften“ mit 22,0 Prozent und 22,7 Prozent einen nahezu gleich hohen Anteil aufweisen. Die deutsche Buchproduktion verfügt über einen erheblich höheren Anteil in den Sachgebieten „Sprach- und Literaturwissenschaft“ (+1,9 Prozent), „Religion, Theologie“ (+3,3 Prozent), „Mathematik, Naturwissenschaften“ (+3,7 Prozent) sowie „Geographie, Geschichte“ (+9,1 Prozent). Sachgruppen, in denen die japanische Buchproduktion signifikant höhere Anteile als die deutsche Titelproduktion verzeichnet, sind „Angewandte Wissenschaften, Medizin, Technik“ (+6,8 Prozent), „Belletristik“ (+7,7 Prozent) sowie „Kunst, Freizeit“ (+11,3 Prozent).

RESÜMEE

Deutschland benötigte nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der zonalen Besetzung und der Teilung in zwei antagonistische Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme länger als Japan beim Wiederaufbau seines Verlags-, Buch- und Bibliothekswesens, gehört aber zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu der Handvoll Nationen, die – auf Platz drei hinter der VR China und Großbritannien und vor Japan – mit Abstand die meisten Bücher produzieren sowie die meisten Bücher übersetzen. Darüber hinaus konkurriert das Deutsche seit vielen Jahren als Herkunftssprache für Übersetzungen auf Platz vier und mit großem Abstand hinter der Dominanz des Englischen mit jahresabhängig mal mehr und mal weniger großer Distanz hinter dem Französischen und dem Russischen. Übersetzungen ins Deutsche sind in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts im Vergleich zur ersten Hälfte sowohl in absoluten Zahlen als auch anteilig signifikant angewachsen; ihr Anteil an der jährlichen Gesamttitelproduk-

tion hat sich in der genannten Periode mit weit über zehn Prozent Anteil an der Buchproduktion im Durchschnitt verdoppelt. Japanisch könnte als Originalsprache für Übersetzungen weltweit sowie im Rahmen von Übersetzungen ins Deutsche als eine vernachlässigbare Größe bezeichnet werden und steht in dieser Hinsicht mit jahresbedingten Schwankungen weltweit etwa an zwanzigster Stelle. Bei den Herkunftssprachen für Übersetzungen ins Deutsche und ins Japanische dominieren Amerikanisch und Englisch, mit großem Abstand gefolgt von Französisch. Im Fall von Übersetzungen in die Zielsprache Japanisch genießt Französisch vor Deutsch keinen großen Vorsprung, aber bei Übersetzungen ins Deutsche liegt zwischen den Herkunftssprachen Französisch und Japanisch noch etwa ein Dutzend anderer Sprachen.

Jedoch ist eine Zahl oder ein Faktum für sich genommen kein Argument; erst die interessierte Interpretation des mit Willen und Bewußtsein ausgestatteten Individuums fällt ein Urteil: Daß Japan seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kumulativ ein Vielfaches an Titeln aus dem Deutschen mehr übersetzt hat als umgekehrt und daß gleichzeitig weltweit ein Mehrfaches an Titeln aus dem Deutschen in andere Zielsprachen übersetzt wurde als aus dem Japanischen, ist eine von der Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation (UNESCO, United Nations Specialized Organization for Education, Science and Culture) statistisch belegte Tatsache. Die Aussagekraft internationaler Zahlenvergleiche hinsichtlich der Buch- und Übersetzungsproduktion wird weniger durch Zweifel an der Faktizität oder der Exaktheit der erhobenen Zahlen eingeschränkt als durch die Logizität der zugrundegelegten Erhebungsmethodik sowie die für einen qualitativen Kulturvergleich ungenügenden Vergleichsinhalte. Konkret bedeutet dies zum Beispiel, daß beim Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Japan in der Tat festzustellen ist, daß Deutschland seit mehreren Jahrzehnten Jahr für Jahr mehr Buchtitel veröffentlicht und weitaus mehr Werke aus anderen Sprachen übersetzt; aber dieser scheinbar objektive, weil quantitative Vergleich gilt nur eingeschränkt insofern, als in internationale Erhebungen in der Regel keine Unterscheidungen zwischen Erst- und Neuauflagen, Auflagenstärken und Verkaufszahlen einfließen. Zum anderen wird die Größe der Länder nach Bevölkerung sowie das Verhältnis zwischen Einwohnerzahl und Buchproduktion kaum berücksichtigt, ganz zu schweigen von der Leselust. Deshalb gelten auch kumulierte Zahlen über einen längeren Untersuchungszeitraum im internationalen Vergleich als nur bedingt aussagekräftig(er). Gleichwohl zeigt sich im multilateralen Vergleich Deutschlands und Japans jeweils mit dem Rest der Welt, daß Deutschland durch das Kultur- und Wirtschaftsgut Buch sowie Übersetzungen global stärker

als Japan vernetzt zu sein scheint. Im bilateralen Vergleich ist bei der Lizenzvergabe für Übersetzungen über einen Zeitraum von fast fünf Jahrzehnten zu beobachten, daß Japan kontinuierlich weitaus mehr Werke aus dem Deutschen übersetzt und deutlich mehr Lizenzen nimmt als umgekehrt, jahresabhängig bisweilen ein Vielfaches. Bei Lizenzen in fernöstliche Sprachen haben Koreanisch und Chinesisch das Japanische in den 1990er Jahren eingeholt und in manchen Jahren auch schon überholt. In Deutschland und in Japan dominiert seit langem das Sachgebiet Belletristik sowohl die nationale Titelproduktion als auch die Übersetzung von Werken aus anderen Sprachen. Die Ausweitung und Verfeinerung der Dezimalklassifikation und der Universaldezimalklassifikation sowie die jeweils national bestimmte Zuordnung von Werken zu Sachgebieten erschwert jedoch die Grundlage für internationale Vergleiche.

Quellen

BuBiZ = *Buch und Buchhandel in Zahlen*. Börsenverein des Deutschen Buchhandels e. V., Abteilung Marketing + Statistik (Hg.) (1952–1999): *Buch und Buchhandel in Zahlen*. Frankfurt am Main.

Kokuritsu Kokkai Toshokan Gojū Nen Shi Hensan Iinkai (Hg.) (1999): *Kokuritsu Kokkai Toshokan gojū nen shi* [Fünfzig Jahre Nationalbibliothek]. Tōkyō: Kokuritsu Kokkai Toshokan.

United Nations Specialized Organization for Education, Science and Culture (Hg.) (1949–): *Index Translationum. Répertoire International des Traductions. International Bibliography of Translations*. Nouvelle Série. New Series. 1 1948–. UNESCO: Paris (bis 1985 in Buchform, ab 1986 als CD–ROM).

Wöchentliches Verzeichnis der Deutschen Bibliographie. Bearbeitet von der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main, herausgegeben im Auftrage des Kuratoriums der Deutschen Bibliothek (Bundesministerium des Innern, Hessische Landesregierung, Stadt Frankfurt, Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.).

Die Buchbranche im Wandel

Überlegungen zum Stellenwert japanischer Literatur auf dem deutschen Buchmarkt

Anita Brockmann

Wer einen Blick auf die aus dem Japanischen übersetzte Literatur im deutschsprachigen Raum werfen möchte, darf die Rolle der Verlage als Vermittler zwischen Autor und Leser nicht ignorieren. Als gewinnorientierte Unternehmen treffen Verlage in der Regel die Entscheidung für die Veröffentlichung eines Titels, wenn sie davon ausgehen können, daß das Risiko kalkulierbar ist und sich eine Investition rentiert. Erscheint also ein japanischer Titel auf dem deutschsprachigen Buchmarkt, so impliziert dies gleichzeitig, daß ein ausreichendes Interesse am Autor bzw. am Thema als vorhanden vorausgesetzt wird oder daß man sich dieses Interesse zu wecken in der Lage sieht.

Allerdings unterliegt der deutsche Buchmarkt seit einigen Jahren einem Wandel. Fusionen und Übernahmen kleinerer und mittelständischer Verlage durch große Konzerne wie Bertelsmann oder Weltbild waren zeitweise an der Tagesordnung, und u.a. die Vorbereitungen auf die eventuell fallende Buchpreisbindung im vereinten Europa hat neue Marktstrukturen begünstigt. Der Verdrängungskampf hat begonnen, und die Auswirkungen zeigen sich nicht nur in den Verlagen, sondern auch der Buchhandel erlebt drastische Veränderungen. „Buchkaufhäuser" wie etwa Hugendubel oder die Mayersche Buchhandlung graben in den Städten dem klassischen Buchhandel das Wasser ab. Der Leser findet hier zwar auch noch Regale, darf stöbern und in Leseecken die ausgewählten Titel anlesen, doch vor allem setzt man auf die großen Umsätze an den Verkaufstischen. Im Eingangsbereich stapeln sich Bücher zu Sonderpreisen und aus den Bestsellerlisten. Wer sich mit der Rolltreppe in die gewünschte Abteilung befördern läßt, wird auch dort in der Regel von Büchertischen empfangen, die dann allerdings das gleiche Konzept ausgerichtet am Abteilungsschwerpunkt spiegeln. Und der Kampf um den Büchertisch ist gnadenlos; Titel, die darauf einen Platz finden, werden gut verkauft. Sobald jedoch ein Buch hinter den Verkaufserwartungen zurückbleibt, wird es in der zweiten Reihe plaziert.

Hier buhlen vor allem die großen Publikumsverlage um ihr Stück am Umsatzkuchen. Immer neue Titel zu Sonderpreisen oder Bestseller müs-

sen in immer kürzeren Zeiträumen auf den Markt gebracht werden. Die Neuheitenflut, mit der die großen Konzerne seit einigen Jahren um Marktanteile kämpfen, ist zumindest teilweise auf den verstärkten Lizenzeinkauf zurückzuführen. Es scheint fast, als ob alles, was in den USA auf den Bestsellerlisten steht, eingekauft wird. Die Lizenzgeber reagieren darauf, indem sie ihre Titel nicht nur zu horrenden Preisen verkaufen, sondern auch Bedingungen daran knüpfen. Der Veröffentlichungszeitraum bis zum Auslauf der Lizenz etwa wird eng gesetzt oder es müssen andere Werke des Autors mit eingekauft werden usw. In diesem Spiel bleibt es nicht aus, daß finanzschwache Unternehmen schnell die Waffen strecken.

Andererseits verzeichnet die Buchbranche u.a. wegen dieser neuen Strukturen wieder geringe Zuwachsraten und verhaltener Optimismus breitet sich aus. Wo das Interesse am Medium Buch wächst, profitieren natürlich auch die mittleren und kleinen Verlage. Hierfür spricht nicht zuletzt das neu erwachte Interesse an der Belletristik und jungen deutschen Autoren.

Doch welche Konsequenzen hat das für die japanische Literatur auf dem deutschen Buchmarkt? Welchen Stellenwert nimmt sie ein? Ein Blick auf die Statistik liefert erste Anhaltspunkte:

Anteil der aus dem Japanischen übersetzten Titel auf dem deutschen Buchmarkt, 1990–1998

Jahr	Gesamtzahl japanischer Titel	davon Belletristik	prozentualer Anteil an Gesamtzahl der Übersetzungen	Rang unter den Herkunftssprachen	Gesamtzahl der Herkunftssprachen
1990	37	24	0,4	14	53
1991	38	21	0,4	14	50
1992	55	32	0,5	12	57
1993	46	14	0,5	12	59
1994	52	17	0,5	12	56
1995	52	24	0,5	11	52
1996	41	21	0,4	13	55
1997	42	15	0,6	10	50
1998	25	12	0,3	15	62

Die Tabelle wurde nach den Angaben für die Jahre 1990–1998 in *Buch und Buchhandel in Zahlen* (1991–1999) erstellt, der alljährlichen Bestandsaufnahme des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Eingang in die statistische Erhebung finden nur Titelproduktionen, die von Firmen mit Eintrag im deutschen Handelsregister herausgegeben werden. Zusätzliche deutschsprachige Publikationen, die in Firmen mit Sitz im Ausland erschienen sind, werden nicht berücksichtigt. Grundlage

dieser Statistik ist das *Wöchentliche Verzeichnis der Deutschen Bibliographie* (1990 gilt noch: BRD einschl. West-Berlin), das auf Neuerscheinungen basiert; ab 1997 wird dieses Verzeichnis auf der Basis von Erstauflagen geführt.

Als Ausgangsjahr wurde das Jahr 1990 gewählt, da die Frankfurter Buchmesse damals den Länderschwerpunkt „Japan" hatte. Gleichzeitig eröffnete sie das Japan-Jahr, für das man sich mit einer Vielzahl kultureller Veranstaltungen zum Ziel gesetzt hatte, das in Europa gängige Japanbild zu aktualisieren und „richtigzustellen". Abhilfe sollten Übersetzungen schaffen, und zwar nicht nur aus dem Bereich Belletristik, sondern auch aus den Geistes-, Natur- und Gesellschaftwissenschaften, um der Öffentlichkeit modernes japanisches Gedankengut zugänglich zu machen.

Aufgrund der wechselnden Parameter bei der Erfassung der Titel über den Zeitraum von neun Jahren ist ein Vergleich der absoluten Zahlen problematisch. Die Statistik zeigt jedoch, daß dem Japanischen als Herkunftssprache ein fester Platz zukommt. Über den Zeitraum von neun Jahren betrachtet, ergibt sich ein durchschnittlicher Anteil des Japanischen im Gros der übersetzten Sprachen von knapp 0,5 Prozent. Die Sprache rangiert damit im vorderen Viertel der Ausgangssprachen.[1]

Wie stark sind nun einzelne Bereiche hinter diesen Zahlen vertreten? Eine klare Zuordnung erlaubt die Statistik nur im Hinblick auf die Belletristik, die trotz rückläufiger Zahlen noch immer den Großteil der übersetzten Titel ausmacht. Ein Blick in die Programme verrät, welche Verlage sich besonders um die Werke japanischer Autoren bemühen.

Die Japan-Reihen bei Suhrkamp und Quintessenz haben schon im Titel festgeschrieben, daß sie den deutschen Buchmarkt regelmäßig mit Büchern japanischer Autoren versorgen. Bei Insel/Suhrkamp gibt Irmela Hijiya-Kirschnereit die „Japanische Bibliothek" heraus. Die auf 32 Bände konzipierte Reihe stellt klassische Werke aus vormoderner und moderner Zeit vor und wurde 1988 ins Leben gerufen. Bereits zur Buchmesse 1990 waren die ersten sieben Bände in den Buchläden zu finden, im Jahr 2000 werden die letzten Titel der Reihe erscheinen. Da Suhrkamp schon vor Installation dieser Reihe Autoren wie Inoue Yasushi im Programm hatte

[1] Zum Vergleich ein Überblick über die zehn Sprachen, aus denen im angegebenen Zeitraum hauptsächlich übersetzt wurde: Seit 1990 führt Englisch als Herkunftssprache die Rangliste an, Französisch und Italienisch folgen auf Platz zwei und drei, die Plätze vier bis sechs der Statistik belegen in unterschiedlicher Verteilung Spanisch, Russisch und Niederländisch, Schwedisch belegt seit 1990 als Ausgangssprache konstant Platz sieben, die Plätze acht bis zehn wurden in wechselnder Verteilung von Latein, Dänisch, Polnisch, Tschechisch und Altgriechisch eingenommen. Übersetzungen aus dem Chinesischen oder Arabischen rangieren hinter denen aus dem Japanischen.

und darüber hinaus Bücher zur japanischen Kultur- und Sozialgeschichte übersetzt hat, ist zu hoffen, daß nach Abschluß der Reihe weiterhin japanische Titel in das Verlagsprogramm Eingang finden werden.

Im Rahmen der „Japan-Edition" bei edition q/Quintessenz, begründet von Jürgen Berndt und herausgegeben von Eduard Klopfenstein, veröffentlicht man seit 1992 regelmäßig moderne japanische Literatur. Die Reihe, die nicht auf eine bestimmte Titelanzahl hin entwickelt wurde, kann bisher 16 Titel vorweisen. Beide Reihen sind auch insofern bemerkenswert, als sie finanzielle Unterstützung erfahren, wodurch ein Teil des Verlagsrisikos aufgefangen wird.[2]

Andere Verlage konzentrieren sich auf einzelne Autoren. So erscheinen bei Diogenes (Stuttgart, Zürich) Arbeiten von Yoshimoto Banana, bei Eichborn wurden Arbeiten von Abe Kōbō herausgegeben, der S. Fischer Verlag veröffentlichte einen Großteil der ins Deutsche übertragenen Titel von Ōe Kenzaburō, bei Hanser erschienen einige Romane von Mishima Yukio und Kawabata Yasunari, im Berlin Verlag Erzählungen von Murakami Haruki, und Volk und Welt hat Werke Endō Shūsakus im Programm. Einige dieser Titel wurden in die Taschenbuchprogramme von z.B. Rowohlt, Ullstein oder dtv aufgenommen. Zu nennen ist auch der Verlag Claudia Gehrke/Konkursbuch, wo bisher sämtliche Werke der Autorin Tawada Yōko erschienen sind.

Ist das Aufspüren belletristischer Titel in den Verlagsprogammen noch relativ einfach, fällt die Zuordnung in den übrigen Bereichen schwerer. Legt man auch hier die statistischen Daten von *Buch und Buchhandel in Zahlen* zugrunde, wo 65 Sachgebiete genannt werden, in die Übersetzungen eingegangen sind, so fällt ein Großteil der übersetzten Titel in den Bereich „Kinder- und Jugendliteratur". In den Jahren 1997 und 1998 weisen auch „Grenzgebiete der Wissenschaft und Esoterik", „Allgemeine und vergleichende Religionswissenschaft, nichtchristliche Religionen" und „Comics, Cartoons, Karikaturen" eine auffallend hohe Zahl übersetzter Titel auf. Es ist anzunehmen, daß sich darunter auch zahlreiche Übersetzungen aus dem Japanischen befinden.

Bei den Kinderbuchverlagen etwa lassen sich zahlreiche Titel japanischen Ursprungs ausmachen.[3] Hier ist besonders der christlich ausgerich-

[2] Die Zürcher Reihe „Japanische Literatur" bei Theseus (Zürich, München) wurde vor einigen Jahren eingestellt. Auch andere, nicht japanspezifische Reihen wie „neue frau" bei Rowohlt (rororo), die Gelegenheit boten, japanische Autorinnen zu plazieren, etwa Enchi Fumiko oder Ariyoshi Sawako, wurden mittlerweile eingestellt.

[3] Hier kann man allerdings häufig nicht von Übersetzungen, sondern muß wohl von Lizenzübernahmen sprechen. Kinderbücher sind nach Bilderbüchern mit

tete Wittig-Verlag zu nennen, der elf japanische Autoren im Programm führt. Auch andere Kinder- bzw. Jugendbuchverlage wie Dino, der Lappan-Verlag, Meisinger, der Moritz-Verlag oder Sauerländer (Aarau/Frankfurt am Main) haben vereinzelt japanische Autoren und Illustratoren im Repertoire.

Im Bereich „Comics, Cartoons, Karikaturen" hat sich in den letzten Jahren Erstaunliches getan. Seit japanische Zeichentrickfilme, *anime*, im deutschen Fernsehen hohe Einschaltquoten erreichen, veröffentlichen die einschlägigen Verlage zunehmend *manga*-Serien, die z.T. auf TV-Vorlagen basieren, wobei die Erscheinungsweise je nach Titel zwischen monatlich, zweimonatlich und vierteljährlich variiert. So publizierte der Carlsen-Verlag in den letzten Jahren u.a. *Akira* von Ōtomo Katsuhiro (insgesamt 20 Bände), *Battle Angel Alita* von Kishiro Yukitō (bisher 12 Bände), *Dragon Ball* von Toriyama Akira (33 Bände), *Neon Genesis Evangelion* von Sadamoto Yoshiyuki (4 Bände) oder *Sarah*, ebenfalls von Ōtomo Katsuhiro (mit 14 Bänden auf dem Stand der japanischen Ausgabe), in Übersetzungen aus dem Japanischen, wobei *Dragon Ball* sogar in der japanischen Leserichtung „von hinten nach vorne" herausgegeben wird und eine Gesamtauflage von bisher 650 000 Exemplaren (Verlagsangabe) erreicht hat.[4]

Bei Büchern zum Thema Esoterik und nichtchristliche Religionen sind der Scherz-Verlag/O.W. Barth, wo u.a. zahlreiche Titel von Suzuki Daisetsu herausgegeben werden, sowie der Theseus-Verlag führend; die Übersetzungen japanischer Autoren werden hier allerdings fast ausschließlich über Drittsprachen vorgenommen. Ähnliches gilt auch für das weite Feld der Sachbücher, wo japanische Themen zwar zu finden sind, in Bereichen wie „Sport", „Kunst und Architektur", „Wirtschaft", „Life-Style" usw. jedoch häufig von westlichen Autoren abgedeckt werden. Auf japanische Autoren greifen die Verlage nur dann zurück, wenn es sich etwa um einen namhaften Firmengründer oder einen berühmten

---

Vorlesetext und Lesebüchern zu unterscheiden. Wenn der Kinderbuchtext so aufgebaut ist, daß er mit ersten Leseübungen verbunden wird, ist eine „Eins-zu-eins"-Übersetzung aus dem Japanischen wenig sinnvoll. Man findet daher häufig die Formulierung „nacherzählt von …" oder „deutscher Text von …". Gleiches gilt für Vorlesetexte, die z.B. aufgrund unterschiedlicher Märchencharaktere nicht immer problemlos übernommen werden können.

[4] Bei Ehapa (Feest Comics) erscheinen ebenfalls einige *manga*, u.a. die Serien *Sailor Moon* (bisher 3 Art Book Bände, 8 Comic Bände), *Dominion* (bisher 6 Bände) und *Ghost in the Shell* (bisher 3 Bände), die allerdings alle aus einer Drittsprache übertragen wurden; *Gunsmith Cats* (bisher 13 Bände) wurde bis Band 9 aus dem Amerikanischen übernommen, wird ab Band 10 allerdings ebenfalls aus dem Japanischen übertragen.

Architekten handelt – auch hier übrigens nicht selten als Übersetzung aus einer Drittsprache.

Unter den kleineren Verlagen, die nicht mehr zu den Publikumsverlagen gezählt werden können, kann etwa der auf japanologische und germanistische Publikationen konzentrierte Wissenschafts-, Sachbuch- und Zeitschriftenverlag Iudicium seit einem ersten Band mit Erzählungen japanischer Autorinnen 1987 eine stattliche Backlist vorweisen, von der ca. 20 Titel auf einen japanischen Originaltext zurückgehen. Literatur und Kunstbücher bilden den Hauptteil dieser Publikationen. Seit kurzem macht die edition pepperkorn (Göttingen) mit japanischen Titeln aus den Bereichen Literatur und Gesellschaft auf sich aufmerksam und der Rowohlt Verlag Berlin veröffentlicht ebenfalls vereinzelt japanische Literatur.

Übersetzungen aus dem Japanischen sind außerdem im Bereich wissenschaftlicher Publikationen (z.B. Jura, Naturwissenschaften, Wirtschaft etc.) zu finden. Auf sie soll an dieser Stelle der Vollständigkeit halber verwiesen, auf eine Zuordnung jedoch verzichtet werden. Wissenschaftliche Fachverlage richten sich mit ihren Publikationen in kleinen Auflagen an eine gut einzuschätzende Zielgruppe und werden häufig finanziell durch eine Universität oder den Veranstalter eines Symposiums bezuschußt; ihnen fällt daher im Hinblick auf die Entwicklung des Buchmarkts eine Sonderstellung zu.

Damit sind die wichtigsten Segmente, in denen aus dem Japanischen übersetzte Publikationen zu finden sind, genannt und nach Verlagshäusern aufgeschlüsselt. Es ist festzustellen, daß die Arbeiten japanischer Autoren auch in den Programmen der Publikumsverlage ihren Platz finden. Sieht man genauer hin, fällt allerdings auf, daß es sich bei den genannten Verlagen um mittlere oder kleine Verlagshäuser handelt, die bis auf wenige Ausnahmen konzernunabhängig sind und/oder traditionell die sogenannte Verlegerhandschrift tragen. Natürlich führen auch Verlagshäuser der Konzerne japanische Autoren, doch sind sie in der Regel aus einer Drittsprache übersetzt worden und tauchen daher in der Statistik nicht auf. Prominente Beispiele sind etwa der bei Droemer Weltbild erschienene Bestseller *Musashi* von Yoshikawa Eiji oder *Das Buch der fünf Ringe* von Miyamoto Musashi aus dem gleichen Haus. Beide Titel wurden aus dem Amerikanischen übersetzt. Zu derselben Verlagsgruppe gehört auch der O.W. Barth Verlag. Fast alle Bücher japanischer Autoren zum Themenbereich „Zen" beispielsweise sind hier, wie bereits erwähnt, aus dem Amerikanischen übersetzt worden. Ebenso ist es in der Sparte „Comics" nicht unüblich, aus einer Drittsprache zu übersetzen. Der Ehapa-Verlag geht erst neuerdings bei einigen seiner Serien dazu über, *manga* direkt aus dem Japanischen übersetzen zu lassen.

Woran liegt es, daß die großen Verlagshäuser ihre japanischen Autoren so häufig aus einer Drittsprache übersetzen lassen? Jede Übersetzung, sei sie auch noch so gelungen, interpretiert den Originaltext. Bei einer Übersetzung aus einer Drittsprache wird also auch diese erste Interpretation eines Textes mit übertragen. Besonders wenn der Übersetzer aus der Drittsprache keine Möglichkeit hat, Unstimmigkeiten am Originaltext zu überprüfen, läuft man schnell Gefahr, sich unter Umständen weit von dem vom Autor intendierten Text zu entfernen. Welche Faktoren können also eine Rolle spielen, wenn es um die Übersetzung japanischer Texte aus einer Drittsprache geht? Diese Frage läßt sich nicht eindeutig beantworten, denn die Gründe, die zu einer Entscheidung für die Übersetzung aus der Drittsprache führen, dürften je nach Titel, Lizenzgeber und Verlag, in dem das Werk erscheinen soll, variieren. Die Vermutung liegt jedoch nahe, daß sich hierin die veränderte Situation auf dem deutschen Buchmarkt widerspiegelt.

Wie anfangs angedeutet, fordert der Verdrängungskampf auf dem Buchmarkt gut verkäufliche Bücher mit Bestsellerqualität, und das in immer kürzeren Abständen. Um dieses Verlangen zu befriedigen, orientieren sich die großen Verlage vor allem am amerikanischen Markt. Was dort gut verkauft wird, hat passable Chancen, auch auf dem heimischen Markt anzukommen. Außerdem ist es einfacher, einen bereits etablierten Autor übersetzen zu lassen, als „Entdeckungen" aufzubauen. Diese Praxis hat zur Folge, daß man hauptsächlich auf leicht zugänglichen Märkten einkauft und sich weniger auf Länder konzentriert, deren Sprache und Kultur nicht christlich-westlich geprägt ist. Damit werden Bestseller und ausgezeichnete Autoren, die in diesen Ländern erscheinen, häufig erst dann wahrgenommen, wenn sie auch auf dem amerikanischen Markt erfolgreich sind.

Wenn Bücher unter solchen Bedingungen eingekauft werden, steht das kaufmännische Interesse des Verlages vor dem programmatischen, und der Zeitfaktor kann zu einem entscheidenden Kriterium werden, insbesondere dann, wenn das Erscheinen mit einem Anlaß verknüpft ist – der Film zum Buch läuft an, man kann an einen Vorgängererfolg anknüpfen, hofft, daß der Erfolg, den ein Titel im Ausland hat, sich im heimischen Buchhandel herumspricht usw. Im Bereich japanischer Publikationen war ein solcher Anlaß etwa das Schwerpunktthema „Japan" zur Buchmesse 1990 und das dadurch eingeleitete Japan-Jahr[5] oder die

[5] Ein gutes Beispiel stellt die Vielzahl der Anthologien dar, die zur Buchmesse bzw. zum Japan-Jahr 1990 erschienen: bei Piper kamen *Blütenmond, Zeit der Zikaden* und *Am Gestade ferner Tage* heraus, bei Goldmann *Das große Japan-Lesebuch*, bei Hanser *Japanische Literatur der Gegenwart*, bei Fischer *Japan erzählt* u.a.

Vergabe des Literaturnobelpreises 1994 an Ōe Kenzaburō. Da Informationen immer kurzlebiger und Ereignisse kaum noch langfristig wahrgenommen werden, müssen derartige Anlässe genutzt werden und das Buch möglichst kurz vor oder zeitgleich zum Ereignis verfügbar sein. Das mag die Überlegung begünstigen, japanische Autoren aus der Drittsprache zu übersetzen. Denn zum einen sind den meisten Verlagshäusern Übersetzer aus dem Japanischen kaum bekannt, zum anderen hat man die Erfahrung gemacht, daß Übersetzungen aus dem Japanischen meist wesentlich mehr Zeit beanspruchen als aus dem Englischen. Diese Zeit steht aber selten zur Verfügung. So ist es nicht unüblich davon auszugehen, daß ein 600-Seiten-Buch neun Monate nach Einkauf in den Buchhandlungen liegt. Häufig werden kurze Zeiträume zwischen Lizenzeinkauf und Veröffentlichungstermin aber auch von den lizenzgebenden Verlagen festgelegt und können Kriterium für die Vergabe einer Lizenz sein. Auch unter kalkulatorischen Gesichtspunkten kann der Zeitfaktor eine Rolle spielen. Da die Lizenzsummen im Bestsellerbereich sehr hoch und mit beachtlichen Vorauszahlungen verbunden sind, was im übrigen auch entscheidend für die Lizenzvergabe sein kann, fließt das investierte Kapital je schneller das Buch verkauft wird, um so eher wieder zurück.

Die konzernunabhängigen Verlage, die sich ohne Rückendeckung am Markt behaupten müssen, können im Lizenzpoker häufig nicht mitbieten. Sie müssen noch unbesetzte Nischen finden und besetzen, d.h. sie können und müssen sich den Luxus leisten, Titel unter programmatischen Gesichtspunkten auszuwählen, neue Autoren zu entdecken und zu fördern, um über Rezensionen und Auszeichnungen etc. die kalkulierten Auflagen verkaufen zu können oder sogar Bestsellerzahlen zu erreichen. Das erfordert eine gewisse Offenheit und Experimentierfreudigkeit auch gegenüber dem, was in anderen Ländern publiziert wird. Da zudem der Autor eine wichtige Rolle spielt, werden Texte häufig aus dem Original übersetzt, und so verwundert es nicht, daß die Auswertung der eingangs gezeigten Statistik vor allem eine Zuordnung zu diesen Verlagen ergeben hat.

Wenn man sich jedoch die Statistik noch einmal vor Augen führt und dabei bedenkt, daß Japan seit Jahrzehnten zu den führenden Industrienationen gehört und Japanisches schon längst Einzug in unseren Alltag gehalten hat, erscheint der Anteil japanischer Publikationen konstant gering. Liegt das Problem also in der Sprache selbst?

Fast kein Lektor kann Bücher in japanischer Sprache lesen und damit Qualität und Marktpotential einschätzen, und welcher Verlag nimmt schon gerne das Wagnis auf sich, Bücher zu verlegen, ohne vorher den genauen Inhalt zu kennen? Deshalb nutzt man häufig die Möglichkeit,

sich über den Umweg amerikanischer oder europäischer Verlagsprogramme Anhaltspunkte zu verschaffen. Sie geben dem Lektor die Sicherheit, daß sich bereits ein westlicher Verlag an einen japanischen Autor „herangewagt" hat. Die Kurzinformation zum Buch bietet einen ersten Eindruck vom Inhalt, das ins Englische, Französische oder Italienische übersetzte Buch ist schnell besorgt und gelesen. Auf diese Weise kann sich der Lektor selbst ein Bild von dem Werk machen und ist nicht unbedingt auf ein Gutachten aus dritter Hand angewiesen. Außerdem läßt sich herausfinden, wie gut sich der Titel verkauft. Möglicherweise bereits vorliegende Rezensionen erleichtern zudem die Einschätzung des Buches für den eigenen Verlag.

Nur wenige japanische Verlage wie Kōdansha, der mit dem Verlagszweig Kodansha International eigene englischsprachige Bücher veröffentlicht, verfügen über einen englischsprachigen Katalog oder bieten ihre Titel direkt an. Der bereits erwähnte Roman *Musashi* von Yoshikawa Eiji konnte vermutlich auf diesem Weg vermittelt werden. Die meisten japanischen Verlage setzen allerdings Agenturen zur Lizenzabwicklung ein, die die als Lizenznehmer in Frage kommenden Verlage mit entsprechenden Informationen versorgen.[6] Wenn ein größerer Informationsbedarf besteht, wird man allerdings ein unabhängiges Gutachten einholen müssen, denn lizenzgebende Verlage und Agenturen arbeiten im eigenen Interesse.

Eine weitere Möglichkeit, sich über Neuerscheinungen auf dem japanischen Buchmarkt auf dem laufenden zu halten, bietet *Japanese Book News*, eine vierteljährlich erscheinende Titelauswahl der Japan Foundation. Sie wird kostenlos an die Verlage geschickt, und die kurzen englischsprachigen Rezensionen geben einen guten Einblick in die Inhalte. Die Leitartikel sorgen zudem für Hintergrundinformationen zum Buchmarkt, zu Autoren oder zur Problematik des Übersetzens.[7] Bei tiefergehendem Interesse an einem Titel muß man allerdings auch hier auf

---

[6] Vermutlich aufgrund des schlechten Erfolgs ihrer Verkaufsbemühungen auf dem deutschen Buchmarkt, der durch den hohen Wechselkurs zusätzlich negativ beeinflußt wird, sind Lizenzangebote von seiten der japanischen Verlage und Agenturen allerdings vergleichsweise selten. Auch auf der Frankfurter Buchmesse sind japanische Verlage kaum vertreten. Statt dessen konzentriert man sich zunehmend auf den asiatischen Markt, wo Korea und Taiwan Haupteinkäufer japanischer Lizenzen sind.

[7] Die *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) bieten eine weitere Möglichkeit, sich u.a. über japanische Autoren und neuere Entwicklungen auf dem japanischen Buchmarkt zu informieren. Allerdings zielt die halbjährlich erscheinende Zeitschrift in erster Linie auf Studenten und Wissenschaftler der Fachbereiche und ist weniger auf die Bedürfnisse der Verlage zugeschnitten.

einen Gutachter bzw. Übersetzer zurückgreifen – ein relativ kompliziertes Verfahren, um einen Titel zu prüfen, das zudem die Unsicherheit birgt, dem Urteil des Gutachters vertrauen zu müssen und nicht dem eigenen.

Doch nicht nur die Informationsbeschaffung ist mit Schwierigkeiten verbunden. Auch die Tatsache, daß es nur wenige Übersetzer aus dem Japanischen gibt, ist problematisch. Das macht die Übersetzungen zum einen kostenintensiv, was sich bei kleineren Auflagen durchaus auf die Kalkulation auswirken kann. Andererseits verfügt der Lektor kaum über Möglichkeiten, die Qualität einer Übersetzung bzw. der Zusammenarbeit zu überprüfen oder, falls nötig, auf einen anderen Übersetzer auszuweichen bzw. einen weiteren Übersetzer hinzuzuziehen, wenn es Zeitprobleme gibt. Übersetzungen aus dem Japanischen erfordern mehr Zeit als aus der Weltsprache Englisch, obgleich dies in programmatisch bestimmten Verlagen in der Regel einkalkuliert ist. Dennoch kann es vorkommen, daß Abgabetermine weit über den angegebenen Zeitrahmen hinaus überschritten werden, und das kann für den Verlag unangenehme Folgen haben. Nicht nur, daß möglicherweise Nachverhandlungen mit dem Lizenzgeber zu führen sind, da Lizenzverträge meistens über einen bestimmten Zeitraum geschlossen werden, auch die Vertreter, der Buchhandel, die Presse und das Marketing werden langfristig auf einen bestimmten Erscheinungstermin hin informiert, Aktionen laufen an und Werbemaßnahmen werden eingeleitet. Jede Woche, die ein Titel nach Ankündigung verspätet erscheint, ist für den Verlag daher eine verlorene Woche. Natürlich besteht diese Gefahr für den Verlag auch bei Übersetzungen aus anderen Sprachen. Wo der Zugang zur Ausgangssprache aber nicht gegeben ist, läßt sich für den Lektor das Ausmaß einer „verzögerten Lieferung" schlecht einschätzen.

Faßt man nun diese Überlegungen zusammen, führen sie im Hinblick auf Arbeiten japanischer Autoren und ganz unabhängig davon, welchem Wandel der deutsche Buchmarkt gerade unterliegt, zu dem Ergebnis, daß die Sprache selbst möglicherweise eine Barriere sein könnte.

Denn während die großen Konzerne sich erst gar nicht am japanischen Buchmarkt orientieren, sondern bestenfalls über den amerikanischen auf japanische Titel aufmerksam werden, besteht auf seiten der unabhängigen Verlage sicherlich eher Interesse an der japanischen Buchbranche, über die man sich in der Regel aber nur via Agenten oder die Publikationen der Verlage im europäischen Ausland informiert hält. Hier könnte sich eine Chance für Übersetzer bieten. Wäre es nicht denkbar, daß sie sich zu „Kollektiven" oder „Pools" zusammenschließen, die zum einen eine termingerechte Auftragsabwicklung gewährleisten, anderer-

seits aber auch „scouten", indem sie Verlage mit Titelvorschlägen, Gutachten und Probeübersetzungen versorgen?

In den Stellungnahmen zur Verleihung des Noma-Literaturpreises 1999 an Otto Putz finden sich gleich zwei Verweise auf eine Zunahme der Präsenz japanischer Literatur im deutschspachigen Raum in den vergangenen Jahren. Die Statistik zeigt jedoch, daß der Anteil der aus dem Japanischen übertragenen Publikationen in bezug auf die Übersetzungen eines Jahres relativ konstant geblieben ist. Sicherlich tragen Maßnahmen wie ein Japan-Jahr, Ereignisse wie die Verleihung des Literaturnobelpreises oder Phänomene wie der *manga*-Boom dazu bei, diese Zahl auch konstant zu halten. Doch wenn im Jahr 2000 die letzten Titel der „Japanischen Bibliothek" auf den Markt kommen und der noch anhaltende Japan-Boom womöglich abgelöst wird, kann es sein, daß die Zahl der Übersetzungen aus dem Japanischen zurückgeht.

Für die Zukunft der Buchbranche werden mit der fortschreitenden Entwicklung des e-commerce weitere Veränderungen erwartet, da immer mehr Internetbuchhändler in den Markt drängen und erstaunliche Erfolge vermelden. Bis 2005 soll sich der Umsatz verfünffachen! Mit Spannung wird die Einführung des e-book im August 2000 erwartet. Es wird auch darüber spekuliert, ob die teuren Lizenzen in den USA nicht dazu führen, daß sich der Lizenzeinkauf auch auf andere Märkte ausweiten wird. Die Verlage suchen neue Wege, ihre Bilanzen zu verbessern. So kündigt Droemer Weltbild an, mit weniger Titeln mehr Umsatz machen zu wollen, und immer mehr Verlage wollen den Lizenzverkauf als Umsatzfaktor nutzen. Darüber hinaus hält sich die Befürchtung, daß die gerade gerettete Buchpreisbindung schon bald wieder in Frage gestellt werden könnte.

Welche der erwarteten Veränderungen tatsächlich eintreten, wie schnell sich der prognostizierte Wandel vollziehen und wie er sich auswirken wird, ist derzeit nicht vorherzusagen. Auch über auslaufende bzw. neue Trends läßt sich noch keine Aussage treffen. Alle Überlegungen zum zukünftigen Stellenwert der japanischen Literatur auf dem deutschen Buchmarkt wären daher spekulativ. Es wird jedoch unerläßlich sein, Verlage über die Entwicklungen auf dem japanischen Buchmarkt informiert zu halten, um sicherzustellen, daß das Japanische trotz des sich vollziehenden und anstehenden Wandels auf dem Buchmarkt seinen Stellenwert als Ausgangssprache beibehalten wird.

Japanische Literatur im deutschen Feuilleton

Hubert Spiegel

Vor über drei Jahrzehnten führte eine Münchner Zeitung eine Umfrage unter deutschen Schriftstellern und Intellektuellen durch. Die Frage lautete: Wer ist Kawabata Yasunari? Die Antworten, von Dürrenmatt über Zuckmayer und Peter Handke bis zu Golo Mann, waren niederschmetternd. Keiner von ihnen hatte den Namen des Mannes, der soeben mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet worden war, jemals zuvor gehört. Andere, wie Robert Neumann oder der Schriftsteller Alfred Andersch, wußten mit dem Namen Kawabatas zwar etwas zu verbinden, mußten aber eingestehen, nicht eine Zeile seines Werkes gelesen zu haben (Schaarschmidt 1998: 47).

Neun Jahre zuvor, im Jahr 1959, hatte Kawabata die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt erhalten, ein Ereignis, von dem viele deutsche Feuilletons mehr oder weniger ausführlich berichtet hatten. Kawabata stand nun in einer Reihe mit anderen, weithin berühmten Trägern dieser Auszeichnung wie den Schriftstellern Gerhart Hauptmann, Thomas Mann oder André Gide, den Philosophen Ortega y Gasset und Martin Buber, dem Komponisten Paul Hindemith oder dem Physiker Otto Hahn. Die Auszeichnung war überaus angesehen, aber wie die Reaktionen auf die Vergabe des Nobelpreises neun Jahre später zeigen sollten, hat sie fast nichts dazu beigetragen, den Ruhm ihres Trägers Kawabata in Deutschland zu verbreiten.

Was war in den neun Jahren, die zwischen diesen beiden Auszeichnungen lagen, geschehen? Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, mag ein Blick ins Archiv hilfreich sein.

Das Archiv der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gilt als eines der besten und umfangreichsten Zeitungsarchive in Deutschland. Hier werden nicht nur alle Artikel aufbewahrt, die in dieser Tageszeitung erscheinen, sondern auch die Beiträge aus allen anderen wichtigen überregionalen Tages- und Wochenzeitungen sowie Nachrichtenmagazinen. Auf die deutsche Feuilletonlandschaft und insbesondere ihr Rezensionswesen wird noch zurückzukommen sein, zunächst also nur soviel: Die Archive der großen Tageszeitungen sind das Gedächtnis des deutschen Feuilletons. Wer hier nicht verzeichnet ist, so sehen es zumindest die Feuilletonisten,

hatte an den kulturellen Gesprächen und Auseinandersetzungen des Landes keinen Anteil. Wer im Archiv nicht verewigt ist, hat im Bewußtsein des Feuilletons nie gelebt.

Vor dem 18. Oktober 1968, dem Tag, nachdem die Stockholmer Entscheidung bekanntgegeben worden war, verzeichnete das Archiv der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sieben Einträge unter dem Stichwort „Kawabata", allesamt aus dem eigenen Blatt: jeweils eine Rezension seiner Romane *Tausend Kraniche* (1956) und *Schneeland* (1958) sowie je zwei Artikel und zwei kleine Meldungen, die der Verleihung des Goethe-Preises galten. Eine weitere Meldung erschien unmittelbar vor der Nobelpreisvergabe und nannte die Namen der damaligen Favoriten, zu denen auch Kawabata zählte. Das ist alles, in wohlgemerkt neun Jahren.

Als Kawabata den Nobelpreis erhielt, stellten die meisten Zeitungen in Deutschland den Preisträger vor. Ein Jahr später erschien eine Rezension seines Erzählungsbandes *Tagebuch eines Sechzehnjährigen* (1969), ein halbes Jahr darauf eine Rezension des Romans *Ein Kirschbaum im Winter*, den die Tageszeitung *Die Welt* als Fortsetzungsroman vorabgedruckt hatte. Der nächste Archiveintrag gilt Kawabatas Tod im Jahr 1972. Zwischen dem Nobelpreis und dem Tod Kawabatas vier Jahre später wurden im deutschen Feuilleton also zwei Werke Kawabatas besprochen. Dies ist, sofern man den Archivaren der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sein Vertrauen schenken will, alles. Soviel zur Wirkung des bedeutendsten Literaturpreises der Welt in diesem speziellen Fall. In anderen Fällen hat der Nobelpreis natürlich ganz andere Folgen gehabt.

Die kleine Episode mag geeignet sein, ein Schlaglicht auf die Rezeption japanischer Kultur in Deutschland zu werfen. Nun könnte man einwenden, daß die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt sich mit dem Nobelpreis der Stockholmer Akademie nicht vergleichen lasse und daß drei Jahrzehnte vergangen sind, seitdem Kawabata den Nobelpreis erhalten hat. Das ist zweifellos richtig. Aber was hat sich in diesen drei Jahrzehnten eigentlich verändert?

Heute bringen namhafte deutsche Verlage die Bücher namhafter japanischer Autoren heraus. Der Suhrkamp Verlag, einer der bedeutendsten Verlage in Deutschland, ediert im Insel Verlag, der zum Haus Suhrkamp gehört, eine auf 32 Bände angelegte „Japanische Bibliothek", die dem deutschen Leser Werke aus Japans klassischer Moderne näherbringen soll, nicht nur Belletristik, sondern auch kulturgeschichtliche Werke. Auch andere Verlage, wie die Edition q oder der Hanser Verlag, der die deutschen Rechte an den Werken Kawabatas hält, haben Autoren wie Ōe Kenzaburō oder Abe Kōbō in ihrem Programm. Wer sich für die Literatur Japans interessiert, wird in deutschen Verlagsprogrammen viele Titel finden. In seiner Buchhandlung wird er jedoch sehr oft vergeblich danach suchen,

weil immer mehr Buchhandlungen dazu übergegangen sind, nur noch jene Titel vorrätig zu halten, die sich gut verkaufen. Das ist bei japanischer Literatur normalerweise nicht der Fall. Die Titel der „Japanischen Bibliothek" erzielen in der Regel Auflagen von 2 000 bis 4 000 Exemplaren, und es kann Jahre dauern, bis diese Auflagen sich verkauft haben.

Mag das Leserinteresse in Deutschland und Europa an japanischer Literatur auch eher gering sein, so erhalten japanische Schriftsteller doch auch außerhalb ihrer Heimat literarische Auszeichnungen, ihre Bücher werden in deutschen Feuilletons besprochen, die Autoren selbst werden in Magazinen und Tageszeitungen porträtiert. Aus Anlaß der Nobelpreisverleihung an Ōe sind ungleich mehr Artikel in Feuilletons erschienen, als dies bei seinem Vorgänger Kawabata der Fall war. Ōes Bücher wurden neu aufgelegt und allerorten rezensiert. Bevor er die Auszeichnung erhalten hatte, war Ōe in Deutschland vermutlich nicht bekannter, als es ein Vierteljahrhundert zuvor Kawabata gewesen war. Nun konnte man in zahlreichen deutschen Zeitungen Interviews und Porträts des neuen Nobelpreisträgers lesen. Und doch sei die These gewagt, daß Ōe den meisten deutschen Lesern bis heute ebenso fremd geblieben ist wie Kawabata.

Zwischen den Nobelpreisen für Kawabata und Ōe Kenzaburō liegt ein Vierteljahrhundert. In dieser Zeitspanne hat sich die Welt verändert. Die deutsch-japanischen Beziehungen haben sich verändert, und das Feuilleton hat sich verändert. Die große Anzahl der Artikel, die über Ōe erschienen sind, spiegelt aber vermutlich nicht das stark gewachsene Interesse der deutschen Leser an japanischer Literatur. Sie ist lediglich Ausdruck einer veränderten Berichterstattung in den Feuilletons. Sie sind dazu übergegangen, über kulturelle Großereignisse und all das, was sie dafür halten, im großen Stil zu berichten. Das sagt nicht unbedingt etwas über die Qualität dieser Berichterstattung aus. Und schon gar nicht darf man daraus schließen, daß das Interesse des Lesers mehr als ein oberflächliches sein muß. Die Werke Ōes, die in Deutschland vorlagen, als er den Nobelpreis erhielt, haben sich allenfalls mäßig verkauft. So hat *Stille Tage* Angaben des Verlags zufolge etwa 5 000 Käufer gefunden. Ein Klassiker der zeitgenössischen japanischen Literatur wie Inoues Novelle *Das Jagdgewehr*, der seit fast 35 Jahren in deutscher Übersetzung vorliegt, hat bisher eine Auflage von etwa 75 000 Exemplaren erreicht.

Bevor wir einen Blick auf die Berichterstattung der deutschen Feuilletons werfen, wollen wir uns einen Moment ihrem Umfeld zuwenden, der deutschen Presselandschaft also, und die Bedingungen skizzieren, unter denen das Feuilleton arbeitet. Die IVW (Informationsgesellschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern, Bonn) verzeichnet für das Jahr 1997 135 Tageszeitungen in Deutschland. Sie erscheinen in 1 582 verschiedenen Ausgaben. Das bedeutet, daß eine Vielzahl von Blättern

als sogenannte Kopfzeitung mit verschiedenen Regionalausgaben auf den Markt gebracht wird. Insgesamt 371 Verlage vertreiben eine Auflage von 24,6 Millionen Exemplaren täglich. 1954, dies als Vergleichszahl am Rande, erschienen 225 Tageszeitungen in einer Gesamtauflage von 13,4 Millionen Exemplaren (aus: *Media Perspektiven* 12 [1997]). Diese Zahlen verweisen auf den Konzentrationsprozeß unter deutschen Zeitungsverlagen und auf den Niedergang der Regionalblätter in seinem Gefolge: Vor allem dieser Niedergang der deutschen Regionalzeitungen in den achtziger Jahren ist für unser Thema von Interesse.

Die Regionalfeuilletons, die sich zuvor an der überregionalen Konkurrenz gemessen hatten und den Vergleich in vielen Fällen nicht zu scheuen brauchten, wurden in den achtziger Jahren in vielen Zeitungen bis zur Bedeutungslosigkeit herabgestuft. Dafür gibt es viele und zum Teil recht unterschiedliche Gründe. Zwei seien an dieser Stelle genannt: Zum einen brachte der Siegeszug privater Rundfunk- und Fernsehanstalten den Zeitungsverlagen erhebliche Umsatzeinbußen. Das Werbeaufkommen ging zurück, weil der Werbewirtschaft nun neue Medien zur Verfügung standen. Als traditionell nahezu völlig anzeigenfreier Teil der Zeitung standen die Feuilletons hier unter besonders hohem ökonomischen Druck, der oft dazu führte, daß sie in ihrem Umfang beschnitten wurden. Der zweite Grund ist schwerer zu fassen, aber wohl kaum weniger folgenreich: Die Regionalfeuilletons gerieten in den achtziger Jahren in eine Legitimationsfalle. Sie wurden in ihrer Existenzberechtigung insgesamt in Frage gestellt. Die Instanz der Kritik wurde zurückgedrängt, statt dessen setzten viele Chefredaktionen auf Service und ein feuilletonistisch eingefärbtes „Infotainment". Die Frage, was dem Leser noch zumutbar sei, wurde in den Redaktionen heftig diskutiert. In den meisten Fällen hatte die Chefredaktion das letzte Wort, und sie entschied, daß dem Leser alles zuzumuten sei – alles außer einer niveauvollen Kulturberichterstattung.

So schrumpfte die Literaturkritik, die uns hier ja vor allem interessiert, in vielen regionalen Zeitungen so rasant zusammen, daß oft kaum mehr übrig blieb als ein reißerisch formulierter Hinweis auf die jeweils neuesten Bestseller. Von der Vermittlung anspruchsvoller oder sogar als schwierig geltender Literatur wie der japanischen konnte unter diesen Umständen natürlich nur in seltenen Ausnahmefällen die Rede sein. Es sei nicht verschwiegen, daß es nach wie vor einige erfreuliche Ausnahmen gibt, für die dieser traurige Befund nicht oder nur in Ansätzen gilt.

In den überregionalen Feuilletons gab und gibt es diese und ähnliche Probleme und Tendenzen zum Teil auch. Als Tageszeitungen mit überregionaler Verbreitung gelten die *Süddeutsche Zeitung* mit einer Auflage von 425 000 Exemplaren, *Die Welt* mit 219 000 Exemplaren, die *Frankfurter*

Rundschau mit 190 000 Exemplaren, das *Handelsblatt* mit 150 000 Exemplaren und das *Neue Deutschland* sowie die *tageszeitung* mit jeweils etwas mehr als 60 000 Exemplaren. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* erscheint in einer Auflage von etwa 410 000 Exemplaren. Daneben erscheinen 29 Wochenblätter, von denen nur die äußerst angesehene, aber seit einigen Jahren in eine unselige Modernisierungsdebatte verstrickte *Zeit* (460 000), die *Woche* (130 000) sowie der *Rheinische Merkur* (110 000) eine größere Rolle spielen. Boulevardzeitungen wie die *Bildzeitung* (4,6 Millionen) oder der *Kölner Express* (350 000) haben für unser Thema keine Bedeutung, denn sie haben kein Feuilleton. Unter den ebenfalls wöchentlich erscheinenden Nachrichtenmagazinen sind vor allem der *Spiegel* und sein jüngerer Konkurrent *Focus* zu nennen. (Auflagenzahlen für das II. Quartal 1998, nach Angaben der IVW, aus: *Horizont* [Fachzeitschrift der Werbewirtschaft] 06.08.1998)

All diese Publikationen berichten über japanische Kultur und Literatur. Sie veröffentlichen Berichte über Lesungen, die Aktivitäten und Treffen der Deutschen Haiku-Gesellschaft oder über Theatergastspiele. In regelmäßigen Abständen erscheinen Essays über japanische Kunst und Kultur mit dem bereits klassisch gewordenen Untertitel: „Eine Geschichte europäischer Mißverständnisse“ (zum Beispiel Tilman Spengler, in: *Die Woche* 16.09.1993). Das Feuilleton fungiert in den genannten Fällen als Chronist der laufenden Ereignisse. Es berichtet über Veranstaltungen, die irgendwo in Deutschland stattfinden, überwiegend in einer Großstadt. Meist versteht es sich dabei nach Auffassung der Redaktion nahezu von selbst, ob die Pflicht zur Berichterstattung besteht oder nicht. Nur gelegentlich bricht das Feuilleton aus seiner Chronistenrolle aus und unternimmt einen Versuch, selbst kulturpolitisch zu agieren. Dieses kulturpolitische Engagement wird fast immer auf eine einzelne Person innerhalb der Zeitungsredaktion zurückgehen. Anders als die Kultur Frankreichs oder Englands, die zum selbstverständlichen Gegenstand der Berichterstattung in unseren großen Zeitungen geworden ist, bedarf die japanische Kultur immer noch der Figur des individuellen Mittlers: Es sind Übersetzer, Japanologen, Angehörige von Instituten des Kulturaustauschs, Liebhaber japanischer Literatur.

In den deutschen Feuilletons trifft man immer wieder auf dieselben Namen. Ohne den vor kurzem verstorbenen Siegfried Schaarschmidt, seine Witwe Irmtraud Schaarschmidt-Richter, ohne die Herausgeberin, Rezensentin, Kulturvermittlerin und Japanologin Irmela Hijiya-Kirschnereit oder den Rezensenten und Philosophieprofessor Ludger Lütkehaus wären die deutschen Feuilletons in den letzten Jahren zweifellos ärmer gewesen. Die Genannten übersetzen, stellen Anthologien zusammen, sind als Herausgeber tätig, vermitteln vielfältige Kontakte, rezensie-

ren, verfassen Essays. Die Feuilletons sind auf dieses Expertenwissen angewiesen. In den Redaktionen weiß man dies, aber es ist den Redakteuren nicht nur angenehm. Denn der Redakteur, der ein Buch oder eine Ausstellung zur Rezension vergibt, wünscht sich einen unabhängigen, in seinem Urteil freien und niemandem verpflichteten Rezensenten.

Die Anforderungen an die Unabhängigkeit des Kritikers sind zwar in Deutschland in den letzten Jahren erheblich gesunken. Aber nach wie vor wünschen einige Zeitungen, zu denen die *F.A.Z.* gehört, daß der Rezensent nicht für den Verlag tätig ist, in dem das zu rezensierende Buch erscheint. Der Rezensent sollte nicht mit dem Autor, dem Übersetzer, dem Herausgeber oder dem Verleger befreundet sein. Denn er sollte in seinem Urteil frei sein. Der Übersetzer und der Herausgeber aber verstehen sich oft als Lobbyist einer Nationalliteratur, der sie mehr Geltung verschaffen möchten. Schränkt sie schon dieser Wunsch in der Freiheit ihres Urteils ein? Nicht unbedingt. Auch ist hier selbstverständlich von Fall zu Fall zu unterscheiden. Dennoch bleibt der unabhängige Rezensent das Ideal des Feuilletons.

Ein anderer Mittler ist der Korrespondent. Jede Zeitung, die sich einen eigenen Korrespondenten in Japan leisten kann, ist glücklich zu schätzen. Der Korrespondent gewährt die Kontinuität der Berichterstattung aus einem Land. Die Perspektive mag eingeengt sein, denn der Leser sieht Japan zwangsläufig mit den Augen des Korrespondenten, auch wenn dieser sich noch so sehr um Objektivität bemüht. Nun ist aber auch der feste Korrespondent noch kein Garant für eine kontinuierliche Kulturberichterstattung. Zwar unterhält die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Kulturkorrespondenzen im Ausland, etwa in London, Paris, Wien, New York, Mailand oder Madrid. Aber einen Kulturkorrespondenten in Japan hat auch diese Zeitung bislang nicht. Daher kommt es auf den politischen Korrespondenten an. Interessiert er sich für Kultur? Wagt er den Schritt vom politischen Ressort ins Feuilleton? Und findet er neben seinen Pflichten als politischer Korrespondent noch die Zeit, das Kulturleben des Landes so intensiv zu verfolgen, daß er in angemessener Weise darüber schreiben kann? Was wir über das Kulturleben eines fremden Landes erfahren, hängt auch von den Strukturen innerhalb der Massenmedien ab. Und nicht immer sind diese Strukturen Folge und Ausdruck eines öffentlichen Interesses.

Die Redaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mag hier als Beispiel dienen. In der Frankfurter Zentralredaktion arbeiten 34 Redakteure, vier davon im Literaturressort. An sechs Tagen in der Woche erscheinen auf der zweiten Seite des Feuilletons ein, zwei oder auch drei Buchbesprechungen. Weitere Rezensionen werden an jedem Samstag auf der Literaturseite der Wochenendbeilage veröffentlicht. Die Literaturbeilage

gibt es viermal im Jahr. Sie variiert im Umfang zwischen 24 und 56 Seiten und liegt der Zeitung als eigenes Produkt bei. Einmal im Jahr wird eine Auswahl aus all diesen Rezensionen in gebundener Form herausgebracht: Das sogenannte *Büchertagebuch* der *F.A.Z.* vereint Rezensionen aus den Bereichen Belletristik, Sachbuch, politische Bücher, Wirtschaft, Sport und Naturwissenschaften sowie Kinder- und Jugendliteratur.

Innerhalb der letzten fünf Jahre sind in der *F.A.Z.* insgesamt mehr als 14 000 Rezensionen erschienen, darunter 3 800 Rezensionen belletristischer Titel. In den letzten drei Jahren wurden weniger als dreißig belletristische Titel aus Japan rezensiert: Werke von Inoue Yasushi, Ishimure Michiko, Natsume Sōseki, Murakami Haruki, Abe Kōbō, Tanizaki Jun'ichirō und anderen. Das ist wenig, erschreckend wenig.

Nun könnte dieses Zahlenverhältnis auf eine Literaturredaktion zurückzuführen sein, die sich nicht für japanische Literatur interessiert. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß auch keine andere Tageszeitung im deutschen Sprachraum mehr japanische Bücher rezensiert hat. Ein Blick in die Statistiken des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels (*Buch und Buchhandel in Zahlen 1998*) zeigt, daß die Literatur Japans im Jahr 1998 in der Übersetzungsstatistik erstmals einen Platz unter den ersten zehn einnehmen konnte. Erstmals also gehört die japanische zu den zehn Nationalliteraturen, aus denen am meisten Titel ins Deutsche übersetzt werden. Das ist zweifellos eine gute Nachricht, aber sie bedarf der Erläuterung. Im Jahr 1997 wurden insgesamt 6 737 Titel ins Deutsche übersetzt, darunter waren 2 678 belletristische Werke, auf die wir uns im folgenden beschränken wollen. Aus dem Englischen wurden 1 981 Titel übersetzt, das entspricht 74 Prozent. Auf Platz zwei folgt Französisch mit 216 Titel (8,1 Prozent), Rang drei nimmt Italienisch mit 103 Titeln ein (3,8 Prozent). Auf Niederländisch, Spanisch, Russisch, Schwedisch und Polnisch folgt schließlich das Japanische mit fünfzehn Titeln und 0,6 Prozent. Nun klingt die gute Nachricht fast schon wie eine schlechte.

In umgekehrter Richtung sieht es ein wenig anders aus: Im Jahr 1997 wurden 211 deutsche Titel ins Japanische übersetzt, das entspricht einem Anteil von 4,6 Prozent bei einer Gesamtzahl von 4 606 aus dem Deutschen übersetzten Titeln. Die Dominanz der englischen und amerikanischen Literatur auf dem deutschen Buchmarkt ist gewaltig, und sie bringt manches Problem mit sich. Sie hat natürlich auch historische Gründe, auf die wir an diesem Ort nicht eingehen können, aber die unter anderem bewirken, daß andere Nationalliteraturen es auf dem deutschen Markt zum Teil sehr schwer haben. Dennoch kann es geschehen, daß eine solche Nationalliteratur plötzlich einen unerwarteten Schub erhält. Sie wird entdeckt, wie die Literatur Lateinamerikas in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Sie kehrt über einen einzelnen Autor zurück, dessen

Erfolg plötzlich die deutschen Verleger hellhörig macht und sie ihr Glück bei seinen Landsleuten suchen läßt. Dies war der Fall, als Umberto Ecos Mittelalter-Krimi *Der Name der Rose* ein Bestseller in Deutschland wurde. Von Ecos Erfolg profitierten damals viele seiner italienischen Kollegen. Die Literaturen Skandinaviens profitierten von den Erfolgen, die Jostein Gaarder, Peter Hoeg oder das Autorenduo Sjöwall/Wahlö in den letzten Jahren in Deutschland verbuchen konnten.

Ein solcher Schub kann sich aber auch ereignen, wenn ein Land zum Schwerpunktland der Frankfurter Buchmesse wird. Dies hat das Beispiel Portugals und mehr noch Irlands gezeigt. Japan war 1990 Schwerpunktland der Buchmesse. 1968 und 1994 kam der Nobelpreisträger aus Japan, und mit Yoshimoto Banana hat Japan eine Bestseller-Autorin, deren Bücher sich weltweit ausgezeichnet verkaufen. All dies hat aber nur wenig dazu beigetragen, daß deutsche Leser sich verstärkt japanischer Literatur zuwandten.

Im Jahr 1847 erschien bei der Wiener Hof- und Staatsdruckerei die erste Übersetzung eines japanischen Prosatextes, einer sentimentalen Novelle aus den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. In den nächsten einhundert Jahren folgten lediglich elf weitere Übersetzungen (SCHAARSCHMIDT 1998: 33).[1] Man muß sich auch diese zeitliche Dimension vor Augen halten, wenn man sich die Frage stellt, warum die Literatur Japans in Deutschland nach wie vor nur wenig Leser findet. Es gibt Entfernungen, die sich nicht in Metern oder Kilometern messen lassen. Zwischen der japanischen Literatur und dem deutschen Leser liegt nicht nur ein Feuilleton, das seiner Rolle als Mittler bislang nur in Ansätzen gerecht wird. Das kritische Feuilleton zählt auch die Analyse des Bestehenden zu seinen Pflichten. Es neigt zur forschen Verkürzung ebenso wie zur langatmigen Erklärung von Gründen. Es erliegt noch immer dem

[1] Der zitierte Beitrag von Schaarschmidt ist in diesem Punkt allerdings hochgradig mißverständlich bzw. irreführend. Die wirkliche Situation läßt sich eher an der von Jürgen Stalph, Gisela Ogasa und Dörte Puls erstellten Übersetzungsbibliographie *Moderne japanische Literatur in deutscher Übersetzung: Eine Bibliographie der Jahre 1868–1994* (Bibliographische Arbeiten aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung, 3. München: Iudicium 1995) ablesen. In seinem Vorwort legt Jürgen Stalph die Übersetzungstätigkeit im chronologischen Schnitt genauer und anhand statistischer Auswertungen dar und konstatiert beispielsweise: „Ein kräftiges Hoch gab es zwischen 1935 und 1943, gefolgt von zehn dürren Jahren, in denen fast nichts Japanisches auf deutsch vorgelegt wurde" (xiii). Schon allein für die bibliographierte moderne Literatur (ohne Kinder- und Jugendliteratur sowie Lyrik) sind für den angesprochenen Zeitraum weit über einhundert Titel verzeichnet. (Anmerkung der Herausgeberin)

Reiz des als exotisch Geltenden. Im Falle Japans pflegt das Feuilleton vor allem die Beschreibung dessen, was als fremd und andersartig empfunden wird. Und es weiß, daß die bloße Beschreibung nicht reichen kann. Zumal jede Beschreibung, die nicht von Sachkenntnis getragen wird, Gefahr läuft, ihren Gegenstand nur in Bruchstücken zu erfassen. Was also kann das Feuilleton, was kann eine Literaturredaktion tun, um der Literatur Japans zu dem Interesse und der Aufmerksamkeit in Deutschland zu verhelfen, die ihren Autoren und ihrer Bedeutung gerecht wird?

Die großen Feuilletons ähneln, wenn sie gut geölt sind und reibungslos funktionieren, leider immer auch ein wenig einer Rezensionsmaschine. Die Ingenieure dieser Maschine, also die Feuilletonredakteure, neigen dazu, Arbeitsläufe zu vereinfachen, und oft genug erliegen sie dem Irrtum, jede Vereinfachung als einen Schritt zur Perfektionierung zu begreifen. Sie tun dies nicht nur aus Bequemlichkeit. Die Zahl der Rezensionen, die zum Beispiel in der *Frankfurter Allgemeinen* veröffentlicht wird, mag den Wunsch nach reibungslosen Arbeitsabläufen begreiflich erscheinen lassen. Ein kurzer, persönlicher Einblick in den Redaktionsalltag eines Literaturredakteurs soll zum Abschluß die Probleme und Schwierigkeiten bei der Vermittlung japanischer Literatur an deutsche Leser verdeutlichen.

Wenn der Literaturredakteur japanische Literatur zur Rezension vergibt, steht er vor dem Problem, daß er in den meisten Fällen nicht in der Lage ist, nach kurzer Prüfung eine Einschätzung des Buches vorzunehmen. Zu mehr als einer kurzen Prüfung reicht seine Zeit aber nur in Ausnahmefällen. Er kennt das bisherige Werk des japanischen Autors nicht, aber er muß entscheiden, ob er das Buch überhaupt zur Rezension vergibt, welchen Rezensenten er damit betraut und wieviel Platz in seiner Zeitung er diesem Buch einräumt. Hat er diese Entscheidungen getroffen, muß er damit rechnen, daß ihm der Rezensent das Buch mit Bedauern zurückschickt: Seine Kenntnisse japanischer Literatur seien marginal, er sehe sich außerstande, eine verantwortungsvolle Besprechung vorzunehmen. Zur sicherlich wünschenswerten Einarbeitung in das Thema fehle ihm leider die Zeit. Was nun? Der Redakteur ist froh, so verantwortungsbewußte Mitarbeiter zu haben. Aber ihm fällt doch auf, daß kaum einmal ein Rezensent ein englisches, amerikanisches, italienisches oder französisches Buch zurückweist mit dem Hinweis, er sei mit der jeweiligen Nationalliteratur nicht hinreichend vertraut. Skrupel entwickeln auffallend viele Rezensenten eigentlich nur, wenn es um Literatur aus Afrika, der arabischen Welt oder eben aus Japan geht. Man mag darin Respekt vor diesen Literaturen sehen, Respekt vor ihrer Geschichte und ihren Traditionen, und sicherlich ist dieser Respekt angebracht. Aber zugleich dient er als Entschuldigung für Ignoranz und Bequemlichkeit. Wie die-

sem Mißstand abzuhelfen ist, läßt sich nur schwer sagen. Es ist nicht abzusehen, daß die japanische Literatur im deutschen Feuilleton in nächster Zeit wesentlich mehr Aufmerksamkeit erfahren wird. Aber ein Buch wie Murakami Harukis *Mister Aufziehvogel*, in Deutschland im DuMont Verlag erschienen, mag als Hinweis dafür gelten, welche Umwege Bücher zuweilen nehmen müssen, um zu ihren Lesern zu gelangen. Die deutsche Übersetzung von Murakamis Roman stammt nicht aus dem Japanischen, sondern aus dem Englischen. Das Interesse des deutschen Verlages ist erst geweckt worden, nachdem der Roman in Amerika Erfolg hatte. Der Umweg über den amerikanischen Markt ist kein Einzelfall. Für japanische Autoren auf dem Weg nach Deutschland mag er eine Abkürzung sein.

QUELLEN

Buch und Buchhandel in Zahlen 1998. Börsenverein des Deutschen Buchhandels e. V. Abteilung Marketing + Statistik (Hg.): Frankfurt am Main.

Horizont [Fachzeitschrift der Werbewirtschaft]. Frankfurt am Main: Deutscher Fachverlag, 06.08.1998.

Media Perspektiven 12 (1997). Hg. von Klaus Berg im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der ARD-Werbegesellschaften.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1998): *Aufschlußversuche: Wege zur modernen japanischen Literatur*. Putz, Otto (Hg.). München: Iudicium.

Der Buchmarkt in Japan aus der Sicht deutscher Verleger

Rainer Weiss

Verleger, zumal solche von Büchern literarischen Anspruchs, sind in der Regel ausgemacht freundliche, den schönen Dingen dieser Welt zugeneigte, von Berufs wegen neugierige und meist auch selber durchaus spannende wie inspirierende Wesen, die freilich nicht selten dadurch unangenehm auffallen, daß sie sich unverstanden fühlen, die Zustände um sich herum beklagen und bejammern, daß man den Eindruck haben könnte, das Ende der Menschheit sei nahe. Dies ist immer dann der Fall, wenn der Vertrieb ihrer Bücher (jener „geheiligten Ware Buch", von der einst Bertolt Brecht sprach), zu wünschen übrig läßt – sei es im Handel im Inland, sei es mit dem Verkauf von Lizenzen im Ausland. Und tatsächlich ist bzw. war es ja so, daß deutsche literarische Neuerscheinungen, von Ausnahmen abgesehen, es in den letzten Jahren international nicht eben leicht gehabt haben.

Das hat natürlich Gründe, die ich in ihrer Komplexität hier nicht erörtern will, aber lassen Sie mich dennoch gleich bekennen: Ich habe nicht die geringste Absicht zu klagen und zu jammern. Denn erstens bin ich in einem Land, dessen Boden je betreten zu dürfen ich bis vor kurzem nicht zu hoffen gewagt habe, und zweitens ist der Export deutschsprachiger Literatur und – natürlich ebenso – deutschsprachiger Wissenschaft nach Japan ein Thema von solcher Wichtigkeit, daß bei seiner Erörterung eine gewisse Emotionslosigkeit angebracht ist.

Erlauben Sie mir, daß ich zunächst einmal den Hintergrund meiner Freude, endlich einmal nach Japan gelangt zu sein, ein wenig beleuchte. Als Junge von fünf, sechs Jahren suchte ich ab und zu in der Bibliothek meines Vaters, der Ophtalmologe war, nach seltsamen Schätzen und geriet immer wieder an Atlanten der Farbenlehre und andere Lehrbücher der Augenheilkunde, in der es von – mich anziehenden – fremden Schriftzeichen nur so wimmelte. Daß es Schriftzeichen waren, wußte ich natürlich nicht, aber ich wußte, daß mein Vater während seines Studiums in Heidelberg zwei japanische Freunde gehabt hatte, die ihm die Bücher, die ich nun so bewunderte, geschenkt hatten. Später dann, mit elf, zwölf Jahren, wollte ich ein Samurai werden, und noch viel später, ich war bereits Ende zwanzig, entdeckte ich *Das Jagdgewehr* von Inoue Yasushi, *Die Frau in den Dünen* von Abe Kōbō, *Nach dem Bankett* von Mishima

Yukio, stieß, wieder ein paar Jahre später, auf Bücher von Ōe Kenzaburō und Kawabata Yasunari und durfte 1985 in Berlin mit dem von mir bewunderten Inoue, seiner höchst eindrucksvollen Frau und dem Übersetzer Siegfried Schaarschmidt dinieren. Ich schildere diese Begegnung nicht – sie würde mir, denke ich, einfach zu pathetisch ausfallen, was mir der große Autor, wäre er noch unter uns, mit Gewißheit verübeln würde. In den letzten Jahren ist es vor allem mein Freund, der niederländische Autor Cees Nooteboom, gewesen, der in mir die Zuneigung zu allem „Japanischen" wachgehalten hat und wachhält und der nun, wie ich weiß, gerne mit mir bei Ihnen – hier in Tōkyō – wäre.

Meine Gefühle von Freude, die ich hoffentlich ein wenig verständlich machen konnte, gehen, um jetzt zum Thema zu kommen, sogar so weit, daß ich beispielsweise über den Verkauf eines unserer Bücher nach Japan weit mehr begeistert bin als über den Verkauf desselben Buches nach, sagen wir, Italien oder in die USA. Ich habe bei einem Lizenzabschluß mit einem amerikanischen Verlag immer eine kleine Ängstlichkeit, es könnte hier ein merkwürdiger, von mir nie nachvollziehbarer, möglicherweise ganz unliterarischer Grund oder schlicht heillose Spekulation die entscheidende Rolle beim Erwerb des Titels gespielt haben, während ich beim selben Vorgang mit einem japanischen Partner immer denke, daß unser Buch so etwas wie einen olympischen Zehnkampf absolviert und dabei die schwierigsten Hürden und Latten leichtfüßig und elegant übersprungen hat, mit Sicherheit aber aufmerksamst gewogen und nicht für zu leicht befunden wurde. Mag sein, daß ich mich dabei täusche, aber ich bitte Sie, sollten Sie nicht dieser Meinung sein, mir doch die meine zu lassen – ich habe vor, mich bei Lizenzverkäufen nach Japan auch weiterhin besonders feierlich zu fühlen.

Wie aber steht es nun konkret – aus der Sicht eines deutschen Verlags, der vor allem mit literarischen Büchern zu tun hat, die sich eher nicht als „populäre Bestseller" (nichts gegen sie, wohlgemerkt!) definieren lassen – mit jenen Lizenzverkäufen bzw. wie haben sie sich in den letzten Jahren, ja Jahrzehnten entwickelt?

Ich beantworte diese Frage in erster Linie aus der Sicht meines Hauses, des Suhrkamp Verlages, bin jedoch überzeugt, daß unsere Erfahrungen weitgehend deckungsgleich mit denen anderer deutscher Verlage und Verleger sind. Das heißt: Nachdem es, nach 1945, sehr vereinzelt in den fünfziger und dann in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts zu ersten vertraglich geregelten Lizenzabkommen kam, entfaltete sich der Transfer von Literatur enorm in den Jahrzehnten zwischen 1970 und 1990; in dieser Zeit fanden die wichtigsten deutschen „Klassiker der Moderne" den Weg nach Japan. Ich nenne stellvertretend für Suhr-

kamp die Namen Hermann Hesse, Bertolt Brecht, Paul Celan, Max Frisch, Uwe Johnson, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger. Für S. Fischer nenne ich Thomas Mann, für Kiepenheuer & Witsch Heinrich Böll, für Luchterhand (später Steidl) Günter Grass, für Klett-Cotta Ernst Jünger und für Diogenes Friedrich Dürrenmatt. Bei Brecht wie auch bei Hesse ist die Situation sogar so, daß beide Autoren, soweit ich es überblicke, mit ihrem Gesamtwerk in japanischen Verlagen lieferbar sind. Kein Grund zur Klage also, wobei hinzukommt, daß vor allem Hermann Hesse sich nicht nachlassender Beliebtheit erfreut. Unsere japanischen Partner beobachten sehr genau, was wir im eigenen Lande mit Hesse veranstalten, und fast jede Anthologie, die sich bei Hesse „bedient", bzw. jedes „Lesebuch", das Texte dieses Autors thematisch zusammenfaßt, ist Gegenstand vitalen Interesses japanischer Verlage. (Kein Wunder, dies nebenbei, wenn man bedenkt, daß von der Hesse-Anthologie *Im Garten* innerhalb eines halben Jahres nach Erscheinen in Japan weit über 100 000 Exemplare verkauft worden sind.)

Nun ist Hesse aber ein Glücksfall für uns, und ein Schriftsteller, dessen Werk in über fünfzig Sprachen dieser Welt übersetzt ist, natürlich ein Unikat im täglichen Geschäft eines Verlages, der ja, wenn er innovativ sein will und also immer wieder in die Zukunft hinein investiert, sich besonders um die Durchsetzung neuer und international noch unbekannter Autorinnen und Autoren bemühen muß.

Hier aber, mit dem Neuen und Unbekannten, beginnt nun das wirkliche Problem im Literaturaustausch zwischen Deutschland und Japan. Anfang der neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts bricht das Interesse japanischer Verlage für deutsche Literatur insgesamt ab, der weltweite Siegeszug vor allem amerikanischer und englischer Autoren beginnt bzw. hat längst begonnen und zeigt jetzt seine Auswirkungen auf die Literaturen anderer Länder.

Zwar werden vereinzelt immer wieder auch deutsche Bücher übersetzt, doch scheint die „Pflege" eines Autors angesichts des gewaltigen ökonomischen Drucks, der auf den Verlagen lastet, immer mehr in den Hintergrund treten zu müssen. So verabschieden sich zum Beispiel die japanischen Partner, die bisher Peter Handke, Martin Walser und Hans Magnus Enzensberger publiziert haben, von diesen Autoren und versuchen ihr Glück mit anderen: So haben – immerhin! Und ich will ja nicht klagen – Bücher u.a. von Herta Müller und Elfriede Jelinek (Rowohlt), Botho Strauß (Hanser) und Michael Köhlmeier (Piper), Ralf Rothmann und Marcel Beyer (Suhrkamp) in Übersetzungen auch in Japan das Licht der Welt erblickt.

Freilich werden diese Autoren, realistisch betrachtet, nicht mit dauerhafter Umarmung und Zuneigung rechnen können, sollte es ihren japani-

schen Verlagen, die sich gewiß nach Kräften bemühen, nicht gelingen, die Bücher aus Deutschland auf ihrem Markt in einigermaßen befriedigenden Stückzahlen zu verkaufen – was, wie ich weiß, derzeit generell nicht der Fall ist. Freilich ist vorstellbar, daß mit dem großen internationalen Erfolg von Bernhard Schlinks *Vorleser* auch in Japan eine Bresche für deutsche Autoren geschlagen wird!

Aber nochmals zurück: Es hat der Abbruch des Interesses an deutscher Literatur natürlich nicht in erster Linie damit zu tun, daß sich etwa die japanischen Verlage grundlegend verändert oder ihre Energien umverteilt hätten. Insgesamt hat die deutsche Sprache, und das ist entscheidend, weltweit und also auch in Japan in den letzten zwanzig Jahren erheblich und nachhaltig an Einfluß verloren, und offenbar ist die japanische Germanistik (eine Vermutung meinerseits), die eine geradezu fabulöse Tradition aufzuweisen hat und die in den frühen Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts und dann in den Jahren zwischen 1970 und 1990 dem literarischen Diskurs der Gesellschaft große Impulse zu geben vermochte, gegenwärtig nicht in der Lage, erfolgreich an frühere Zeiten anzuknüpfen. Inwieweit auch – dies ist hier ein zusätzlicher Gedanke – die multinational agierenden großen Agenten in dem von ihnen selbst entfachten Verdrängungswettbewerb den Einfluß der deutschen Literatur zu minimieren trachten, wäre gelegentlich zu debattieren. Gewiß, und dies zuletzt, hat die deutsche Literatur nach Hesse und Brecht, Frisch und Dürrenmatt in den neunziger Jahren dann eine wohl „natürliche" Krise durchleben müssen, die allerdings auch eine hausgemachte insofern war, als die deutsche Literaturkritik sich im letzten Jahrzehnt nahezu unisono immer wieder darin gefiel, die Arbeiten unserer Autoren mal mit feinem Florett, mal mit heftigem Donnergrollen abzulehnen. Auch dies hat, ganz ohne Zweifel, zu einer Geringschätzung unserer Literatur im Inland wie im Ausland wesentlich beigetragen.

Ein „Sidestep" zur Güte: Ich spreche, wie ich bemerkt habe, ausschließlich über Literatur, nicht über das Sachbuch, nicht über das wissenschaftliche Buch. Zur Ehre der japanischen Verlage will ich doch – wenigstens in einem Satz – formulieren, daß im Non-fiction-Bereich die Pferde anders, nämlich schneller und effizienter galoppieren. Hier findet ein reger und auf hohem Niveau sich abspielender Austausch von Büchern statt, allein für Suhrkamp darf ich sagen, daß wichtige Gesamtwerke deutscher Philosophen und Sozialwissenschaftler übersetzt und lieferbar sind; dies gilt ebenfalls für Wissenschafts- und Sachbücher vieler anderer deutscher Verlage, die stolz auf die Kooperation mit ihren japanischen Partnern sind.

Aber erneut zurück zum Thema: Die Lage der deutschsprachigen Literatur in Japan ist derzeit nicht rosig (aber auch nicht hoffnungslos) zu

nennen, und tatsächlich weiß ich, selbst wenn ich meine eigenen Argumente zum Verständnis der schwierigen Situation bedenke, nicht zu erklären, warum es bei manchen Büchern nicht zu einem – immer mit großem Risiko behafteten (keine Frage) – Lizenzabschluß gekommen ist. Sind sich die Länder gegenseitig so fremd, so fremd geworden, daß beispielsweise ein *Springender Brunnen* von Martin Walser in Japan keine Chance hat? Ist dieses Buch, das immerhin in vierzehn Länder verkauft worden ist und das in Deutschland über 250 000 Leser gefunden hat, ein zu „deutsches" Buch für japanische Verhältnisse? Ist sein Thema, eine Jugend am Vorabend des deutschen Faschismus und unter der Hitlerdiktatur, nur ein deutsches Thema?

Hier versagt, ohne daß ich, wie Sie inzwischen wissen, klagen möchte, meine Vorstellungskraft – wie auch im Falle von Hans-Ulrich Treichels *Verlorenem*. Ein unerwartet großer Erfolg in Deutschland, in siebzehn Sprachen verkauft, in den USA mit Kritikerlob überhäuft, in Frankreich und in Dänemark (!) soeben in die zweite Auflage gekommen, hat dieses Buch einen überraschend schönen Weg genommen – und einen Umweg um Japan. Merkwürdig, rätselhaft, nicht recht erklärbar, aber derlei gehört natürlich auch zu unserem Geschäft, das ja gerade deshalb so einzigartig ist, weil nicht an jeder seiner Straßenecken ein Schild mit Erklärungen, Hinweisen und Gebrauchsanweisungen steht.

Man kann im internationalen Literaturaustausch nichts erzwingen, man kann aber klimatisch wirken, d.h. sich um atmosphärisch günstige Bedingungen bemühen. Es liegt an deutschen Institutionen wie z.B. dem Goethe-Institut, an Verbänden wie z.B. dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, an Verlagen und auch an der, von Berlin aus wirkenden, deutschen Kulturpolitik, der deutschen Literatur, den deutschen Autoren, die jetzt schreiben, sich im Jetzt schreibend definieren, eine Gasse zu hauen, um es ein wenig brachial auszudrücken. Aber auch die deutschen Germanisten in Japan könnten, mehr und besser als im Moment, das ihre dazutun, daß die weitverbreitete Ansicht, die gegenwärtige deutsche Literatur sei langweilig und selbstreflexiv, korrigiert oder zumindest immer wieder kritisch hinterfragt wird.

Übersetzungsförderung, bessere und auf die Bedingungen japanischer Verlage entsprechend zugeschnittene Informationen sind notwendig, jedwede Phantasie bei der Vermittlung deutscher Gegenwartsliteratur ist gefragt. Denn auf eines kann man ja bauen: Die deutsche Gegenwartsliteratur hat in Japan traditionell immer Widerhall gefunden, deutsche Bücher schmücken die Bibliotheken japanischer Leser wie japanische Bücher die Bibliotheken deutscher Leser. Wenn ich in diesem Zusammenhang verraten darf, daß der Suhrkamp Verlag z.B. seit Jahren mit zehn Buchhandlungen in Japan einen Umsatz mit deutschen Büchern

macht, der kontinuierlich über DM 200 000 im Jahr liegt (und damit über dem Umsatz, den wir mit Buchhandlungen in den USA erzielen!), dürfen wir also mit Optimismus behaupten: Es gibt ihn durchaus, den deutsch-japanischen Buch-Austausch.

Wir müssen also, wenn wir uns an die gemeinsamen „Wurzeln" erinnern, nicht ausschließlich an die Rezeption Goethes in Japan denken, die überragend und beispiellos intensiv war. Daß beispielsweise Goethes *Werther* bis heute über vierzigmal ins Japanische übersetzt wurde, mag für einen deutschsprachigen Schriftsteller von heute irgendwo zwischen Traum und Trauma liegen – zeigt aber an, daß es in der Literatur wie überhaupt im Fluß des Geistigen große Gemeinsamkeiten zwischen Japanern und Deutschen gibt. Sie neu zu ergründen und neu zu definieren dürfte eine vorrangige Aufgabe sein für alle, die mehr an der Bestimmung dieses Gemeinsamen denn an der Formulierung des Trennenden interessiert sind.

Lassen Sie mich an den Ausgangspunkt zurückkehren: Verleger haben, so freundlich und liebenswert sie sein mögen, immer etwas zu meckern, immer etwas besser zu wissen, immer etwas vorzuschlagen – es ist also, um ein deutsches Sprichwort zu bemühen, nicht leicht, mit ihnen Kirschen zu essen. Das wußte vor über 150 Jahren der große deutsche Dichter Friedrich Christian Hebbel, der behauptete, es sei leichter, mit Jesus über die Wogen zu wandeln als mit einem Verleger durchs Leben, was Goethe noch zuspitzte, indem er den Verlegern eine „eigene Hölle" wünschte. Sei's drum, füge ich jetzt hinzu, und wenn schon eine Hölle, dann bitte eine, in der Deutsche und Japaner gleichermaßen schmoren – es könnte zum Vorteil für die Literatur beider Nationen sein.

Vermarktungsprobleme japanischer Übersetzungen deutscher Gegenwartsliteratur

Hosaka Kazuo

Welchen Problemen begegnet man, wenn man heute in Japan Übersetzungen deutscher Literatur, besonders deutscher Gegenwartsliteratur[1] herausgeben will? Diese Frage ist aus zwei Perspektiven zu betrachten. Zum einen geht es um die Rezipientenseite, d.h. darum, ob Japan noch aufgeschlossen genug ist, ausländische, speziell deutsche Literatur aufzunehmen. Des weiteren ist jedoch auch zu fragen, ob die deutsche Gegenwartsliteratur für Japaner noch so interessant und verständlich ist, daß sich die Mühe der Übersetzung lohnt.

Die kulturelle Verschlossenheit der japanischen Seite

Als ich 1984 auf dem 38. japanischen Germanistentag in Kanazawa über das Thema: „Probleme der Aufnahme deutscher Literatur in Japan" referierte, habe ich meine Kollegen im Hörsaal darauf aufmerksam gemacht, daß die Zahl der deutschen literarischen Arbeiten, die ins Japanische übersetzt werden, deutlich zurückgegangen ist und daß diese Abnahme mit einer Abnahme des studentischen Interesses an ausländischer Literatur überhaupt einhergeht (Hosaka 1985), eine Beobachtung, die durch die Ergebnisse einer Umfrage, die meine Kollegen Onodera und Yoshijima über Jahre hin auf dem Komaba-Campus der Universität Tōkyō durchgeführt haben (Onodera 1981), bestätigt wird. Die Ergebnisse der Umfrage zeigen: Zu den Schriftstellern, die Tōdai-Studenten früher beeindruckt haben, zählen u.a. Hesse, Goethe, Thomas Mann, Kafka, Storm, Nietzsche. Zu denen, die sie gerne im Original lesen würden, gehören Goethe, Marx, Nietzsche, Hesse, die Gebrüder Grimm, Thomas Mann, Kant. Und diejenigen, die sie zum Zeitpunkt der Befragung am meisten interessieren, sind Einstein, Marx, Hitler, Goethe, Max Weber, Kant, Hesse. (Die Reihenfolge der Namen folgt den Prioritäten ihrer Nennung durch die Befragten.) Das alles sind altbekannte Namen.

[1] „Deutsche Gegenwartsliteratur" bezieht sich hier ausschließlich auf die Literatur der BRD und der DDR.

Eine spätere Umfrage (YOSHIJIMA 1987) lieferte fast dieselben Ergebnisse: Zu den Schriftstellern, die die Studenten beeindruckt haben, zählen nach wie vor Hesse, Goethe, Kafka, Thomas Mann; neu hinzugekommen ist lediglich Michael Ende. Und zu den Autoren, die man gerne im Original lesen würde, gehören Goethe, Marx, Hitler, Mann, Kant, Nietzsche, Hesse, Kafka, Michael Ende, die Gebrüder Grimm und andere. Im Vergleich zur ersten Befragung gibt es also keine großen Unterschiede; als einziger Autor der Nachkriegsliteratur ist Michael Ende hinzugekommen. Im übrigen deutet alles darauf hin, daß japanische Studenten sich nicht nur gegenüber deutscher, sondern gegenüber ausländischer Literatur im allgemeinen wenig aufgeschlossen zeigen.

Woran liegt das? Der Gedanke liegt nahe, daß die Umfrageergebnisse lediglich altes Wissen widerspiegeln, daß die Befragten, mit anderen Worten, Namen aufführen, mit denen sie während der Mittel- und Oberschulzeit in Berührung gekommen sind. Und in der Tat ergab eine Untersuchung von Schulbüchern verschiedener Verlage, die Texte von Schriftstellern des englischen, deutschen und französischen Sprachraums enthalten, eine Liste mit eben jenen Namen, die von den Studenten in den Umfragen genannt wurden.

Dieses interessante, aber erschreckende Ergebnis legt den traurigen Schluß nahe, daß die Studenten die Schriftsteller, deren Namen sie angeben, vermutlich nie gelesen haben, daß sie lediglich auf ein halbvergessenes Gymnasialzeitrepertoire zurückgreifen. Diese Vermutung wird gestützt durch die Tatsache, daß die Schriftsteller, für die sich die Studenten interessieren und deren Arbeiten sie gerne im Originaltext lesen würden, fast dieselben sind, die sie „schon immer" gekannt haben: Nietzsche, Goethe, Hesse, Kafka und Thomas Mann. Die wenigen neuen Nennungen in diesem Bereich sind keine eigentlichen Literaten: Marx, Kant, die Gebrüder Grimm, Einstein, Weber, Hitler.

Japanische Studenten, das muß man aus all dem wohl folgern, haben generell kaum Interesse an Literatur, noch weniger an ausländischer und am wenigsten an der deutschen Nachkriegsliteratur. Kurz nach dem Krieg war das anders. Werke von Autoren wie Heinrich Böll, Hans Erich Nossack, Peter Weiss, Günter Grass, Anna Seghers, Günther Weisenborn oder Stephan Hermlin wurden ins Japanische übersetzt und gelesen – um der Literatur willen, aber auch, um „Anleitungen" für das Leben nach dem Krieg zu finden. Spätestens seit 1970, seit dem Selbstmord von Mishima Yukio, gilt dies nicht mehr. Mishima protestierte gegen die Intellektuellen des literarischen *main stream* (in Botho Strauß' Sinne) der Nachkriegszeit, die „ihre eigenen Probleme als Intellektuelle nur in Metaphern darzustellen" versuchten und dadurch literarisch völlig „an Rea-

lität verloren“[2] hätten. Sein Selbstmord symbolisiert diesen Protest und dessen Scheitern; nach Mishima ist bei uns die Verbindung von Literatur-Lektüre und möglicher Lebensanleitung sichtlich verlorengegangen. Literatur ist, anders gesagt, zur Ware und zum Unterhaltungsmaterial geworden.

Zudem scheinen die Studenten auch kein besonderes Bedürfnis zu verspüren, ihre literarische und kulturelle Verschlossenheit aufzubrechen und anzufangen, ausländische Literatur zu lesen. Unterhaltung finden sie in anderen Medien, und Lebensanleitungen werden weniger in der Literatur denn in anderen kulturellen Bereichen gesucht, in Sachbüchern, in populär-philosophischen Schriften (*Sophies Welt*), bei den Neuen Religionen.

Wer in dieser kulturell verschlossenen Situation deutsche Gegenwartsautoren übersetzen und herausgeben will, hat es schwer. Man muß erst Interesse für die neue Literatur wecken und die Verschlossenheit bei den potentiellen Käufern überwinden, die nicht lesen wollen, was sie nicht kennen, die Angst haben vor allem Unbekannten und Neuen: Es könnte ihre Ruhe stören. Allem voran steht die Suche nach Bestätigung und Sicherheit, und fündig wird man in Sachschriften. Diese Verschlossenheit wird durch das schulische System der Aufnahmeprüfungen noch gefördert, es scheint unmöglich, sie aufzubrechen.

Übersetzungen ausländischer Literatur werden folglich nur sehr wenig gekauft. Die Übersetzung eines deutschen Gegenwartsautors wird im allgemeinen in 2 000 bis 3 000 Exemplaren gedruckt und braucht, Verlagsgeduld und große Lagerhäuser vorausgesetzt, über zwanzig Jahre, um vollständig abgesetzt zu werden. Nach wiederholten Erfahrungen solcher Art zögert der anfangs vielleicht mutige Verlag, weitere Übersetzungen herauszugeben. Je weniger ausländische Bücher übersetzt werden, desto kleiner wird der Markt dafür und desto mutloser der Verlag. Das verstärkt die Verschlossenheit der Leser noch mehr. Je kleiner also die Nachfrage ist, desto geringer wird das Angebot, und je kleiner das Angebot ist, desto geringer wird die Nachfrage. Diese Minus-Spirale ist gegenwärtig das größte Hindernis der Vermarktung von Übersetzungen.

---

[2] Vgl. MISHIMA (1970: 211, 215). In diesem Gespräch, einige Monate vor seiner Tat, erklärt Mishima seinem Gesprächspartner Takeda, der auf der Vergänglichkeit alles Seienden (*shogyō mujō*) besteht, seine Stellungnahme zur Zusammengehörigkeit von Zivil und Militär (*bunbu ryōdō*), die eigentlich unmöglich sei, und behauptet, es sei Unsinn, literarisch tätig sein zu wollen, ohne dabei ein Risiko einzugehen.

Die kulturelle Verschlossenheit der deutschen Seite

Aber sind deutsche Gegenwartsautoren überhaupt interessant? Sind sie verständlich? Als ich bei dem Symposium 1984 über die Ergebnisse der Umfragen und meine Interpretation derselben sprach, wurde mir aus dem Hörsaal eine völlig unerwartete Frage gestellt: Wäre eine mögliche Ursache nicht auch darin zu sehen, daß die moderne deutsche Literatur ihren Reiz verloren habe, daß sie nicht mehr übersetzenswert sei? Diese Frage war für mich der Anstoß, darüber nachzudenken, welche Bedeutung die Übersetzung deutscher Gegenwartsautoren für uns haben kann.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten sich Deutschland und die deutsche Kultur bestimmten moralischen Imperativen zu unterwerfen. Man denke in diesem Zusammenhang an die bekannte These von Karl Jaspers, die er aus Anlaß einer Verlängerung der Verjährungsfrist für Nazi-Verbrechen in den sechziger Jahren in einem Gespräch mit Rudolf Augstein formulierte: „Der Nazistaat war ein Verbrecherstaat, nicht ein Staat, der auch Verbrechen begeht. Ein Weiterleben nach dem Nazistaat setzt also eine geistige Revolution voraus, eine sittlich-politische Revolution auf geistigem Grunde." (Jaspers 1966: 20–21). Man denke an den vom Ehepaar Mitscherlich geäußerten Vorwurf, man sei zu vergeßlich und unfähig zu trauern (Mitscherlich 1967: 13–85). Man denke an Richard von Weizsäckers Mahnung, die Erinnerung an die Geschichte wachzuhalten; denn die Jungen seien zwar nicht verantwortlich für das, „was damals geschah", aber sie seien verantwortlich für das, „was in der Geschichte daraus wird" (von Weizsäcker 1991: 375). Und man denke an Adornos vielzitiertes Wort, es sei barbarisch, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben (Adorno 1977: 30).

Auf diese Fragen mußte man also irgendeine Antwort finden, um weiter schreiben zu können. Ein typisches Beispiel für den Druck solch moralischer Vorgaben bietet Günter Grass. Seine Erstlingsarbeit *Die Blechtrommel* zeigt deutlich, wie hoch und stark die Schranke war, die es zu überwinden galt. Erst als er im Sommer 1957 auf der Suche nach einer Figur von größerer Mobilität, um die Nazi-Geschichte und seine Kritik daran darstellen zu können, „zwischen Kaffee trinkenden Erwachsenen einen dreijährigen Jungen [sah], dem eine Trommel anhing", kam ihm die Idee, die moralische Schreibblockade mit Hilfe dieser Kinderfigur als zentralem Helden zu überwinden. Nicht nur das Kind, das sich selbstvergessen an die Trommel verliert und die Erwachsenenwelt ignoriert, sondern vielmehr die Idee des Anfangs, den erwachsenen Oskar als Insassen einer Heil- und Pflegeanstalt zu zeigen, hat es Grass nach eigener Einschätzung ermöglicht, über seine Jugend zu schreiben, ohne sich a priori moralischer Kritik auszusetzen und in seinem Schreiben eingeschränkt

zu werden (GRASS 1976: 80–85). Im Schutze dieses Jungen, der nicht wächst, und im Schutz des von der Wirklichkeit isolierten erwachsenen Oskar ist es Grass gelungen, in der *Blechtrommel* die Vergangenheit frei darzustellen.

Aber dieser Kampf, über moralische Hürden hinweg eine Schreibmöglichkeit zu erringen, hat sich in ihm allmählich verdinglicht und ist selbst sakrosankt geworden. Grass' Tendenz zur moralischen Selbstkontrolle ist spätestens seit *Die Rättin* zu stark, als daß man seine Arbeiten noch für Romane oder Erzählungen halten könnte. Ich habe, um Mißverständnissen vorzubeugen, nichts gegen Grass' politisch-kritische Äußerungen, im Gegenteil; ich argumentiere hier lediglich gegen seine Überzeugung, politische Behauptungen unmittelbar in ein literarisches Werk hineinnehmen zu dürfen, nein, hineinnehmen zu müssen. Die Zeit der engagierten Literatur ist vorbei; die Literatur, um Enzenberger zu zitieren, ist „wieder zu dem geworden, was sie von Anfang an war: eine minoritäre Angelegenheit" (ENZENSBERGER 1988: 60).[3]

Die deutsche Literatur wollte sich nach dem Zweiten Weltkrieg von der Nazi-Barbarei moralisch befreien und als eine Instanz der Aufklärung gesehen werden, ist aber entgegen ihrer eigenen Absicht zur spezifisch deutschen und daher provinziellen Apologie der Vergangenheitserforschung in innerdeutschen Jargons geworden. Sie hat den Weg gewählt, sich an Moral im politischen Sinn zu orientieren, statt sich existentiellen Grenzerfahrungen und Gefährdungen auszusetzen, und hat sich dadurch der Möglichkeit eines negativen und imaginären Schreibens beraubt. In vielen Arbeiten deutscher Gegenwartsautoren, mit Ausnahme derer, die kurz vor und nach der Wende debütiert haben, findet man allzu häufig nur Vorwände oder Erklärungen für die Darstellung vergangener gesellschaftlicher Verhältnisse (bei Jürgen Becker, Nicolas Born oder Autoren der Generation der Studentenbewegung, etwa Uwe Timm, Peter Schneider u.a., aber auch bei DDR-Autoren wie Hermann Kant oder G. de Bruyn), aber nur sehr selten Aufschreie aus eigener Mangelerfahrung oder Beschreibungen der Suche nach einer erfüllten menschlichen Existenz.[4] Man fragt zu sehr nach dem Woher und Warum, aber sehr selten nur nach dem Was, nach dem Wie und Wohin.

---

[3] Daß die Literatur eine minoritäre Angelegenheit geworden ist, bedeutet nicht, daß sie uninteressant ist, aber daß sie auch im Ausland noch viele Leser finden kann, ist zu bezweifeln.

[4] Kurz nach dem Krieg ließen sich solche Tendenzen bei Böll oder Nossack beobachten, deshalb fanden die frühen Werke dieser Autoren hier in Japan eine sehr positive Resonanz. – Der Begriff der „Mangel-Erfahrung" stammt übrigens von M. Walser (vgl. z.B. WALSER 1979: 37). Er hat in seiner Friedenspreis-

Die im politischen und geschichtlichen Sinn moralische Orientierung der deutschen Nachkriegsliteratur führte aber auch dazu, daß Affirmativität (im Sinn von Herbert Marcuse und Adorno) und Sachbezogenheit literarischer Werke zunehmen (nicht nur bei Autoren der Dokumentar- und Arbeiterliteratur, sondern auch bei Grass, Martin Walser oder Peter Weiss). Dies erschwert den Zugang für ausländische Leser, denn solche Werke handeln meistens von spezifischen gesellschaftlichen Problemen, die nur innerhalb der angesprochenen Gesellschaft zu lösen sind. Und je sachlich genauer und geschichtlich konkreter man sich mit diesen Problemen beschäftigt, desto hinderlicher wirkt diese Sachbezogenheit. Anrührende Rufe, Rufe, die stark genug sind, das Herz des Lesers unmittelbar anzusprechen, hört man nur sehr vereinzelt; und dann sind sie stets in Gefahr, im lärmenden Dickicht der Realien unterzugehen.

Analog zum *Kapital* von Marx ließe sich sagen, daß literarische Texte aus zwei Komponenten bestehen, aus dem Gebrauchswert und dem Arbeitswert (Tauschwert). Der Gebrauchswert ist im Fall der Literatur der Sachgehalt des Werkes, sein Arbeitswert der Kunstwert, das ausgedrückte Selbst des Autors, sein, wenn man so will, Schrei nach Hilfe, aber auch nach einer imaginären Existenz. Ein literarisches Werk zu genießen, d.h. den Kunstwert (Tauschwert) eines literarischen Werkes aufzunehmen, bedeutet also, aufgrund des Sachgehalts dieses Werks das in einer imaginären Welt ausgedrückte Selbst des Autors nach- und mitzufühlen. In diesem Sinn besteht die Rolle des Übersetzers nach wie vor darin, ein Werk durch möglichst genaues Erforschen des Sachgehaltes und dessen möglichst genaue Wiedergabe in der eigenen Sprache den Lesern seines Landes näherzubringen. Wenn aber, wie dies bei vielen, vielleicht den meisten deutschen Gegenwartsautoren der Fall ist, der Sachgehalt des literarischen Werkes erdrückend vielschichtig und komplex ist, dann hindert das den Übersetzer an seiner Arbeit, und den Leser, besonders den ausländischen, am Lesen überhaupt. Die deutsche Literatur der Gegenwart ist aufgeklärt genug; in ihrem Wesen bleibt sie trotzdem, nein, gerade deshalb, nach außen verschlossen.

Man kommt also zum Schluß, daß es auch auf der deutschen Seite eine kulturelle Verschlossenheit gibt, eine, die sowohl dem Übersetzen an sich als auch der Vermarktung von Übersetzungen nicht förderlich ist. Wer heute in Japan Übersetzungen deutscher Gegenwartsautoren herausgeben will, muß, um es auf eine Formel zu bringen, Verschlossenheiten

---

Rede 1998 nicht zufällig gegen „die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken" gesprochen. Das bedeutet allerdings keineswegs, daß seine neuesten Arbeiten wie *Ein springender Brunnen* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999) frei wären von der Last der Vergangenheit.

aufbrechen, deutsche und japanische – eine schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (1977): Kulturkritik und Gesellschaft. In: Ders.: *Kulturkritik und Gesellschaft I* (Gesammelte Schriften, Bd. 10/1). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11–30.

Enzensberger, Hans Magnus (1967): Versuch, von der deutschen Frage Urlaub zu nehmen. In: Ders.: *Deutschland, Deutschland unter anderm*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 37–48.

Enzensberger, Hans Magnus (1988): Rezensenten-Dämmerung. In: Ders.: *Mittelmaß und Wahn*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 53–60.

Grass, Günter (1976): Rückblick auf *Die Blechtrommel*. In: Geissler, Rolf (Hg.): *Günter Grass Materialienbuch*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand, S. 80–85.

Hosaka Kazuo (1985): Nihon ni okeru Doitsu bungaku juyō no mondai [Aufnahmeprobleme der deutschen Literatur in Japan]. In: *Doitsu bungaku* 75, S. 139–143.

Jaspers, Karl (1966): *Wohin treibt die Bundesrepublik?* München: Piper.

Mishima Yukio und Takeda Taijun (1970): Gespräch von Mishima mit Takeda Taijun: Bungaku wa kūkyo ka [Ist Literatur leer?]. In: *Bungei* 11, S. 204–225.

Mitscherlich, Alexander und Margarete Mitscherlich (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*. München: Piper.

Onodera Kazuo (1981): „Gaikokugo no gakushū ni kansuru ankēto" shūkei hōkoku (2) [Ergebnisse der Umfrage bei Studenten über das Erlernen von Fremdsprachen (2)]. In: *Gengo bunka sentā kiyō* [Wissenschaftliche Beiträge des Zentrums für Sprachkulturen der Universität Tōkyō] 2, S. 79–104.

von Weizsäcker, Richard (1991): Rede zum 8. Mai 1985. In: Filmer, Werner und Heribert Schwan (Hg.): *Richard von Weizsäcker*. München: dtv, S. 361–375.

Walser, Martin (1979): Wer ist ein Schriftsteller? In: Ders.: *Wer ist ein Schriftsteller?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 36–46.

Yoshijima Shigeru (1987): Dainiji „Gaikokugo no gakushū ni kansuru ankēto" no shūkei hōkoku [Ergebnisse der 2. Umfrage bei Studenten über das Erlernen von Fremdsprachen]. In: *Gengo bunka sentā kiyō* [Wissenschaftliche Beiträge des Zentrums für Sprachkulturen der Universität Tōkyō] 8, S. 93–141.

Deutsche Literatur in Japan

Mishima Ken'ichi

„Was ist das. – Was – ist das …" „… c'est la question, ma très chère demoiselle!" – so lauten die ersten Sätze eines berühmten deutschen Romans. Sie wissen es schon: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* von Thomas Mann, dieser quasi deutscheste aller deutschsprachigen Romane beginnt de facto auf französisch. Im Hause Buddenbrook wird Französisch ständig benutzt, bis hin zu den Personennamen: Beispielsweise gebraucht Konsulin Buddenbrook für ihren Gatten Johann häufig die Anrede Jean. Welcher berühmte französiche Roman wird hingegen mit einem deutschen Fragesatz wie „Was ist das?" eingeleitet? In welchem französischen Roman wird der Held Louis von seiner Ehefrau mit Ludwig angesprochen? Natürlich galt es seinerzeit in vornehmen Kreisen der Freien Hansestadt als elegant, Französisch einzuflechten. Im Vergleich zu dieser längst versunkenen Kultur ist es gegenwärtig offensichtlich schick, in einen literarischen Text englische *idioms* einzuweben oder einzustreuen, wie es früher in den meisten europäischen Ländern mit dem Lateinischen geschah.

Ein einziges andeutendes Zitat reicht zweifelsohne nicht aus, um eine kühne These aufzustellen. Dennoch möchte ich dies tun, denn es legt zumindest eine Kulturdiagnose nahe: Sich selbst als Kulturnation einstufend, stand Deutschland im politischen und literarischen Glanz immer hinter den großen westlichen Nationen zurück. Daran hat sich bis heute nicht so viel geändert, vielleicht ist der Abstand sogar größer geworden. Kein Wunder also, daß die Präsenz der deutschen Kultur in Japan oft von der englischen und französischen Kultur überschattet war. In den beiden *latecomer*-Nationen fungierten die Sprachen der fortgeschrittenen westlichen Nationen, auch Zitate aus ihren Literaturen nicht nur als Mittel zur feinen Distinktion, sondern sie erweckten stets den Eindruck, daß mit ihnen der einschlägige Sachverhalt besser ausgedrückt sei.

Auch in unseren literarischen Produktionen um die Jahrhundertwende wirkte es kultiviert, englische oder französische Wendungen und Zitate anzubringen. Ein Autor beschrieb den herrlichen Sonnenuntergang in der Bucht von Zushi: „Als stünde ich am Gestade der *éternité*" (also französisch). In einem berühmten Roman, den jeder Japaner kennt, nämlich *Sanshirō* [deutsch: *Sanshirō*] von Natsume Sōseki, wird der unentschlossene Held von dessen Freundin spöttisch auf englisch *stray sheep*

genannt. Englisch und Französisch waren stets präsent. Natürlich trifft man in der modernen japanischen Literatur auch manchmal auf die deutsche Sprache. Im Spätwerk *Kōjin* [Der Wanderer] (1912–13) des bereits erwähnten Sōseki – auch Nichteingeweihten wird Sōsekis Bedeutung durch sein Konterfei auf dem Tausend-Yen-Schein illustriert – schreit der verzweifelte, im strömenden Regen weglaufende Held auf deutsch: „Einsamkeit, Du meine Heimat Einsamkeit" (1966: 720).[1] Dieser Satz aus Nietzsches *Zarathustra* ist jedoch symptomatisch für die Rezeption des deutschen Schrifttums. Deutsche Waldeinsamkeit, die zerrissene Seele eines gesellschaftlich nicht Integrierten, eines ewig Umherirrenden, das ständige Hineinbohren in das eigene Selbst – das sind Themen, von denen das gebildete japanische Publikum meint, sie würden in der deutschen literarischen Tradition bevorzugt. Philosophie deutscher Zunge genießt oder erleidet ein ähnliches Bild. Sie sei individuelle Sinn- und Orientierungssuche in einer unüberschaubaren, von Missetaten und bitteren Erfahrungen des Scheiterns vollen Welt, im Grunde genommen eine Angelegenheit von Sonderlingen und Käuzen.

Wenn ich hier ein wenig persönliche Erfahrungen einblenden darf, möchte ich folgendes sagen: Während meiner Studienzeit wimmelte es tatsächlich in den Disziplinen, die sich auf deutsche Geisteswissenschaften bezogen, von solchen ewig an sich selbst leidenden Typen, auch unter den Professoren. Die Luft war stickig von kleinbürgerlichen Leidensgeschichten und Sinnsuchen. Ich konnte kaum atmen. Von der Tradition der geselligen Gesprächskultur der deutschen Aufklärung, auch von den bereits im neunzehnten Jahrhundert sehr lebhaft gewesenen Feuilletondiskussionen, von den heiteren Attacken eines Heine oder Tucholsky war nichts zu spüren.

Aber die Welt und der Weltmarkt bebten und tobten außerhalb des Kreises der einsamen Seelen. Dort wurde und wird nicht nur über die große Politik, über Agrarpreise, über Rohstoffvolumen und über Kaffeehandel, sondern auch darüber entschieden, welche Art von Literatur welches Ausmaß von Verbreitung findet. Bekanntlich spiegelt sich im *Buddenbrook*-Roman die Entwicklung des Weltmarktes wider. Auch eine der traurigen Figuren, Christian, der jüngere Bruder von Thomas Buddenbrook, hat nicht von ungefähr in Valparaiso seine Wanderjahre ver-

[1] Der Satz in Nietzsches Original lautet mit richtiger Punktuation: „Oh Einsamkeit! Du meine Heimat Einsamkeit!". Die Stelle befindet sich im Kapitel „Die Heimkehr" von *Also sprach Zarathustra,* dritter Teil (1999: 231). Sōseki hat nachweislich Zarathustra in der englischen Übersetzung gelesen. In dem betreffenden Exemplar, das heute noch existiert, befinden sich viele Randbemerkungen.

bracht. Es entstand allmählich ein weltumspannendes Netz des Warenverkehrs, auch des Verkehrs von geistigen Gütern. Mit der Entwicklung des Weltmarktes ging nämlich die Entstehung eines Marktes der von Goethe so getauften Weltliteratur einher.

1848, als auch sogar im kleinen Lübeck ein ebenfalls kleiner Aufstand geprobt wurde und vor lauter Aufregung der alte Lebrecht Kröger starb (er „war bei seinen Vätern", heißt es im Roman [MANN 1991: 197]), schrieb jemand folgendes: „An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur." Die prägnanten Sätze, quasi die erste große Beschreibung der heute vielbeschworenen Globalisierung, stammen aus der Feder von Karl MARX im *Manifest der Kommunistischen Partei* (1972: 466).

Lassen Sie mich nun betrachten, wie sich die deutschsprachige Literatur, die Philosophie, aber auch die Wissenschaften, also die „geistigen Erzeugnisse", auf dem japanischen Teil dieses Weltmarktes behauptet haben. Wie kamen sich die beiden verspäteten Nationen näher, in deren literarische Texte so gern Sprachen der als fortgeschrittener geglaubten klassischen Nationen eingeflochten werden?

Am Anfang sah alles vielversprechend aus, nicht nur in Japan. Im Widerschein der langanhaltenden Abendröte der klassisch-romantischen Doppelepoche und der idealistischen Philosophie stand das intellektuelle Leben auch in Europa und Amerika, beinahe im globalen Ausmaß, im regen Austausch mit der deutschen Kultur. Ein Mann aus Grenoble, der eigentlich Marie Henri Beyle hieß, hatte sich den Namen Stendhal zugelegt, weil er Winckelmann verehrte. Der Gründer der modernen vergleichenden Kunstgeschichte stammt aus der Stadt Stendal in Sachsen-Anhalt. Das kosmopolitische Deutschland, das Deutschland geistiger Weltbürger genoß in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein so großes Ansehen wie nie zuvor und später nimmermehr. Carlyle, der mit Goethe korrespondierte, spielte neben vielen anderen eine Multiplikatorrolle für den englischen Sprachraum. Der große demokratische Mystiker der amerikanischen Philosophie, Ralph Waldo Emerson, wäre ohne den Einfluß der deutschen Philosophie nicht denkbar. Sein Bruder war noch in Weimar von Goethe empfangen worden. Sein Zeitgenosse H. W. Longfellow besuchte mehrmals Deutschland; eine Zeitlang lebte er in der Nähe von Boppard und in Bad Marienberg im Westerwald. Longfellow pflegte eine langjährige Freundschaft mit Ferdinand Freiligrath, der seine Werke ins

Deutsche übersetzte. Zur Veranschaulichung zwei kurze Zitate (aus S. Longfellow 1886). Am 3. Mai 1854 schreibt er an Freiligrath: „I owe you many and many thanks and thanks for your good long letter in the autumn, and for your new book, *Dichtung und Dichter*, which is a great delight to me. I like the plan of it extremely" (269). Am 7. Januar 1855 heißt es in seinem Tagebuch: „The Germans have so much poetry in their natures, and in their lives!" (280). Neulich hat Richard Rorty hervorgehoben, wie stark der große amerikanische Philosoph John Dewey, aber auch der *Grashalme*-Dichter, Walt Whitman, von Hegel beeinflußt worden waren. Er zitiert Whitman, der in seine Notizbücher eingetragen hat: „Nur Hegel taugt für Amerika – ist groß und frei genug." (Rorty 1998: 25)

Es gab auch Rückwirkungen der deutschen Impulse durch Amerikaner auf Deutschland. Nicht eben weltweit bekannt ist, daß der deutsche Philosoph Nietzsche in seiner Jugendzeit ein so leidenschaftlicher Leser von Emerson war, daß er sogar später – als ihn der göttliche Funke überraschend traf – seine ersten Zarathustrasätze hastig auf die Umschlagseite von Emersons Buch niederschrieb (Baumgarten 1957). Hinter allem stand der Name Goethe. Noch in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts konnte sich der berühmte deutsche Biologe Haeckel während seiner Expedition in Sri Lanka mit einem britischen Handelsmann, der Goethe hoch verehrte, auf deutsch unterhalten (1922: 85).[2] Die Welt las Deutsch. Die Autobiographie des britischen Philosophen Bertrand Russel zeigt das überdeutlich. Und diese Welt, das kosmopolitische Deutschland hat sich aus den uns allen bekannten Gründen verengt und die Scheuklappen des Nationalen angelegt und ist dann völlig untergegangen. Daran waren nicht nur die von Nietzsche kritisierten Bildungsphilister schuld.

Zwar hat sich das moderne Japan, als es seine Tore öffnete, in vielerlei Hinsicht an das damalige Deutschland, d.h. an Preußen angelehnt, nicht aber an dieses kosmopolitische Deutschland. Was die Architekten des modernen Japans an Deutschland nachahmenswert fanden, war das Deutschland der spätbürgerlichen Prüderie und der sittenpolizeilichen Strenge, der Zensur und der Sozialistengesetze, das Deutschland der Politik im kraftmeiernden Stil und des Prunks eines Parvenüs, das Deutschland der Pickelhauben und des Flottenbaus. Mit diesem autoritä-

[2] Interessanterweise äußert sich Haeckel sehr kritisch über den deutschen Konsul, der offensichtlich kaum gebildet war. Im Gegensatz dazu heißt es über den Engländer: „Mr. Scott hingegen ist mehrere Jahre in Deutschland (u.a. längere Zeit auf der Handelsschule in Bremen) gewesen, spricht vollkommen Deutsch und ist vor der deutschen Literatur und Wissenschaft mit hoher Achtung erfüllt."

ren Deutschland setzte sich auch Deutsch als Wissenschaftssprache in Japan durch. In Disziplinen wie der Jurisprudenz, der Medizin, auch in der Chemie und der Pharmazeutik benutzte man am Anfang Deutsch sogar als Unterrichtssprache, später als Publikationssprache, bis dann nur noch Fachtermini auf eine haarsträubende Weise auf deutsch ausgesprochen wurden. Auch in der Kadettenschule vermittelte man Wissen mit Hilfe auf deutsch verfaßter Lehrbücher der militärischen Operation. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte ich Gelegenheit, beim Besuch eines deutschen Staatssekretärs des Entwicklungsministeriums mit einem ehemaligen Stabsoffizier der japanischen kaiserlichen Armee zu sprechen. Als Kriegsverbrecher hatte er mehr als anderthalb Jahrzehnte in russischer Gefangenschaft verbracht. Einige von Ihnen wissen schon, von wem die Rede ist: Es handelt sich um Sejima Ryūzō. Trotz der vielen verflossenen Jahre sprach er gut artikuliertes, gedankenreiches Deutsch!

Natürlich fand neben und mit dieser auftrumpfenden Muskelübung auch der intellektuelle Transfer statt. Repräsentativ dafür ist Mori Ōgai (1862–1922). Allein die Aufzählung der von ihm übersetzten Autoren zeigt eine Vielfalt, die die heutigen japanischen Germanisten zur gebotenen Bescheidenheitsbekundung zwingen müßte. Neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit als Militärarzt hat Ōgai vor allem Goethes *Faust* übersetzt, aber auch Autoren wie Calderón, Alphonse Daudet, E. T. A. Hoffmann, Jakob Wassermann, Hermann Bahr, Gerhart Hauptmann, Maurice Maeterlinck, Strindberg, Rilke, G. d'Annunzio, Peter Altenberg, E. A. Poe, G. B. Shaw, Liliencron und so weiter und so fort. Also nicht nur die deutschsprachige Literatur, sondern auch wichtige Titel aus anderen europäischen Literaturen – und zwar anhand der einschlägigen deutschen Übersetzungen. Die Treffsicherheit der Auswahl ist nicht nur bei Ōgai erstaunlich, sie gilt im großen und ganzen für die gesamte Übersetzungsleistung der Literaten und Wissenschaftler in dieser Zeit. Nietzsche kam in Japan fast zeitgleich wie in Europa an. Das Erscheinen seiner Übersetzung ist pikanterweise mit einer heute unverständlichen Episode verknüpft, nämlich daß ein Deutschlehrer wegen seiner Nietzsche-Übersetzung vom Dienst suspendiert werden mußte, weil er angeblich mit Nietzsche für die sexuelle Freizügigkeit plädierte.

Aber beim Rückblick auf diese Leistungen muß man nüchtern bleiben: Die intellektuelle und kulturelle Präsenz Deutschlands war bereits vor 1914 auf einen elitären Kreis beschränkt. Es fehlte ein großer Geist, der die intellektuelle Jugend mitgerissen und beflügelt hätte, ein Rousseau, ein Benjamin Franklin, ein Politiker vom Format eines Gladstone oder Disraeli. Um 1900 herum gab es eine weltweite Begeisterungswelle über die großen Russen wie Tolstoi und Dostojewski, die auch Deutschland erfaßt hatte und die in Japan die deutsche Literatur in den

Schatten stellte. Die berühmten französischen Romanciers wie Flaubert, Maupassant und Balzac waren in der Konkurrenz den deutschen Autoren haushoch überlegen; sie waren marktfähiger. Fontanes, Storms und Kellers Chancen auf dem Weltmarkt standen viel weniger gut, genauso wie heute umgekehrt ein Renault oder Citroën in der Konkurrenz mit Mercedes und BMW geringere Aussichten auf Erfolg beim Kunden hat. Auch die Autoren der klassischen Moderne, die Poètes maudits, sind in Japan viel intensiver gelesen worden als Emanuel Geibel, Liliencron oder Dehmel. Letzten Endes ist sogar Shakespeare in Japan mehr rezipiert worden als der geadelte Johann Wolfgang von Goethe.

Im Gegensatz zur Literatur hat sich die deutsche Philosophie gut behauptet. Sie war gewissermaßen die Marktführerin. Zu meinem großen Erstaunen meinen noch heute viele, darunter selbst jüngere Kolleginnen und Kollegen, die deutsche Sprache sei für die Philosophie besonders geeignet – ein irriger Gedanke, auch wenn er vom positiven Marktwert der deutschen Philosophie zeugt. Nichtsdestoweniger muß ich Ihnen eines klar sagen: Die deutsche Sprache bekam für die Aufsteiger auf der akademischen Karriereleiter den Charakter eines Geheimcodes. Sie, die sogar die Professoren eigentlich nicht gut beherrschten, war ein Mittel zur Distinktion und Abschreckung geworden, genauso wie es bis vor kurzem bei Klerikern mit dem Lateinischen der Fall war. Ein Anhauch von Autoritärem und von geistiger Eingeengtheit haftet wie ein Brandmal am Image des Deutschen in Japan – ein Grund für den schwierigen Stand des deutschen Schrifttums auf dem japanischen Markt heute. Wir müssen von dieser Vergangenheit radikal Abschied nehmen.

In den zwanziger Jahren begann die große Zeit eines an Deutschland orientierten Bildungseifers, der ungeachtet des Nationalsozialismus bis in die späten fünfziger bzw. frühen sechziger Jahre die zeitgeschichtlichen Brüche überdauert hat, natürlich immer hinter dem Einfluß der englischen und französischen Kultur.

Lassen Sie uns nun das Ergebnis betrachten. Diesbezüglich gibt uns das Verzeichnis der berühmten Reihe „Iwanami bunko" Aufschluß. Sie startete, als japanisches Pendant zur „Reclam-Reihe" konzipiert, im Jahre 1927. Der Zweck bestand, wie auch bei Reclam, darin, der arbeitenden Bevölkerung das kanonisierte Kulturerbe preisgünstig zugänglich zu machen. Zum siebzigjährigen Jubiläum dieser relativ deutschlastigen Reihe hat der Verlag 1996 alle dort erschienenen Titel in einer schönen Ausgabe aufgelistet. Im folgenden stütze ich mich auf dieses Verzeichnis.

Von den 938 Seiten, auf denen etwa 5 000 Titel mit kurzer Inhaltsangabe angeführt sind, umfaßt die Rubrik „Französische Literatur" 84 Seiten mit etwa 240 Titeln, die „Deutsche Literatur" immerhin 73 Seiten mit 196 Titeln, gefolgt von der „Englischen Literatur" mit 66 Seiten bzw. rund 180

Titeln, der russischen mit 47 Seiten bzw. rund 150 Titeln und der US-amerikanischen mit 25 Seiten bzw. rund 70 Titeln. Zu den übersetzten literarischen Autoren aus Deutschland gehören Goethe, Schiller, E. T. A. Hoffmann, Kleist, Brentano, Novalis, Eichendorff, Grillparzer, Heinrich Heine, Adalbert Stifter, Droste-Hülshoff, Hebbel, Freytag, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Paul Heyse, Hauptmann, Schnitzler, ja ich höre auf, so geht es bis Thomas Mann, Carossa, Brecht. Der mehrfach erwähnte *Buddenbrook*-Roman wurde bereits 1937 übersetzt. Er hat unsere Literatur insofern bereichert, als auch der heute noch lebende Autor Kita Morio mit seinem *Nire ke no hitobito* [Die Nires] den Verfall einer berühmten Familie, hier einer Arztfamilie, dargestellt hat. Der Gründer der Familie hat in Wien Psychiatrie studiert – auch ein Rezeptionsstrang der deutschen Literatur.

Und in der Rubrik „Philosophie" sind unter den dort vertretenen dreihundert Philosophen des Okzidents von Demokrit über Platon und Descartes bis Bergson, James und Heidegger etwa einhundert deutschsprachige Denker und denkende Professoren präsent. Die Namen von deutschsprachigen Philosophen von Kant bis Heidegger brauche ich hier wohl nicht zu wiederholen. Auffallend ist, daß neben ihnen Albert Schweitzer, Martin Buber und Adolf von Harnack vertreten sind, also auch Autoren, die man sonst in den philosophischen Seminaren der deutschen Universitäten kaum behandelt. Daß auch die Rolle keineswegs unterschätzt werden darf, die die Schriften von Karl Marx für die Verbreitung der deutschen Sprache, aber auch für das allgemeine Interesse am intellektuellen Leben in Deutschland spielten, wird aus den Titeln dieser Reihe allzu deutlich. Das gilt auch für große soziologische Klassiker wie Max Weber. Die Übersetzung von Max Webers *Wissenschaft als Beruf*, die ich in meinem ersten Semster 1961 gekauft habe, ist bereits die 21. Auflage des 1951 erstmals erschienenen Büchleins. Die „Iwanami-Reihe" kann natürlich nur begrenzten Anspruch auf einen Repräsentativcharakter erheben. Viele Titel, die enthalten sein sollten, fehlen einfach. Zum Beispiel ist Hölderlin nur mit *Empedokles* vertreten. Robert Musil vermißt man gänzlich. Die Übersetzungen von Hölderlin sind allerdings in fünf Bänden in den sechziger Jahren in einem anderen Verlag aufgelegt worden. Das gilt auch für den *Mann ohne Eigenschaften*, der in Übersetzung Mitte der sechziger Jahre andernorts erschien. Ebenso können wir stolz die komplette Übersetzung von Hofmannsthal vorweisen. Das Gesamtwerk von Hegel ist auch auf japanisch nachzulesen. Zur Zeit läuft bereits zum dritten Mal in einer Prachtausgabe die Gesamtübersetzung des von mir sehr verehrten Königsberger Philosophen. Auch Nietzsche ist seit 1946 dreimal mit seinem ganzen Werk auf japanisch zugänglich gemacht worden.

Sie werden staunen, die Ahnengalerie des deutschen Geistes ist fast komplett vorhanden. Aber dieser historische Rückblick darf uns keineswegs zu der unvermittelten Schlußfolgerung verleiten, daß diese Geistesriesen und Dichterfürsten heute noch gelesen würden. Nein, die meisten sind vergriffen. Heute stehen im Katalog der „Iwanami-Reihe" im Bereich der deutschen Literatur nur noch ca. 40 Titel.

Ich habe vorhin vom Bildungseifer gesprochen, der auch die Kriegszeit überdauert hat. Noch zugespitzter: Der Nationalsozialismus hat nach 1945 den Ruf der deutschen Tradition in Japan kaum beeinträchtigt. Der angeführte Katalog weist unmißverständlich auf eine rege Übersetzungstätigkeit in den fünfziger Jahren hin. 68 der genannten 196 Titel der deutschen Literatur, also mehr als ein Drittel, sind in dem Zeitraum von 1945 bis 1961 in die Reihe aufgenommen worden. Das gilt weitgehend auch für die Säulenheiligen der deutschen Philosophie. Damals waren viele Japaner lesefreudig und wißbegierig, weil sie wegen des Krieges lange vom Rest der Welt abgetrennt waren. Man suchte auf dem Weltmarkt des Geistes eine neue Orientierung, während der eigene Warenmarkt protektionistisch schwer zugänglich gehalten wurde.

Und nun trat, abgesehen von guter Nachlese, die auch in den neunziger Jahren gehalten worden ist (Benjamin usw.), mit dem Eintritt in die siebziger Jahre ein plötzlicher Stillstand dieser Interessiertheit ein. Billige Belletristik wie Harlekin-Romane und Krimis einmal ausgenommen, wird ausländische Literatur immer weniger gelesen.

Einiges über die gegenwärtige Situation: Wenn Sie in Tōkyō in eine der großen Buchhandlungen gehen – meine diesbezügliche *fieldwork* bei Kinokuniya in Shinjuku fand vor ein paar Wochen statt –, fällt Ihnen sofort auf, wie wenig das deutschsprachige Schrifttum vertreten ist. Während die englischsprachige Literatur Regale von etwa vier Metern Breite einnimmt, und die französische immerhin drei Meter beansprucht, umfaßt die deutsche Literatur nicht einmal einen Meter. In einer guten Stadtbücherei in meiner Wohnungsnähe füllt die übersetzte englischsprachige Literatur vier Regale vom Fußboden bis zur Decke, die französische anderthalb Regale. Die deutsche besetzt nicht einmal ein ganzes Regal, und darunter befinden sich sehr viele Exemplare der Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm und von Hermann Hesse. Nach neueren oder noch lebenden Autoren sucht man vergeblich: kein Grass, kein Böll, kein Ransmayr. Zu Ihrer Kenntnisnahme konkrete Zahlen, die Herr Yoshitsugu, Mitarbeiter der Bibliothek des Goethe-Instituts Tōkyō, eruiert hat. Im Jahre 1997 sind in Japan etwa 290 deutsche Titel in Übersetzung auf den Markt gekommen, darunter 190 geisteswissenschaftliche und 60 der schönen Literatur. 1998 sind insgesamt 156 Lizenzen vergeben worden, darunter nur 18 Titel der schönen Literatur. Von den Franzosen – die

Zahlen schwanken je nach Informationsquelle – erscheinen pro Jahr etwa 200 bis 250 Titel. Aber im literarisch interessierten Publikum ist die französische Literatur neben den seit zwei Jahrzehnten weltweit gelesenen lateinamerikanischen Autoren stets lebendig und gegenwärtig.

Die Gründe für die mangelnde Präsenz der „geistigen Erzeugnisse" aus Deutschland sind vielfältig. Ich habe auf die historischen Zusammenhänge kurz hingewiesen, die sowohl die Hersteller- als auch die Konsumentenseite betreffen.

Dazu kommt der manchmal als Ende der Gutenberg-Galaxie gefeierte weltweite Trend der Abwendung von Büchern hin zur Mattscheibe. Der Abschied von der Lesekultur kündigte sich in Japan bereits vor zwanzig bis dreißig Jahren mit dem Boom von Comics an, den sogenannten *manga*. Sie stellten für große Verlagshäuser einen einnahmeträchtigen Sektor dar. Verlagslektoren sprachen zynisch und sarkastisch im marxistischen Jargon von der „Basis", auf der der Überbau, z.B. eine philosophische Reihe, möglich war.[3] Inzwischen werden *manga* auch nicht mehr in dem Maße konsumiert wie früher. Neulich habe ich gehört, daß nach einer internen Untersuchung eines Verlagshauses die monatliche Pro-Kopf-Ausgabe für Bücher bei Jugendlichen vor etwa vier bis fünf Jahren rapid zurückgegangen sei, um etwa 7 000 bis 8 000 Yen. Diese Summe entspreche genau den Kosten, die Jugendliche monatlich als Gebühr für ihr Handy entrichten.

Es sieht also nicht besonders rosig aus: Nur noch negative Indikatoren auf dem japanischen Teil des geistigen Weltmarktes für deutsche Bücher. Mercedes und BMW setzen sich durch; Goethe, Thomas Mann und Heinrich Böll ziehen sich zurück. Jüngere Autoren deutscher Zunge können nicht einmal an der japanischen Küste landen. Weit und breit kaum ein Hoffnungsschimmer!

Nun ist hier nicht der Ort, von den großen kulturellen Trends, vom Ende der Gutenberg-Galaxie zu philosophieren. Das möchte ich an anderer Stelle tun. Ich werde im Rahmen des Machbaren bleiben und unterbreite ein paar Vorschläge, mit denen wir alles doch ein bißchen besser machen können, wenn wir überhaupt manchmal gegen den Strom schwimmen wollen.

Was vor allem not tut, ist die Qualitätsverbesserung der Waren. Denn ein Großteil der auf dem Markt befindlichen Übersetzungen ist schlicht

[3] Stellvertretend sei die von mir zusammen mit drei Kollegen herausgegebene Reihe „Gendai shisō no bōkenshatachi" [Intellektuelle Abenteurer der Gegenwart] genannt, in der Monographien von über dreißig der wichtigsten Denker des zwanzigsten Jahrhunderts erschienen sind. Der Verlag Kōdansha, der die Reihe publiziert, ist auch bekannt durch seine Wochenillustrierten und Comics.

und einfach nicht lesbar. Die Übersetzungsarbeiten aus der Vorkriegszeit waren im Vergleich zu heute viel besser. Die übersetzenden Professoren besaßen damals zwar kaum eine Chance, in Deutschland zu studieren; sie waren aber hochgebildet und fähig, die Texte genau zu lesen und zu recherchieren. Darüber hinaus vermochten sie auch noch, gutes Japanisch zu schreiben. Viele Kollegen, die heute übersetzen, verfügen zwar über Deutschlanderfahrung, aber ihre philologische Genauigkeit läßt viel, ja allzuviel zu wünschen übrig. Man findet zu häufig haarsträubende Fehler. Viele verstehen nicht einmal, worum es geht (vor allem bei theoretischen Texten). Oder es gibt Übersetzer, die sich über Gebühr mit „ihrem" Text identifizieren und durch ihren Eifer etwas hinzuschreiben. Eine immer noch übliche Praxis ist folgende: Ein Großordinarius verteilt von einem dicken Band, sagen wir mal Habermas, die Übersetzungsarbeit kapitelweise an seine früheren Schüler bzw. Kollegen, die in der sozialen Hierarchie ihm gegenüber tiefer stehen. Er sammelt die Arbeiten ein, übersetzt selbst nur das Vorwort zur japanischen Ausgabe, das der Meister in Deutschland extra geschrieben hat und in dem er seinem japanischen Freund dankt. Und schon erscheint die Übersetzung, ohne daß der Professor, vielleicht ein durchaus kompetenter Mann, die Manuskripte seiner Schüler und untertanen „Freunde" redigiert hätte. Obendrein sind die meisten Verlagslektoren nicht in der Lage, Übersetzungen zu kontrollieren. Oder sie haben Angst davor, auf unklare Stellen hinzuweisen, die sie im japanischen Text durchaus festzustellen vermögen, denn sie könnten sich damit nur Ärger einhandeln, wenn beispielweise der Großordinarius den Verlagsoberen gegenüber seinen Unmut über diesen kleinen Lektor äußert. Das ist auch ein Ergebnis der von mir angedeuteten langen Tradition, in der man das autoritäre Deutschland, das Deutschland von Geheimräten und Monokeln, eifrig eingeführt hat. Oder aber es gibt das andere Extrem: Viele Kollegen, die nicht mehr in dieser Tradition stehen, arbeiten eigenbrödlerisch an der Übersetzung eines Buches, das sie intellektuell auf eine entscheidende Weise geprägt hat. Ihre Arbeitsweise ist ausgesprochen anachoretisch.

Die beiden beschriebenen Arbeitsstile ergänzen sich und besitzen einen gemeinsamen Nenner: Bei beiden fehlt die Kontrolle. Ich habe immer entweder mit Kollegen gemeinsam übersetzt – und wir haben dabei stets unsere Arbeiten gegenseitig überprüft – oder einen Kollegen oder eine mir nahestehende Person um prüfende Lektüre gebeten, wenn ich im Alleingang arbeitete. Denn ohne jedes Gegenlesen geht nicht nur eine wissenschaftliche Arbeit, sondern auch eine Übersetzung grundsätzlich schief. Dieser einfache Sachverhalt wird jedoch kaum zur Kenntnis genommen. Natürlich hat nicht jeder einen Arbeitspartner, den er um eine gründliche Durchsicht ohne Bezahlung bitten könnte. Trotzdem

muß eine prüfende Lektüre immer zur unbedingten Voraussetzung gemacht werden. Wie das finanziert werden kann, weiß ich nicht. Ob der Verlag bereit ist, dafür aufzukommen? Ob der Übersetzer bereit ist zu akzeptieren, daß seine ohnehin nicht imponierenden Tantiemen unter Abzug der Kosten für ein Gegenlesen überwiesen werden? Wichtig ist, daß gegenseitige Offenheit und Überprüfung eine arbeitsmethodische Routine werden.

Andererseits wäre ich allzu blauäugig, wenn ich glaubte, daß sich ein solches Verfahren bald durchsetzen ließe. Realistischer erscheint mir die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Verlagslektoren. Sie sollten zur Zielgruppe kulturpolitischer Planung avancieren. Das bedeutet: Für den Kreis jener Lektoren, die Deutsch bereits können und eine wirkliche Textarbeit kennenlernen wollen, muß ein kulturpolitisches Programm angeboten werden, z.B. ein Stipendienangebot für einen Studienaufenthalt in Deutschland. Denn eines ist sicher: Von deutscher Seite her könnte es noch so gute Bücherangebote geben, ohne Qualitätsverbesserung bei den Übersetzungen kann selbst ein gutes Buch zum Ladenhüter werden; so wie ein noch so schönes Auto nie einen Käufer finden wird, wenn dessen Frontscheibe einen Riß hat.

Als eine neue Tendenz zeichnet sich ab, daß Übersetzer auf ihrer Homepage Außenstehenden die Möglichkeit zur Kritik und für Verbesserungsvorschläge an ihren bereits erschienenen Arbeiten geben oder eine Art Gesprächsraum für den gegenseitigen Austausch über Theorie und Praxis der Übersetzung anbieten. Während man bisher über einzelne Fehler der Übersetzung eines Kollegen, den man ohnehin nicht mochte, hinter vorgehaltener Hand zu flüstern pflegte, können wir wohl hoffen, daß sich mit dieser Art von Internet-Öffentlichkeit in Sachen Qualitätsverbesserung einiges tun wird. Ich selbst werde im Herbst 2000 auf meiner Homepage anhand der Arbeiten von Kollegen einen Beckmesserei-Salon eröffnen. Vielleicht könnte strenge Sachlichkeit doch vor dem Oberlehrerhaften schützen, das uns bei der Übersetzungskritik so oft begegnet. Damit berühren wir ein Thema, das bereits in den zwanziger Jahren bei der Kritik von Ernst Robert Curtius an der Übersetzung von Prousts *A la recherche du temps perdu* zwischen ihm und dem Übersetzer Rudolf Schottlaender zum Anlaß für einen harten Schlagabtausch geworden ist (Curtius 1925).[4] Die strenge Sachlichkeit jedenfalls, die Curtius zeigt – und dabei war Lessing für ihn ein großes Vorbild –, behält für mich durchaus Modellcharakter.

[4] Curtius (1925: 4) stellt eine unendlich lange Liste der Fehlübersetzungen auf und kommentiert jeden Fehler mit ironischen Bemerkungen, hinter denen aber ein enormes Sachwissen steht.

Natürlich muß sich auch auf der Anbieterseite einiges bewegen. Aber interessante Autoren und einflußreiche Intellektuelle können wir von Japan aus nicht „großziehen", sie sind ohnehin keine Angelegenheit von „pädagogischen" Unterfangen. Wir können jedoch für die Imageverbesserung des intellektuellen Lebens in Deutschland manches tun. Damit das japanische Publikum erfährt, daß in Deutschland ein reges intellektuelles Leben, eine Noch-Wortkultur stattfindet, müssen wir uns für mehr sogenannte „Wortveranstaltungen" auf deutsch in Japan einsetzen: Symposien, Vorträge, Diskussionsforen, und diese nicht nur im Goethe-Institut, das per definitionem den Charakter einer Enklave, eines Exterritoriums nicht loswerden kann.

Ich habe mit den *Buddenbrooks* begonnen und möchte daher auch gern mit ihnen schließen. „Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können" (MANN 1991: 58). So schrieb in der Familienchronik einer der Ahnherren der Buddenbrooks, damit jedes nachfolgende Mitglied des Stammes diesen Satz beherzige. Mit Blick auf den heutigen Weltmarkt des Geistes müssen wir wohl hinzufügen: „Scheue dabei die Kooperation nicht, auch nicht die *public relations*!" Da kommt mir wiederum Englisch auf die Zunge. Ich höre auf.

LITERATURVERZEICHNIS

BAUMGARTEN, Eduard (1957): *Das Vorbild Emersons im Werk und Leben Nietzsches*. Heidelberg: Carl Winter.

CURTIUS, Ernst Robert (1926): Die deutsche Marcel-Proust-Ausgabe: Eine Umfrage. In: *Die Literarische Welt* 2, 2.

HAECKEL, Ernst (1922): *Indische Reisebriefe.* 6. Auflage. Leipzig: Köhler.

LONGFELLOW, Samuel (Hg.) (1886): *Life of Henry Wadsworth Longfellow: With Extracts from his Journals and Correspondence.* Bd. 1. Boston: Kegan Paul, Trench.

MANN, Thomas (1991): *Buddenbrooks: Verfall einer Familie* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. 1). Frankfurt am Main: S. Fischer.

NIETZSCHE, Friedrich (1999): *Also sprach Zarathustra* (Kritische Studienausgabe. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 4). Berlin: Walter de Gruyter.

Natsume SŌSEKI (1966): *Kōjin* [Der Wanderer] (Sōseki zenshū [Gesammelte Werke von Sōseki], Bd. 5.) Tōkyō: Iwanami shoten.

MARX, Karl (1972): *Manifest der Kommunistischen Partei* (Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Bd. 4). Berlin: Dietz.

RORTY, Richard (1998): *Stolz auf unser Land: Die amerikanische Linke und der Patriotismus.* Aus dem Englischen von Hermann Vetter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Die Bedeutung des Übersetzens in der japanischen Germanistik

Ueda Kōji

Welche Bedeutung das Übersetzen in der japanischen Germanistik erlangt hat bzw. welche Probleme in der Germanistik sichtbar werden, wenn man das Übersetzen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt – der Untersuchung dieser Fragen sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

Überlegungen zur „Gestalt" des Übersetzens

Das Übersetzen ist ein sprachliches Handeln, das, anders als das Dolmetschen, geschriebene Texte zum Gegenstand hat. Dabei wird ein Text, abgefaßt in der Sprache einer bestimmten kulturellen Umgebung, in einen zweiten umgewandelt, dessen Sprache zu einer anderen Kultur gehört. Wir haben es hier also mit mindestens zwei Sprachen, zwei Kulturen und zwei geschriebenen Texten zu tun.

Wenn man den Vorgang des Übersetzens allerdings etwas genauer betrachtet, kommen noch mehr Aspekte hinzu. „Geschriebener Text" ist in Wirklichkeit gleichbedeutend mit „publizierter" oder „für eine Publikation vorgesehener Text", und die gesellschaftliche Existenz von Verlagen, die dies übernehmen, spielt oft die entscheidende Rolle, wenn es darum geht, ob eine Übersetzung „realisiert" wird oder nicht. Sicher gibt es unzählige Texte, die nicht zu „geschriebenen Texten" werden konnten, weil sich kein Verlag fand, der sie publizieren wollte. Die Wahrscheinlichkeit, daß solche Texte übersetzt werden, ist verschwindend gering. Doch selbst wenn diese Hürde einmal genommen wird – wenn sich in dem anderen Kulturkreis, in dem die Übersetzung publiziert werden soll, ebenfalls kein Verlag findet, dann kann auch diese wiederum nicht zu einem geschriebenen Text werden.

Noch wichtiger ist aber das Subjekt, das die Ausführung einer Übersetzung übernimmt, denn sonst würde letztere nicht einmal als unpubliziertes Manuskript existieren. Der Übersetzer muß zumindest zwei Sprachen bis zu einem gewissen Grad beherrschen, und gleichzeitig ist es seine Aufgabe, einen in einer fremden Sprache abgefaßten Text zu „entdecken" und richtig zu „bewerten". Aus diesem Grund muß er in den

zwei oder mehr Kulturkreisen, mit denen er zu tun hat, auf seinem jeweiligen Sachgebiet über den Stand der „geschriebenen Texte" Bescheid wissen.

Weil das Übersetzen – wie oben dargestellt – ein Gegenstandsbereich ist, der so weitreichende Prozesse involviert, könnte jede Disziplin, selbst wenn sie nur einen Teil dieses Gebiets streift, potentiell das Recht für sich reklamieren, das Phänomen Übersetzung in Beschlag zu nehmen. Bei den traditionellen Disziplinen, die mit der Sprache zu tun haben, also Linguistik und Literaturwissenschaft, ist die Beziehung zu Fragen des Übersetzens besonders eng, doch aus kulturhistorischer Sicht betrifft der Gegenstand die Geisteswissenschaften insgesamt, und selbst soziologische, wirtschaftswissenschaftliche oder andere Ansätze wären denkbar.

Zum Beispiel hat Roman Jakobson vom linguistischen Standpunkt aus in einem abstrakten (d.h. von der Einzelsprache absehenden) Modell dargestellt, wie beim Übersetzen die Umwandlung der verschiedenen sprachlichen Ebenen vonstatten geht. Aber auch eine Beschreibung anhand von konkreten Beispielen, die von den Charakteristika der Einzelsprachen ausgeht, wäre ein linguistischer Ansatz. Und wenn man von einem anderen als von einem sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus nach dem Sinn des Übersetzens fragt, sind ebenfalls zwei Richtungen denkbar: eine, die den Schwerpunkt auf Abstraktion und Verallgemeinerung legt, und eine, die ihren Blick auf konkrete Einzelfälle richtet.

Diese Verschiedenheit der Standpunkte tritt bei der Behandlung von konkreten Beispielen, die zu den Eigentümlichkeiten nur einer bestimmten Sprache zählen, deutlich zutage. Angefangen von Realien des alltäglichen Lebens, wie etwa Speisen, über Ausdrücke für Gefühle und Sinneswahrnehmungen bis hin zu unterschiedlichen Gesellschaftsystemen, gibt es unendlich viele solcher Beispiele, doch all diese zu erfassen und zu systematisieren, ist prinzipiell unmöglich. Statt dessen ist das Verfahren beliebt, einige Beispiele herauszugreifen und einen symbolischen Charakter in sie hineinzulesen, wobei die Auswahl – ganz gleich, ob nun Gemeinsamkeiten und Universalien herausgestellt oder Unterschiede und Kontraste betont werden sollen – recht willkürlich bleibt.

Eine Übersetzung stellt eine Kombination von zwei oder mehr Sprachen dar, eine Kombination, deren Möglichkeiten ins Astronomische gehen. Wenn man sowohl sprachliche als auch kulturelle Unterschiede bei der Fragestellung berücksichtigt, dann ist Willkür noch weniger als bei den oben erwähnten konkreten Beispielen zu vermeiden. Will man schließlich außer den rein sprachlichen und kulturellen Aspekten auch noch die mit einer „Publikation" zusammenhängenden sozioökonomischen Systeme einbeziehen, dann kann man dies nicht mehr im Rahmen der althergebrachten Disziplinen tun.

Vielleicht spiegeln sich ja in einem gewissen Ausmaß gerade diese Umstände in der Tatsache wider, daß das Übersetzen in der japanischen Diskussion bisher nur selten systematisch oder theoretisch hinterfragt worden ist. Doch andererseits hat die Situation – man könnte fast von der Abwesenheit einer Übersetzungstheorie sprechen – auch etwas Charakteristisches. Isoya Takashi schreibt dazu in seinem Buch *Hon'yaku to bunka no kigōron* [Semiotik des Übersetzens und der Kultur]: „Mit der nötigen Allgemeinbildung, einer ausgezeichneten Beherrschung der fremden und einer angemessenen Kenntnis der japanischen Sprache kann der Übersetzer seine Fähigkeiten nur noch durch praktische Übung so weit wie möglich steigern – die so erworbene Intuition ist durch den Verstand kaum zu ersetzen. […] Anders als bei Übersetzungen von einer indoeuropäischen Sprache in die andere, ist zwischen dem Japanischen und indoeuropäischen Sprachen keine Festlegung von automatischen Entsprechungen möglich. Und ist dies nicht der Grund, warum alle Versuche, solche Übersetzungen theoretisch zu verarbeiten, keine nennenswerten Ergebnisse hervorbringen? […] Die große Mehrheit der Übersetzer geht ihrer Tätigkeit ohne irgendwelche systematisierten Theorien nach. Dagegen sollte man nicht übersehen, daß es kreativ arbeitende Literaten mit einem Interesse für das Übersetzen sind, die sich, ohne dabei allerdings bis zu systematischen Theorien zu gelangen, unvermeidlich zu diesem Thema äußern." (Isoya 1980: 12–13)

Das Übersetzen, von dem Isoya spricht, ist auf das enge Feld derjenigen Sprachen begrenzt, bei denen durch eine „theoretische" Verarbeitung „automatische Entsprechungen" möglich sind. Den gesamten Rest überläßt er der „durch den Verstand kaum zu ersetzenden" Praxis. Folglich sind die „Äußerungen zu diesem Thema" mit „Realien" der oben geschilderten Art zum Überlaufen voll. In diesem Sinne kann man Isoyas Ansichten als charakteristisch für die Situation der Übersetzungsdiskussion in Japan bezeichnen.

Wendet man sich andererseits Fragen zu, die mit dem Übersetzen in einer engen Beziehung stehen, nämlich solchen, die Sprachen und Kulturen des Auslands betreffen, dann beginnen die inneren Zusammenhänge heute allmählich ein wenig klarer zu werden. Insbesondere wird in der Gegenwartsgesellschaft im Zeichen der Globalisierung die Tendenz zum Internationalen und Universellen immer stärker, und die Legitimität eines Denkens in althergebrachten Kategorien des neunzehnten Jahrhunderts wie der „Nationalkultur" ist ins Wanken gekommen. In der modernen Linguistik und auf dem Gebiet des theoretischen Denkens scheint diese Tendenz bereits weit mehr als nur „Bürgerrechte" erlangt zu haben. Selbst wenn die Individualität, ja Einzigartigkeit einer Sprache oder einer Kultur zum Ausgangspunkt genommen wird, bleibt das Ziel die Gewin-

nung einer „Universalität". Der Standpunkt des Sich-Festklammerns an einer Sprache und einer Kultur als Gegenstand hat den „Werdegang" mancher Forscher stark beeinflußt – eine Art von Werdegang, die sich deutlich zeigt in dem für das Erlernen der Sprache für nötig erachteten Aufwand an Zeit und Energie. Fragt man diese Forscher nach der Relevanz ihrer Tätigkeit in der realen Gesellschaft, so verstehen sie dies als Bedrohung, die ihr Selbstverständnis zu erschüttern imstande ist.

Zudem steigt die Zahl der aus dem Ausland „heimgekehrten Söhne und Töchter", wie man sie nennt, und damit verliert auch die Fähigkeit, Fremdsprachen anzuwenden – sei es im mündlichen Dialog oder beim Verständnis von Texten – die Aura, die sie einst hatte. Erfahrungsgemäß erweist sich zwar die meist völlig überschätzte Zweisprachigkeit als Illusion, denkt man jedoch über ihr Potential genauer nach, muß diese wohl ebenso wie das Selbstverständnis der oben beschriebenen Forscher relativiert und hinterfragt werden. Und wenn man es noch eingehender betrachtet, ist selbst eine gewisse Art von „Forschungen" – zumindest diejenige, die zum großen Teil auf Fremdsprachenkenntnissen (insbesondere der Lesefähigkeit) beruht – dabei, ausgemerzt zu werden. Der Stellenwert dieser Studien, die sich auf eine Sprache oder eine Kultur als Gegenstand beschränken wollen, ist besonders fragwürdig. Denn sie sind in einem weiteren Sinne synonym mit „Übersetzungen"; es besteht immer mehr die „Gefahr", daß solche Studien als bloße „Entlehnungen" oder „Paraphrasen" entlarvt werden.

Wenn man das Übersetzen in einem derartigen Zusammenhang behandelt und dabei den universalen Aspekt im Bewußtsein behält, sollte man einzelne, konkrete Sachverhalte in diesen Rahmen stellen und doch unbedingt die jeweiligen Eigentümlichkeiten und charakteristischen Probleme aufzeigen. Dabei muß die historische Situation des Übersetzens im Japan der Neuzeit ausreichend in die Betrachtung einbezogen werden. Folglich sollte das „Übersetzen" nicht von dem formalen Standpunkt der Übertragung eines konkreten Textes in eine andere Sprache gesehen werden. Notwendig ist vielmehr eine Untersuchung, die in ihr Blickfeld die Fragen einbezieht, wie die europäische „Moderne" einschließlich des Wissenschaftsverständnisses aufgenommen und wie damit die japanische „Institution" vollendet wurde – mit anderen Worten: die gesellschaftliche und historische Dimension des „Übersetzens". Auch wenn diese Frage als Gegenstand für diesen Aufsatz zu umfangreich ist und daher hier nicht umfassend behandelt werden kann, sollten dennoch alle das Übersetzen betreffenden Einzelfragen stets in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Um diese Probleme ein wenig konkreter zu fassen, lassen sie sich so strukturieren, wie Katō Shūichi es vorgeschlagen hat. In der Form eines

Dialogs mit Maruyama Masao und ausgehend vom „Hintergrund des Übersetzens", der mit den Außenbeziehungen der in der Modernisierung begriffenen frühen Meiji-Zeit zusammenhängt (denn eine der Bedingungen für die Modernisierung nach dem Muster der westlichen Gesellschaften war nun einmal die Übersetzung eines umfassenden westlichen Schrifttums), schlägt Katō vor, in diesem Kontext die Fragen zu prüfen, „was im allgemeinen übersetzt wurde oder übersetzt werden mußte" und „was für Leute die Übersetzungsarbeiten übernahmen", ferner, „warum man die Doktrin des Übersetzens wählte" und, bezogen auf konkrete Probleme, „ wie übersetzt wurde", und weiter, „welche Vor- und Nachteile die Doktrin des Übersetzens dem Japan der Meiji-Zeit gebracht hat" (Maruyama und Katō 1998: 3). Bei der Prüfung dieser Fragen legt Katō großes Gewicht auf die „Hintergründe" und forscht nach der Bedeutung der Unterschiede, die zwischen dem Übersetzen in der Meiji-Zeit und dem der Gegenwart bestehen. Er nimmt sich gewissermaßen vor, die „Gestalt" des Übersetzens zu betrachten, wie sie sich in den verschiedenen äußeren Phasen verändert hat.

Zum Umfeld des Übersetzens im modernen Japan

Im Hauptteil meines Aufsatzes möchte ich – geleitet von Katōs Methode und im Bewußtsein der universalen Aspekte – den Rahmen für die Behandlung von Problemen des Übersetzens im modernen Japan abstecken und mich besonders denjenigen Fragen zuwenden, die mit Übersetzungen aus dem Deutschen zusammenhängen. Hierzu steht die japanische Germanistik in einer engen Beziehung, und zwar aus dem Grunde, weil der größte Teil der aus dem Deutschen übersetzten „geschriebenen Texte" über eine lange Zeit von Germanisten angefertigt wurde und weil es eine Epoche gab, in der die gesellschaftliche Stellung eines japanischen Germanisten nicht von seiner Tätigkeit als Übersetzer getrennt denkbar war. Und auch auf der Seite der Germanisten selbst gibt es, wie wir im folgenden sehen werden, das Bewußtsein, daß diese Tätigkeit mit dem eigenen Selbstverständnis untrennbar verbunden ist.

Wenden wir uns, zum Zweck einer vorbereitenden Überlegung, zunächst dem „Hintergrund des Übersetzens" zu, von dem Katō spricht. Er selbst versteht darunter die besondere Situation, in der Japan sich seit der Meiji-Zeit befand, doch vermutlich gibt es auch noch allgemeinere Aspekte. In der Tat ist es so, wie Katō sagt: Die Übersetzungen aus westeuropäischen Sprachen im neuzeitlichen Japan sind auf Umstände zurückzuführen, unter denen zur Schaffung eines modernen Staates „eine gründliche Informationsbeschaffung und folglich Übersetzungen not-

wendig waren“ (10). Dieser Umstände wegen handelte es sich in der Anfangszeit überwiegend um naturwissenschaftliche Werke, z.B. über Medizin, Astronomie oder Chemie, oder um Schriften praktischer Art, etwa zur Geographie oder zu militärischen Fragen. Man kann jedoch nicht sagen, daß in dieser Phase die Übersetzungen aus dem Deutschen besonders zahlreich gewesen wären (und auch später haben sie, von Sonderfällen abgesehen, nie die Übersetzungen aus dem Englischen übertroffen, weder an Quantität noch an Einfluß). Nachdem diese auf das praktische Wissen gerichtete Übersetzertätigkeit eine Zäsur erreicht hatte, wurde ein institutionelles System aufgebaut, in dem Übersetzungen regelmäßig zur Beschaffung konstanter Mengen von Informationen angefertigt wurden. Bis zu dieser Phase läßt sich ein „Hintergrund des Übersetzens“ annehmen, der mit dem der anderen Länder vergleichbar ist, die sich ebenfalls in einem verspäteten Modernisierungsprozeß befanden.

Es wurden jedoch bereits relativ früh auch Schriften übersetzt, die nicht praktischen Inhalts waren. Maruyama und Katō haben beobachtet, daß bis in die zwanziger Jahre der Meiji-Zeit viele historische Werke übertragen wurden, und sie sehen darin eine Abweichung vom „Utilitarismus“. In ihrer Erörterung thematisieren sie das Interesse für die Geschichte einer fremden Kultur als Methodologie bei der Berührung mit ihr (63). Hierbei werde einerseits der Inhalt von Wörtern, die einen fertigen Begriff bezeichnen, neu bestimmt, und es würden andererseits auch Wörter für neue Begriffe gebildet.

Wahrscheinlich kann man auch die Übersetzung von Werken zur „Kultur“ parallel hierzu sehen. In der Tat sind auch im Falle Japans Übersetzungen von Schriften aus diesem Bereich im Gefolge der historischen Werke aufgetreten. Dies ist vergleichbar mit der Situation im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wie TSUJI Yumi (1993) sie aufgezeigt hat, und möglicherweise lassen sich auch die Verhältnisse in Deutschland ab der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts innerhalb des gleichen Rahmens erfassen. Das heißt, bei beiden gab es bei der Herausbildung ihrer jeweiligen „Nationalkultur“ einen Prozeß des Ringens mit Vorbildern in fremden Sprachen (für Frankreich das klassische Altertum, für Deutschland kamen noch französische und englische Werke hinzu), durch den schließlich eine eigene Landessprache (als kulturelle Träger der Nation) geformt wurde. Gerade weil sich das Übersetzen hier oft als „unmöglich“ erwies, mußten neue sprachliche Ausdrucksweisen, mit abstrakten Begriffen als Kern, experimentell „urbar“ gemacht werden. Doch nicht nur das. Die Ansicht ist legitim, daß die gemeinsame Sprache (oder sogar Standardsprache), die einen Nationalstaat erst zum Nationalstaat macht, sich in einer engen Beziehung zum Übersetzen

herausbildete. Denn da die Sprache nun einmal von durch und durch kulturellem Wesen ist und mit emotionalen Werten eine Einheit bildet, ist es kaum denkbar, daß sie sich nur durch politischen Druck einfach „verändern" und „durchsetzen" läßt, sondern die Veränderungen müssen für den Sprecher einen Wert verkörpern. Die Herausbildung einer gemeinsamen Sprache während der Gründungsperiode eines Nationalstaats und der Prozeß, bei dem man sich in Form von Übersetzungen ein kulturelles Vorbild aneignet, können so, mit kulturellen Wertvorstellungen als Vermittlern, miteinander in Verbindung gebracht werden.

In der Geschichte des Übersetzens im modernen Japan gingen die Bücher praktischen Inhalts denen aller anderen Bereiche voraus. Im oben skizzierten Sinne hängt diese Tatsache mit dem Umstand zusammen, daß die Epoche eine spätere war als diejenige, in der Frankreich oder Deutschland die entsprechenden Erfahrungen machten. Hier müßten Gemeinsamkeiten mit den anderen Ländern zu finden sein, die sich verspätet modernisierten, denn schließlich dürfte es sich nicht um eine allein für Japan spezifische Situation gehandelt haben. Und daß die Übersetzung von für den damaligen Sprachgebrauch schier unmöglich erscheinenden Werken kulturellen Inhalts dennoch zur Herausbildung einer Standard- bzw. gemeinsamen Sprache einen kaum zu übersehenden Beitrag geleistet hat, das bedeutet doch wohl, daß dieses Phänomen vergleichbar und seinem Wesen nach universal ist.

Im folgenden wollen wir uns auf die Übersetzungen vom Deutschen ins Japanische beschränken. Im Gegensatz zu Katō, der ein „umfassendes westliches Schrifttum" im Sinn hat, legen wir hier also den Schwerpunkt vor allem auf die Beziehung zwischen der japanischen Germanistik und dem Übersetzen. Das Ziel ist, den von der institutionalisierten Germanistik zurückgelegten Weg vom Übersetzen her neu zu erfassen und damit der Untersuchung eines Gegenstandes, den wir bis jetzt schon gelegentlich gestreift haben, nämlich dem „Zusammenhang zwischen einer Einzelsprache und einer einzelnen Kultur", einen weiteren Gesichtspunkt hinzuzufügen.

Zuallererst wollen wir uns wiederum mit einer vorbereitenden Überlegung befassen, und zwar mit der Frage, wie das Wort „Germanistik" im Japanischen wiedergegeben wird. Diese Frage geht über die einer bloß „zutreffenden Übersetzung" hinaus, denn es kommen dabei Problempunkte zum Vorschein, die mit dem Selbstverständnis der japanischen Germanistik zu tun haben. Gewöhnlich wird als traditionelle Übersetzung *Doitsu bungaku* oder auch *Dokubungaku* [deutsche Literatur] verwendet, während der Ausdruck *Doitsugo* / *Doitsu bungaku* [deutsche Sprache und Literatur] eher als Notlösung empfunden wird. So heißt

etwa der japanische Germanistenverband „Nihon Dokubungaku-kai" [Japanischer Verband für deutsche Literatur], und der offizielle Name der von ihm herausgegebenen Zeitschrift lautet *Doitsu bungaku*. Der entsprechende Studiengang an den Universitäten nennt sich im allgemeinen *Dokubunka*. Wörtlich genommen würde das bedeuten, daß der Gegenstand des Fachs die deutsche „Literatur" ist. In Wirklichkeit umfaßt diese Disziplin in der Regel aber auch die linguistische Erforschung der deutschen Sprache und die Beschäftigung mit dem theoretischen Denken in Deutschland. Hier ist es also nicht so, daß „der Name die Sache ausdrückt", sondern er ist lediglich als traditionelle Bezeichnung für etwas zu verstehen, dessen Inhalt die Ausdrucksmöglichkeiten des Japanischen übersteigt.

Die Probleme, welche die japanische Wiedergabe von „Germanistik" mit *Doitsu bungaku* mit sich bringt, sind jedoch damit keineswegs erschöpft. Warum konnte sich die Bezeichnung „deutsche *Literatur*" so unangefochten durchsetzen, warum wurde gerade der Literatur unter Mißachtung all der anderen Gebiete eine so privilegierte Rolle eingeräumt? Dies ist wohl wieder eines der Probleme, die in der japanischen Sprache selbst begründet liegen. Zumindest kommt – im Unterschied zu dem Sachverhalt, den der japanische Name bezeichnet – in dem deutschen Wort „Germanistik" die „Literatur" an der Oberfläche nicht vor. Die Bezeichnung *Doitsu bungaku* ist als offizieller Name gebräuchlich, seit im Jahre Meiji 20 (1888) dieses Fach an der Kaiserlichen Universität Tōkyō zusätzlich eingerichtet wurde. Davor gab es an der Fakultät für Literatur an dieser Hochschule nur die beiden Disziplinen Japanische und Chinesische Literatur, und erst in jenem Jahr wurden Deutsche und gleichzeitig auch Englische Literatur als eigenständige Fächer gegründet (Französische Literatur folgte im Jahr darauf). Daraus ist ersichtlich, daß man bei der Etablierung der Disziplin *Doitsu bungaku*, zumindest was deren Bezeichnung angeht, sich an dem bisherigen japanischen Verständnis von *bungaku* orientierte.

Wenn wir noch einen Schritt weitergehen, dann dürfen wir vermuten, daß sich das Fach *Doitsu bungaku* an einem Punkt etablierte, der vom traditionellen Literaturverständnis der Edo-Zeit nicht allzu weit entfernt war. Das Wort *bun* – in dem Sinne wie es in dem Ausdruck *bunbu ryōdō* [die beiden Wege Gelehrsamkeit und Kriegskunst] vorkommt – bezeichnet einerseits die Gesamtheit aller Kenntnisse im chinesischen Schrifttum und das Wissen um die *loci classici* und ihre Herkunft (vermittelt durch eine lange Tradition philologischer Kommentare), bedeutet aber gleichzeitig die Fähigkeit, literarische Texte – vor allem Lyrik als repräsentative Gattung – nach überlieferten Regeln und Vorbildern selbst zu verfassen. In diesem Sinne ist *bun(gaku)* eine Art „Blume" der Gelehrsamkeit, und

ihre Träger, die *bunjin*, waren nichts anderes als Leute, die *waka* und chinesische Gedichte schreiben und kritisch beurteilen konnten.

Demgegenüber war die Situation der später eingeführten *Doitsu bungaku* natürlich eine andere. Die deutsche Sprache war nicht mehr das halb japonisierte Chinesisch (*kanbun*), sondern etwas weit Entferntes. Und da eine konkret vorgegebene Form, an die man sich wie beim chinesischen Gedicht halten konnte, sich im Deutschen nicht finden ließ, war es auch so gut wie unmöglich, literarische Werke in dieser Sprache zu verfassen. Und selbst wenn jemand dies getan hätte, wäre in Japan niemand in der Lage gewesen, das Ergebnis zu beurteilen. Es fehlte hierfür eine Gemeinde gleichgesinnter Gelehrter, in der der traditionelle Kult literarischer Schöpfung hätte zelebriert werden können. Wie und wo findet man nun die Gläubigen? War unter diesen Umständen das Übersetzen nicht der Bereich, den man sich als Ersatz suchte? Und war es nicht unbewußt zum Ziel der *bunjin* einer neuen Zeit geworden, bei der Übertragung von Form und Inhalt deutscher und moderner europäischer Literatur mit den sprachlichen Mitteln im Japanischen „schöpferisch" zu arbeiten? Dies ist eine Hypothese, die sich ergibt, wenn man die Germanistik in ihrer Beziehung zum Übersetzen betrachtet. Wie später noch überprüft werden wird, läßt sich feststellen, daß in die japanische Germanistik tatsächlich, zumindest bis zu einer bestimmten Periode, eine solche Tradition, wenn auch unbewußt, hineinspielte.

Noch ein anderes Problem verbirgt sich in der Bezeichnung *Doitsu bungaku*, das jedoch mit dem oben erwähnten eng zusammenhängt. In diesem Ausdruck wird nämlich nicht angezeigt, was eigentlich mit *bungaku*, der Literatur also, geschehen soll. Im deutschen Wort „Germanistik" drückt das Suffix aus, daß es sich um eine „Wissenschaft" handelt, es besagt: „Hier soll Literatur nicht geschaffen, sondern als Forschungsgegenstand behandelt werden." In dem Ausdruck *Doitsu bungaku* hingegen fehlt auffälligerweise jedes explizite Zeichen, daß es eigentlich um die „Erforschung" der Literatur geht. Diese Verwirrung läßt sich damit erklären, daß das Wort *bungaku* bereits das Element *gaku* [Studium, Lehre, Gelehrsamkeit, Wissen(schaft)] enthält und daß es ungebräuchlich wäre, wenn man dieses Wort wiederum zum Gegenstand einer Wissenschaft, *gaku*, machen wollte. Eine hierzu analoge Ambiguität weist auch das Wort *bungakusha* auf. Wenn wir in dem Standardlexikon *Kōjien* unter diesem Stichwort nachschlagen, finden wir als erste Bedeutung „Schöpfer literarischer Werke" und als zweite „Literaturforscher".

Aufgrund dieser vorbereitenden Überlegungen dürfen wir die Vermutung äußern, daß sich die privilegierte Stellung der Literatur auf japanische Traditionen gründet und daß infolgedessen die Germanistik in einem Zustand verharrt, in dem die Dreieinigkeit „Forschung – Über-

setzen – literarisches Schaffen“ untrennbar miteinander verflochten bleibt. Dies soll uns nun als Rahmen für die Untersuchung der Beziehung zwischen der japanischen Germanistik und dem Übersetzen dienen.

Die japanische Germanistik und das Übersetzen oder: „Wie übersetzen?“

Der in der Phase um 1969 bekannteste Germanist, Yamashita Hajime, schreibt, wenn man die Geschichte des Übersetzens im modernen Japan zurückverfolge, könne man zwei Strömungen feststellen. Die eine habe aus Leuten wie Shimazaki Tōson bestanden, die „nicht nur deutsche, sondern auch französische und russische Literatur“ rezipierten und sich in der literarischen Szene (*bundan*) aktiv zu Wort meldeten. Zu der anderen hätten diejenigen gehört, die „einen Schritt zurücktraten und wie Ōgai eine eher beobachtende Haltung einnahmen“; ihre Übersetzungen seien „wörtliche Übersetzungen, die äußerst gehorsam und treu dem Buchstaben des Originals folgen“. Dieser Standpunkt der Ōgai-Richtung ist „in den späteren japanischen Germanistenschulen ziemlich tief verwurzelt und durchzieht diese von Anfang bis Ende wie eine ‚unfruchtbare Frau‘ (*umazume*)“. (Yamashita 1967: 72–73)

Trotz ihrer Länge möchte ich hier noch einige Zitate von Yamashita Hajime anführen: „Bis in die unmittelbare Gegenwart hinein konnten die Leute, die zum Beispiel das Feld der französischen oder der russischen Literatur beackerten, sich nicht allein mit ihrem Spezialfach über Wasser halten. Auch standen ihnen die akademischen Institutionen nicht offen. Unter diesen in Japan herrschenden Bedingungen konnten sie, ob sie nun wollten oder nicht, nur von ihrer Feder leben, wählten also die Literatur als Beruf und wurden Schriftsteller. […] Dies blieb bis in die Shōwa-Zeit hinein unverändert, und Seite an Seite stiegen sie zur Hauptströmung innerhalb der japanischen Literaturszene auf. Demgegenüber stand Germanisten und Anglisten die Möglichkeit offen, eine Stelle als Sprachlehrer zu finden, insbesondere erstere waren als Oberschullehrer (nach dem alten Erziehungssystem) in alle Regionen des Landes verstreut. Weit entfernt von den Zentren, konnten sie in aller Muße und Selbstgenügsamkeit ihre Studien in dem Tempo vorantreiben, das ihnen genehm war.“ Allerdings habe sich diese Situation, so betont Yamashita, in den letzten Jahren nach und nach verändert: „Schriftsteller, die von Haus aus Germanisten sind, wie etwa Kashiwabara Hyōzō und Shibata Shō, treten in großer Zahl hervor.“ (73)

Ich habe Yamashita Hajime nur deshalb so ausführlich zitiert, weil er mir die bis dahin in der japanischen Germanistik aufgetretenen Probleme

in konzentrierter Form wiederzugeben scheint. Beachtenswert ist aber, daß diese Probleme „in der Phase um 1969" neu festgestellt wurden. Warum hier betont wird, daß es in dieser Phase geschah, braucht wohl nicht gesagt zu werden: Auch Japan hatte ein 1968, und es war die Zeit, als die 1945 auf der politischen Ebene vollzogenen Veränderungen allmählich die Ebene der Kultur erreichten.

Die zutage getretenen Probleme lassen sich in den folgenden Punkten zusammenfassen:

1) Die „Erforschung" der deutschen Literatur und die „schöpferische" literarische Betätigung werden nicht unterschieden; dem Schaffen von literarischen Werken kommt eindeutig der höhere Rang zu. Da man deswegen wohl Gewissensbisse verspürt, versucht man sich zu legitimieren, indem man nie vergißt hinzuzufügen, daß künftige Schriftsteller unbedingt eine wissenschaftliche Ausbildung bräuchten. Das Studium der deutschen Literatur wird so geradezu als Vorbedingung für eine schriftstellerische Tätigkeit gesehen.
2) Man ist darüber beunruhigt, daß Schriftsteller germanistischer Provenienz so spärlich sind, und führt als entfernten Grund die Haltung Mori Ōgais an. Während man die von „erhabenem" Wissen getragene Germanistik hoch einschätzt, meint man gleichzeitig, daß die Germanisten sich nur wegen der bevorzugten Lage, in der sie lebten, nicht angestrengt hätten, ihre Kenntnisse mit einer schöpferischen Tätigkeit zu verbinden.
3) Daß die Germanistik als wissenschaftliche Disziplin ein bestimmtes, versteiftes Selbstverständnis hat und ihr in ihrer „Selbstgenügsamkeit" alle gesellschaftlichen Bezüge fehlen, wird im allgemeinen positiv bewertet (wenn man von einem Punkt absieht: dem Neid auf die Erfolge der Schriftsteller aus den Reihen der französischen und russischen Literatur).
4) Daß Germanisten deutsche Literatur übersetzen, wird als Selbstverständlichkeit betrachtet; in der Beziehung zwischen Forschen und Übersetzen werden keinerlei Probleme gesehen.
5) Yamashita bewertet Mori Ōgais Übersetzungen zwar falsch (worauf wir hier nicht näher einzugehen brauchen), davon abgesehen zeigt sich aber unverkennbar seine geringschätzige Haltung gegenüber „wörtlichen Übersetzungen". Es offenbart sich sein Standpunkt: „Übersetzungen von Literatur müssen ebenfalls Literatur sein".

Hierin kommt der Weg, den die japanische Germanistik zurückgelegt hat, deutlich zum Ausdruck. Bei den im folgenden anstehenden Überlegungen, welche Rolle das Übersetzen für die Germanistik und welche die Germanistik für das Übersetzen gespielt hat, sollen vor allem die histori-

schen Hintergründe der einzelnen, Yamashitas Einstellungen zugrundeliegenden Punkte betrachtet werden.

Der Vorläufer der nationalen akademischen Organisation Dokubungaku-kai wurde 1939, mit der Germanistik der Kaiserlichen Universität Tōkyō als Zentrum, geschaffen. Zehn Jahre zuvor war am gleichen Ort die wissenschaftliche Zeitschrift *Ernte* gegründet worden. In seinem Geleitwort zur Gründungsnummer dieser Zeitschrift schreibt Kimura Kinji: „Die wichtigste Vorbedingung für die Wissenschaft ist die Haltung des Forschers. Hat man sich für die richtige Haltung entschieden, ist schon die halbe Arbeit getan." Worin diese „Haltung des Forschers" aber besteht, darüber erfahren wir im selben Vorwort: „Wir müssen hervorragenden Stoff, so gut wir irgend können, in uns aufnehmen. Und wir müssen alles tun, was in unseren organischen Fähigkeiten steht, um so viel wie möglich davon zu verdauen, es unserem Leben wieder zuzuführen und damit unsere neuen kulturellen Werte hervorzubringen." (1929: 2)

Noch ein wenig konkreter gesprochen, soll das Ziel „das Leben und Wachsen unserer eigenen Seelen sein". Die wissenschaftliche Forschung und allgemeine Thesen zur Vervollkommnung des menschlichen Lebens oder sogar Charakters gehen somit eine direkte Verbindung ein. Hierin läßt sich eine Haltung ablesen, die als nichts anderes denn als „Primat der Literatur" zu bezeichnen ist, nach der den „schöpferischen" geistigen Tätigkeiten der Vorrang gegeben wird.

Man könnte dies in den Zusammenhang des zum Militarismus hineilenden Vorkriegsjapan stellen und meinen, darin einen winzigen, subjektiven Widerstand zu sehen. Aber wenn man die geistigen Hintergründe etwas genauer betrachtet, zeigt sich ein anderer Aspekt, den eingehender zu behandeln uns allerdings hier der Raum fehlt. In lediglich groben Zügen skizziert, lassen sich Spuren einer Rezeption ausländischer Kultur, bei der die gesellschaftliche Realität ins Blickfeld genommen wurde, von der Jiyū Minken Undō [Bewegung für Freiheit und Volksrechte] bis zum Ende der Meiji-Zeit nachweisen. Hier spielten für die nicht etablierten Künstler und Intellektuellen die aus dem Deutschen, dem Französischen, vor allem aber aus dem Englischen übersetzten Werke eine eminent wichtige Rolle. Doch nach dem Hochverratsprozeß im Jahre 1910, bei dem 26 Personen, vor allem Anarchisten, unter dem Verdacht, ein Attentat auf den Meiji-Tennō geplant zu haben, angeklagt und im Jahr darauf zwölf von ihnen hingerichtet wurden, verzichtete der größte Teil der Intellektuellen – mit Ausnahme der Marxisten im Untergrund – auf gesellschaftskritische Äußerungen, und es begann die von Ishikawa Takuboku so genannte „Zeit der Ausweglosigkeit". So entfaltete die Philosophie des deutschen Idealismus oder die Literatur à la Goethe ihre Wir-

kung als Hilfe zur Selbstfindung, und es entstand das „Bildungsdenken" mit dem Ziel, sich auf das Innere des von der Gesellschaft losgelösten Einzelnen zu konzentrieren und dessen Charakter zu vervollkommnen (Ueda 1989: 16–18). Insbesondere in den Kreisen der jüngeren Intellektuellen, die eine unbestimmte Angst beherrschte (hauptsächlich Schüler der elitären Oberschulen im alten Schulsystem), wurde die als Diskurs über das menschliche Leben aufgefaßte deutsche Philosophie und Literatur gern gelesen; sie stellte von der Taishō- bis in die frühe Shōwa-Zeit die intellektuelle Hauptströmung dar. Angespornt und mit Übersetzungen versorgt wurde diese Strömung von den „Oberschullehrern im alten Schulsystem", von denen Yamashita spricht, und letztlich, als Brutstätte dieser Lehrer, vom Fach Germanistik der Kaiserlichen Universität Tōkyō.

Diese Haltung, deutsche Literatur und Philosophie als geistige Nahrung aufzufassen, mit deren Hilfe man über die Frage „Wie soll der Mensch leben?" nachdenken konnte, sollte noch lange virulent bleiben. Bis über die Mitte der sechziger Jahre hinaus bekamen viele Studenten der Germanistik, der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes eingeschlossen, nicht selten von ergrauten Gelehrten zu hören, wenn man Goethe lese, könne man alles im Leben verstehen.

Man kann sich unschwer vorstellen, daß in der Zeit, als eine solche Haltung in der japanischen Germanistik die Oberhand hatte, das Erlernen der deutschen Sprache und die Berührung mit den Originaltexten das höchste Ziel und die größte Freude waren. Als Folge entstand gar die Auffassung, das Sprachstudium selbst als erhabene intellektuelle oder geistige Betätigung zu betrachten. Aus diesem Grund erlangte das Deutsche unter den „zweiten Fremdsprachen" eine bevorzugte Stellung, und nicht wenige Germanisten trugen diese Tatsache bis in die sechziger Jahre hinein wie eine kaiserliche Standarte aus Goldbrokat vor sich her. Auch blieb damals das anmaßende Pauschalurteil unwidersprochen, das intellektuelle Niveau der Studenten sei in letzter Zeit gesunken, weil immer weniger Deutsch gelernt werde. Trotz alledem konnte sich in Wirklichkeit nur eine Minderheit der Oberschüler eine Lesefähigkeit mit Gespür für inhaltliche Nuancen deutscher Texte aneignen – die meisten, die in den deutschen Kulturgütern nach geistiger Nahrung fürs „Leben" suchten, behalfen sich mit Übersetzungen.

In diesem Sinne nahm die Rezeption deutscher Philosophie und Literatur in Japan eine spezifische Form an, und die Art der Rezeption wurde in hohem Maße vom Übersetzen bestimmt. Das heißt:

1) Das deutsche Schrifttum, das zum Gegenstand übersetzerischer Tätigkeit wurde, war relativ begrenzt. Während einer gewissen Periode stellten Übersetzungen linker Schriften und Theaterstücke hier eine Ausnahme dar, doch selbst bei ihnen wird man das Gefühl nicht los,

es handle sich lediglich um die linke Auflage des „Wie soll der Mensch leben?".

2) Da das menschliche Leben als kompliziert und tief begriffen wurde, glaubte man, daß die Bücher, die es behandeln, ebenfalls nicht anders als kompliziert und tief sein könnten, und hielt es folglich auch für ganz natürlich, wenn Übersetzungen schwer verständlich waren. Insbesondere in Büchern, die in irgendeiner Weise mit theoretischem oder philosophischem Denken zu tun hatten, wurde ein Nominalstil mit schwierigen sinojapanischen Wörtern bevorzugt, und überhaupt breiteten sich langatmige Satzperioden, die von jeder Klarheit weit entfernt waren, überall aus. Die meisten Übersetzungen waren hölzern klingende „direkte Übertragungen", bei denen man an die leichte Verständlichkeit für den japanischen Leser keinen Gedanken verschwendete und die eher im Bewußtsein der kritischen Blicke der Kollegen angefertigt wurden. Nach diesem geradezu elitären Denken brauchte derjenige, der den Inhalt eines Textes nicht verstand, diesen eben überhaupt nicht zu lesen. Und auch auf der Seite der Leser läßt sich eine gewisse autoritätsgläubige Haltung feststellen, nämlich die Einbildung, etwas Schwieriges müsse immer auch einen gewissen Grad von Erhabenheit aufweisen.

Kehren wir zu *Ernte*, dem vorhin erwähnten „Organ" des Fachs Germanistik, zurück. Kimuras Geleitwort reflektiert unmittelbar die besagten Zustände, und gleichzeitig erweitert und reproduziert es sie. In der Tat ist in der Gründungsnummer von *Ernte* nach Kimuras zweiseitigem Geleitwort ein dreiseitiger Aufsatz mit dem Titel „Vom Expressionismus zur Literatur der Arbeit" von Haga Mayumi abgedruckt, einem führenden Vertreter der „Romantischen Schule" Japans. Darauf folgen bis Seite 42 fünf Übersetzungen (eine Rezension, zwei Lyrik-Übersetzungen, ein Theaterstück, eine Erzählung). Am Schluß des Hefts findet sich eine Liste der bis 1928 auf Sitzungen gehaltenen Referate. Bei 21 der insgesamt 38 Sitzungen sind „Lesungen von Übersetzungen" angegeben, doch unter den übrigen finden sich mindestens weitere fünf, bei denen in Wirklichkeit offensichtlich auch nur Texte übersetzt und vorgestellt wurden. Tatsächlich bestanden somit drei Viertel der Sitzungen aus Lesungen eigener Übersetzungen.

Als 1938 der Germanistenverband als landesweite Organisation gegründet wurde, bekam auch die Zeitschrift, die nunmehr *Doitsu bungaku* hieß, in ihrer Stellung als Publikationsorgan der Forschungsergebnisse seiner Mitglieder ein neues Gewand, und einige Dinge änderten sich.

Band 1, Heft 1 besteht ausschließlich aus reinen Aufsätzen. Im Zentrum dieser Nummer steht die Goethe-Forschung. Darin findet sich sogar ein Artikel mit dem Titel „Goethe und der Nationalsozialismus", der das

Goethe-Verständnis NS-Deutschlands kritisch behandelt. Der Schwerpunkt jedoch liegt im großen und ganzen auf der nach innen gewandten Übung und Vervollkommnung des eigenen Ich. Beim einleitenden Artikel von Kimura handelt es sich um die Aufzeichnung eines in Sendai gehaltenen Vortrags. Der Autor, der vorher von seiten des jungen Publikums gebeten worden war, „ihre Seele zu beflügeln", nimmt den *Faust* und den *Wilhelm Meister* auf und thematisiert „Goethes Selbstvervollkommnung" (KIMURA 1938: 1). Typischerweise beschäftigt er sich jedoch nicht mit einer Analyse der Werke oder behandelt etwa deren Stil, sondern schickt sich an, unter Verzicht auf jegliche Argumentation, dem „menschlichen Geist" zu Leibe zu rücken. Aus zwei so gewaltigen Werken wie den hier genannten einen „Sinn" zu extrahieren, der mit dem Kontext nicht das geringste zu tun zu haben braucht, oder, anders ausgedrückt, in die Texte „hineinzulesen", wonach man sucht, ist nicht sonderlich schwer. Auch Kimura Kinji zitiert, zumindest hier, nach eigenem Gutdünken Teile aus Goethes Werken, um ihnen die zu behandelnde „Frage" zu entnehmen.

Heft 2 vermittelt etwas vom Enthusiasmus in der Anfangszeit des Germanistenverbandes. Abgedruckt sind Studien zu Kleist, Goethe, Nietzsche, Stifter und zum Nibelungenlied. In Heft 3 aber wurden die literarischen Übersetzungen bereits wiederbelebt; sie nahmen die Hälfte des Gesamtumfangs ein. Nach Heft 4 jedoch, das Lyrik-Übertragungen enthielt, wurden bloße Übersetzungen literarischer Werke nicht mehr abgedruckt, sei es, weil dies in die Zeiten des „äußersten Notstandes", in denen man sich wähnte, nicht mehr hineinpaßte, sei es, weil es vom Standpunkt der „Forschung" her kritisiert wurde – das Motiv bleibt unklar. Statt dessen traten nun in großer Zahl Berichte in Form von „Werk-Einführungen" auf, die jedoch in Wirklichkeit auf jeden Kommentar verzichteten. Man kann in ihnen gleichsam einen Ersatz für die „Übersetzungen" oder deren vereinfachte Version sehen.

Anstelle von literarischen Werken brachte man nun aber recht häufig Aufsätze deutscher Gelehrter und Forscher in Übersetzungen. Vor dem Hintergrund der Zeit von 1938 bis 1943 wurden auch viele in NS-Diensten stehende Wissenschaftler übersetzt oder vorgestellt, und ebensowenig fehlte es an Aufsätzen japanischer Germanisten, die in diesem Strom mitschwammen. In dem 1943 erschienenen Aufsatz „Der literarische Geist des Nationalsozialismus" beispielsweise werden Maßnahmen wie „die Verbrennung undeutschen Schrifttums, die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler und Autoren und die Einstellung von kommunistischen sowie sozialdemokratischen Zeitungen" als „wirklich unvermeidlich zum Selbstschutz des Nationalsozialismus und beim Aufbau einer neuen Kultur" bejaht (OBARA 1943: 5). Im Artikel „Germanischer und japani-

scher Geist“ heißt es: „Der Geist, von dem hier als dem germanischen die Rede ist, ist ein Charakter, der ursprünglich auch unserem Volk zu eigen war, doch ihn begleitete bei uns nicht die nordische Dunkelheit, sondern er besaß die Klarheit und Ruhe der in der Morgensonne duftenden Blüten der Bergkirsche“ (ISHINAKA 1943: 208).

Nach dem Krieg verschwanden solche Töne natürlich aus dem Organ des Verbandes, auch wurden keine bloßen Übersetzungen oder reinen Werk-Einführungen mehr abgedruckt. Das heißt jedoch keineswegs, daß die Germanisten das Übersetzen aufgegeben, ihre wissenschaftlichen Studien vertieft oder nach dem Sinn der Erforschung deutscher Literatur gefragt hätten. Vielmehr wurden nun literarische Übersetzungen in Form von zahlreichen „Reihen der Weltliteratur“ ununterbrochen publiziert, um den Hunger nach westlicher Literatur zu stillen, zu der man vor dem Krieg nur beschränkten Zugang gehabt hatte.

Bei der Veröffentlichung solcher Textsammlungen war es ein Schlüssel zum Erfolg zu wissen, welches Werk sich als zuerst ausgelieferter Band am besten verkaufen würde; Goethe, insbesondere den *Leiden des jungen Werthers*, kam dabei die Vorreiterrolle zu. Dieses Werk paßte genau in die Zeit, in der man nach wie vor in der deutschen Literatur die Beantwortung der Frage „Wie soll der Mensch leben?“ suchte und zu finden glaubte, und die Tatsache, daß es wieder und immer wieder übersetzt wurde, hat die Publikationsform „Sämtliche Werke der Weltliteratur“ mit verursacht. Die Germanisten, die daran als Übersetzer beteiligt waren, wurden auf diese Weise einer breiten Öffentlichkeit bekannt und zogen daraus beträchtlichen finanziellen Nutzen.

Doch hiervon einmal abgesehen, liegt das größte Problem in den folgenden Tatsachen: daß das Bildungsdenken, das den verlorenen Krieg überlebt hatte, und die darauf gestützte Ideologie des „Primats der Literatur“ immer noch vorherrschend waren, daß die „Forscher“ der Germanistik diesen Markt monopolisierten und daß sie dazu neigten, diese Form der Verbindung mit der Gesellschaft als ihre eigene Daseinsberechtigung zu betrachen.

Verbreitet war eine Haltung, die kaum die Forschungsarbeit als Grundlage des Übersetzens, sondern vielmehr die „gute Übersetzung“, also eine reine Frage des Feingefühls, zum Gegenstand der Bewertung machte. So kam es, daß mehrere Übersetzungen ein und desselben Werks darum wetteiferten, die beste zu sein, daß die Frage aber, warum eine Übertragung gerade dieses Werks jetzt wichtig sei oder welche Werke eigentlich übersetzt werden sollten, kaum ins Bewußtsein drang. Welche Rolle die Germanisten dabei gespielt haben, wird später noch diskutiert werden; hier soll zunächst untersucht werden, welche Vorstellungen die

um die „beste Übersetzung" wetteifernden Germanisten überhaupt vom Übersetzen hatten.

Im Jahre 1944 – das Ende des Pazifischen Krieges war nicht mehr weit – wurde in der vom Verlag Akitaya in Ōsaka herausgegebenen Zeitschrift *Gakkai* fortlaufend eine „Rakuchū shokan" [Kyōtoer Briefe] genannte Debatte zu Fragen der Übersetzung abgedruckt. Die Kontrahenten waren der berühmte Kyōtoer Germanist Ōyama Teiichi und der Sinologe Yoshikawa Kōjirō. Diese Auseinandersetzung macht den Gegensatz zwischen der These von der „Übersetzung als Hilfsmittel" und der von der „Übersetzung als Literatur" besonders deutlich.

Yoshikawa, der eine jahrhundertealte sinologische Tradition im Rükken hat, zitiert Ōyamas Übersetzung von Goethes „Über allen Gipfeln / ist Ruh" (*Yamayama wa / haruka ni kurete*) und bezweifelt, daß es sich um eine Wort-für-Wort-Übersetzung handle. Letztere befürwortet er mit folgenden Worten: „Ich denke, Übersetzungen sind im wesentlichen Hilfsmittel, dazu bestimmt, daß man sie Schülern zeigt. Der rechte Weg bei der Erforschung ausländischer Literaturen aber muß, so weit es irgend geht, über die Originalsprache führen. Wenn nun alle Übersetzungen gleichermaßen Hilfsmittel sind, bieten unter ihnen dann nicht diejenigen dem Lernenden den größeren Nutzen, welche die Ideen des Originals, und nur diese, vermitteln, nicht mehr und nicht weniger? Ich denke, ein übermäßiges Interesse am japanischen Leser könnte vielleicht der Leistungsfähigkeit der japanischen Wissenschaft schaden." (Zitiert nach KAWAMURA 1981: 52)

Nach Ōyamas Meinung jedoch ist das Übersetzen, wenn es nicht mehr und nicht weniger sein will als die getreue Vermittlung des Textinhalts, letzten Endes nur die triviale Arbeit eines Dolmetschers. Ihm schwebt dagegen eine Übersetzungsliteratur vor, welche „die literarischen Werke, die heutzutage notwendigerweise geschrieben werden müßten, gewissermaßen in Form einer Übersetzung aufzeigt". Er schreibt weiter: „Lyrik-Übersetzungen müssen Lyrik sein, Übersetzungen von Romanen Romane." (53)

Diese Ansichten Ōyamas sind typisch für die Vorstellung, „Übersetzungen literarischer Werke müssen selbst Literatur sein". Trotzdem ist die selbst heute noch offen oder versteckt vertretene These von der „Übersetzung als Literatur" keineswegs Ōyamas Erfindung. Daß die Lyrik-Übersetzungen in Ueda Bins *Kaichōon* [Das Rauschen der Flut] die moderne japanische Gedichtform hervorbrachten oder daß Mori Ōgais *Sokkyō shijin* [Der Improvisator] weniger als Übersetzung denn als literarisches Werk Furore machte, zeigt, daß es in der japanischen Literatur von der frühen bis in die mittlere Meiji-Zeit einen historischen Abschnitt gab, in dem das literarische Schaffen von Übersetzungen angeführt wurde.

Die Vorstellungen vom Übersetzen, die sich vor diesem Hintergrund bildeten, liefen parallel zur bildungsbürgerlichen Hauptströmung mit ihren meist schwer verständlichen Übersetzungen und waren stets unterschwellig anwesend.

Bereits fast ein halbes Jahrhundert vor Ōyamas Äußerungen, im Jahre 1906, schilderte Futabatei Shimei in „Yo ga hon'yaku no kijun" [Mein Maßstab für das Übersetzen in unserer Zeit], wie er ausgehend von einer Übersetzung, die jedes Komma und jeden Schlußpunkt des Originals wiedergibt, schließlich zu dem Ergebnis gelangt, daß es besser sei, „die Form außer acht zu lassen und nur den im Original enthaltenen poetischen Gedanken zur Geltung zu bringen" (65). Und noch früher, nämlich 1887, schrieb der damalige „König der Übersetzer", Morita Shiken, in „Hon'yaku no kokoroe" [etwa: Übersetzungsknigge]: Ist das Übersetzen denn etwas anderes, als die Gedanken und Intentionen des Originals in unserer Sprache neu zu formulieren?

Die allen gemeinsame Haltung läßt sich dahingehend interpretieren, daß der Übersetzer den Geist der Dienstleistung weit hinter sich läßt (Yoshikawa spricht vom „übermäßigen Interesse am japanischen Leser"), in seiner Tätigkeit eher den „schöpferischen Charakter" sehen will und seinen eigenen „literarischen Ehrgeiz" zu befriedigen versucht. Offenbar wird sein latenter Wunsch, unter allen Arten, mit Literatur zu tun zu haben, die schöpferische Aktivität am höchsten zu plazieren, durch die These „Übersetzung als Literatur" legitimiert. Natürlich ist es aber eine andere Frage, ob die so hervorgebrachten Übersetzungen auch tatsächlich die Stufe der „Literatur" erreicht haben, von der hier die Rede ist.

Doch das größere Problem liegt, wie aus dem oben zitierten Aufsatz von Yamashita Hajime zu ersehen war, in dem Primat der literarischen Kreativität bzw. in der Konzeption selbst, durch die die Literaturwissenschaft sich ohne weiteres in literarisches Schaffen auflösen kann. Wollten japanische Germanisten sich der deutschen Literatur unter den gleichen Fragestellungen und mit den gleichen Forschungsmethoden nähern wie deutsche Germanisten, dann wäre das sinnlos, ja unmöglich – es würde unweigerlich so etwas wie ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit heraufbeschwören. Doch statt durch Selbstreflexion nach der Bedeutung dieser Tatsache zu suchen, löst man sie nur auf in allgemeine Fragen der Literatur, die einem auf den ersten Blick als universal erscheinen. Das ist die Falle jenes „Primat-der-Literatur"-Denkens, das dem literarischen Schaffen den allerhöchsten Rang einräumt. Die Übersetzung eines literarischen Werks genauso hoch zu bewerten wie eine Neuschöpfung ist nichts anderes als eine kompensatorische Handlung.

Doch eine solche Haltung fand auch ihre Kritiker. In „Buntairon o hajimeru tame ni" [Für den Beginn einer Stilistik] unterstützt Shinoda

Hajime die Position, die Yoshikawa in den „Kyōtoer Briefen" vertritt. In diesem Zusammenhang kommt Shinoda auf *Kaichōon* zu sprechen und weist darauf hin, daß die Bemühungen, aus „Gedichten" wieder „Gedichte" zu machen, wegen des Anspruchs der Übersetzungen auf „schöpferischen Wert" zu sinnlos übertriebener Pseudo-Poesie geführt hatten (Kamei 1994: 33).

Verfolgt man die Debatte zwischen Ōyama und Yoshikawa, dann verdient die Erwiderung des letzteren auf seinen Kontrahenten besondere Aufmerksamkeit. Für Ōyama ist das Übersetzen nicht bloß „die triviale Arbeit eines Dolmetschers", doch Yoshikawa antwortet ihm, es solle besser genau dies sein. Er schreibt: „Wenn jemand den hinter jedem einzelnen Wort einer fremden Sprache verborgenen Geist in seiner Gesamtheit erfassen und die unendliche Vielfalt der inneren Bezüge eines Wortes heranholen und uns näherbringen kann, erst der kann als ‚Dolmetscher' fungieren." Kawamura Jirō, der diese Debatte aufnimmt, nennt Yoshikawas Worte eine „mit schulmeisterlicher Pedanterie getarnte Kritikasterei" und schreibt: „Wenn irgend jemand in einer Fremdsprache all die Fähigkeiten hat, die Yoshikawa von einem ‚Dolmetscher' fordert, dann ist wohl kaum anzunehmen, daß er in seiner eigenen Sprache eine nur durchschnittliche Kompetenz besitzt; vielmehr ist klar, daß seine Übersetzungen ein ideal hohes Niveau erreichen werden." So würde auch dieser Weg letztlich eine „Übersetzungsliteratur" im Sinne Ōyamas hervorbringen. Kawamuras Auffassung mag in dieser Hinsicht wie ein Kompromiß klingen, jedoch es heißt darin andererseits auch: „Yoshikawa spricht weniger davon, wie Übersetzungen auszusehen haben, sondern beschränkt sich vielmehr auf den Sinn von Übersetzungen im Rahmen der ‚Erforschung ausländischer Literaturen'", zudem sei, so Kawamura, die Rede vom Hilfsmittel der Forschung (oder in Yoshikawas eigenen Worten: „einen Text mit dem, was uns am nächsten ist, nämlich der Muttersprache, nachzuprüfen") inkonsequent: „Wenn er den Standpunkt des Forschers mit größter Strenge durchhalten würde, müßte er die These vertreten, Übersetzungen seien überhaupt unnötig". (Kawamura 1981: 65)

Tatsächlich ist Yoshikawas These vom „Übersetzen für die Wissenschaft" inhaltlich problematisch, doch verglichen mit den schon damals abgedroschenen Thesen Ōyamas wirkt sie ganz neu. Neu ist an ihr, daß sie den Blick direkt auf die Beziehung zwischen dem literaturwissenschaftlichen Standpunkt und der Tätigkeit des Übersetzens richtet. Vom Aspekt „Wie übersetzen?" her möchte ich die Betrachtung hier jedoch nicht weiter vertiefen. Meines Wissens gibt es auch keinerlei Anzeichen, daß jemand dies getan hätte. Die japanische Germanistik hat jedenfalls, wie wir oben gesehen haben, den von Ōyama vorgezeichneten Weg eingeschlagen.

Zur Arbeitsteilung beim Übersetzen oder: „Was übersetzen?“

Zuletzt möchte ich einen anderen Aspekt des Problemkreises Übersetzen und Germanistik aufgreifen, nämlich die Frage „Was übersetzen?“. Welche Gegenstände sollen beim Übersetzen für die Germanisten zum legitimen Bereich gehören? Anders gesagt, es geht um die Arbeitsteilung beim Übersetzen.

In „Hon'yaku bungaku no idai to hisan“ [Größe und Elend der Übersetzungsliteratur] schreibt Katō Shūichi 1956: „Ausländische Bücher in Übersetzungen zu lesen hat natürlich den Vorteil, daß es unvergleichlich schneller geht, als wenn man sich mit den Originaltexten beschäftigen würde, und daß man folglich in einem kurzen Zeitraum mehr Bücher lesen kann. In Fremdsprachen kann man vieles überhaupt nicht lesen, und wenn, dann nur langsam. Und nicht nur das – es gibt nicht wenige Stellen, an denen man den Sinn nicht versteht. Für japanische Wissenschaftler wäre es deshalb selbstverständlich ideal, wenn das gesamte ausländische Schrifttum ins Japanische übersetzt würde. Doch so etwas ist in der Realität unmöglich, und so nutzen die Wissenschaftler Übersetzungen, soweit es sie gibt; benötigen sie aber Literatur, von der keine Übersetzungen existieren, müssen sie sie notgedrungen im Original lesen.“ (Katō 1984: 69)

Begrenzt auf die genannten Wissenschaftler und die von ihnen gelesene „Literatur“, die in den Augen der allgemeinen Öffentlichkeit etwas Besonderes darstellt, trifft Katōs Argumentation zu. In diesem Fall wäre der Gegenstand germanistischer Übersetzungen somit diese von der Forschung benötigte „Literatur“, am besten solche, die auch von Wissenschaftlern anderer Fachgebiete und darüber hinaus sogar von breiteren intellektuellen Kreisen benutzt werden kann.

Auf diese Weise jedoch bleibt man immer im Rahmen einer Hilfeleistung für eine eng begrenzte, in sich geschlossene Gruppe und verliert die ökonomische Realität des Verlagswesens aus dem Blick, ohne das sich Übersetzungen schwerlich realisieren lassen. Ist der Gegenstandsbereich für germanistische Übersetzer also nicht doch breiter? Katō schreibt in dem genannten Aufsatz, das *Genji monogatari* [*Die Geschichte vom Prinzen Genji*] oder den *Hamlet* zu übersetzen sei „Aufgabe der Gelehrten“, „Proust ins Englische zu bringen ist jedoch die Arbeit eines berufsmäßigen englischen Übersetzers, ihn ins Persische zu übertragen die eines berufsmäßigen persischen Übersetzers. In England gehört es zum Common sense, daß man eine solche Arbeit weder für die Aufgabe eines Gelehrten noch für die eines Schriftstellers hält. Diesem Common sense den Rücken zu kehren und aus einer Proust-Übersetzung die Befähigung

zum Schriftsteller abzuleiten – eine solche Denkweise hat, gelinde gesagt, international gesehen Seltenheitswert." Katō meint den Ausdruck *hon'yaku gyōsha* (wörtlich etwa: jemand, der das Übersetzen als Geschäft betreibt), den er hier verwendet, keineswegs abwertend, sondern er hat dabei lediglich die unterschiedliche Aufgabenverteilung zwischen Wissenschaftlern und Übersetzern, die keine Wissenschaftler sind, im Sinn. Dies wird auch aus seinen Worten deutlich, die den eben zitierten vorangehen: „Texte von Proust oder Thomas Mann sind schwierig", schreibt er, doch „diese Schwierigkeit ist nicht von wissenschaftlicher Art, sondern resultiert im wesentlichen nur daraus, daß meine Französisch- bzw. Deutschkenntnisse nicht ausreichen. Für Leute aber, die in dem jeweiligen Land geboren und mit jedem Wort ihrer Sprache vertraut sind, gibt es da meist gar nichts Schwieriges. Die Wissenschaft kann doch wohl kaum durch den Zufall des Geburtsorts zustande kommen!" (73)

Die Arbeitsteilung beim Übersetzen, wie Katō sie sich vorstellt, sieht somit folgendermaßen aus: Übersetzungen, die ohne Forschung nicht durchführbar sind, gehören zum Gebiet der Wissenschaftler, solche, die mit Liebe zur Literatur, ausreichenden Kenntnissen in der Fremdsprache und Ausdrucksfähigkeit im Japanischen zu leisten sind, bleiben jenen überlassen, die dies als Beruf ausüben. Diese klare und einleuchtende Argumentation war ein harter Schlag gegen die japanischen Wissenschaftler, die bisher gewohnt waren, mit „guten Übersetzungen" jeglicher Art gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten und diese Arbeiten als wichtige Leistungen zu betrachten. Die „Atmosphäre, in der die Übersetzung eines ausländischen Romans sofort als Ergebnis der Wissenschaft gilt", führt Katō auf zwei Gründe zurück: Erstens „ist seit den Meiji-Reformen die Verwestlichung des Landes in seiner Gesamtheit weit fortgeschritten und hat sich nach dem verlorenen Krieg sogar noch verstärkt"; zweitens „ist Japanisch eine so eigentümliche Sprache, daß bei jedem Kontakt mit dem Ausland die Sprachbarriere besonders hoch ist". (74)

Was den ersten Punkt betrifft, so könnte man ihn an sich als Vorwegnahme unserer heutigen Globalisierung sehen, doch in Wirklichkeit handelt es sich um eine Äußerung vor dem konkreten geschichtlichen Hintergrund der fünfziger Jahre, die anders gemeint war, als man sie heute verstehen würde. Zu erwähnen wäre etwa, daß die Situation in den fünfziger Jahren die einer Befreiung von den Einschränkungen der Vorkriegszeit war und daß die Bedeutung des Westens als Gegenstand sich verändert hatte. Zudem hat Katō, der gerade aus dem Ausland Heimgekehrte, hier einiges von seinen persönlichen Erfahrungen einfließen lassen; die feste Überzeugung eines der wenigen unter den damaligen Intellektuellen, die direkt mit dem Westen in Berührung kommen konnten,

drückt sich in seinen Worten aus. Doch verglichen mit damals ist die Mobilität heute sprunghaft angestiegen, das Internet ermöglicht einen sofortigen Informationsaustausch, die persönlichen Kontakte haben sich erweitert und sind zu etwas Alltäglichem geworden – die Umstände haben sich, zumindest äußerlich gesehen, vollständig verändert. Doch die Situation, auf die Katō in anderen Aufsätzen erneut hinweist, ist grundsätzlich die gleiche geblieben.

Anfang der sechziger Jahre macht Katō auf folgendes aufmerksam: Der „Charakter des Wissens" sei bei den Japanern „lehrbuchhaft, oder man könnte auch sagen, aus Büchern, insbesondere Übersetzungen, erworbenes Wissen sei für sie typisch. Umgekehrt gesehen heißt das: Ihre alltäglichen Kontakte mit Ausländern sind begrenzt. In diesem Punkt bildet Japan einen großen Kontrast zu Westeuropa." Das Wissen stamme dort „weniger aus der Lektüre als vielmehr aus dem Alltagsleben". (KATŌ 1974: 341)

Somit bleibt auch im gegenwärtigen Japan der Westen, über den man nach wie vor informiert sein möchte, grundsätzlich ein Gegenstand, dem man sich unverändert „durch Lektüre von Büchern" nähert. (Selbstverständlich auch über Internet – aber auf alle Fälle doch über *geschriebene* Texte!) Zumindest mit Wissen als abgeschlossener Einheit kommt man letztlich nur in dieser Form in Berührung. Der Bedarf an Übersetzungen wird auf diese Weise immer höher.

Was in diesem Zusammenhang Katōs zweiten Punkt betrifft, so läßt sich sagen, daß sich zwar die Berührungsflächen bei Kontakten mit dem Ausland vergrößert haben, das Japanische jedoch unverändert eine „eigentümliche Sprache" geblieben ist. Denn je größer die Berührungsflächen werden, desto mehr erhöht sich der Bedarf an Übersetzungen, und außerdem muß sich auch deren Gegenstandsbereich erweitern. Die japanische Germanistik ist hier gleichzeitig mit zwei Aufgaben konfrontiert. Zum einen darf sie sich nicht mehr auf die in deutscher Sprache geschriebene Literatur oder Philosophie als Forschungsobjekt beschränken, sondern muß vielmehr in die entgegengesetzte Richtung gehen, nämlich „mit Hilfe der in deutscher Sprache geschriebenen Literatur oder Philosophie Deutschland zu verstehen" versuchen. Das heißt, Literatur und Philosophie müssen in der Germanistik ihre angestammte privilegierte Rolle aufgeben und sollten nur noch jeweils als einer der Ansatzpunkte zum Verständnis Deutschlands aufgefaßt werden. Die Beschäftigung mit deutscher Philosophie und Literatur müßte Abschied nehmen von ihrem Streben nach Universalität und nach einer neuen Bestimmung suchen. Sie könnte etwa darin liegen, die Richtung zu weisen, wenn der Frage nach der Universalität von Kulturkontakten nachgegangen wird. Hier wären auch besondere Problemstellungen und konkrete Einzelstudien möglich,

die objektiv untersuchen müßten, welcher Aspekt Deutschlands für das gegenwärtige Japan welche Bedeutung hat, doch all diesen Themen sollte in einem allgemeineren Rahmen nachgegangen werden.

Zum anderen (und dieser zweite Punkt hängt mit dem ersten eng zusammen) darf die japanische Germanistik als Institution, wenn sie eine Existenzberechtigung in der gegenwärtigen Gesellschaft anstrebt, die Aufgabe der Übersetzerausbildung nicht länger ignorieren. Diese muß dem Bedarf gerecht werden, der im Zuge der erweiterten Kontaktmöglichkeiten quantitativ und qualitativ angestiegen ist. Selbstverständlich ist die Fachliteratur im weiteren Sinne, darunter auch Philosophie und Literatur, Teil dieses Bedarfs, gehört jedoch zur legitimen Reserve einer Germanistik, die sprachliche Information unmittelbar zu ihrem Gegenstand macht.

Ich habe oben zum einen den Untersuchungsrahmen für Fragen des Übersetzens skizziert, zum anderen im Bewußtsein dieses Rahmens die Probleme der deutsch-japanischen Übersetzung in ihrer Beziehung zur institutionalisierten Germanistik in groben Zügen darzustellen versucht. Von der ausgehenden Edo-Zeit bis in die frühe Meiji-Ära wurden Bücher praktischen Inhalts in großer Zahl übersetzt, darauf folgten Werke zu kulturellen Fragen, anfangs vor allem historische Schriften. Diese beiden Phasen kann man als etwas Allgemeingültiges betrachten, das die Entstehung der Nationalstaaten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert und die Modernisierungsprozesse wie eine „Konstante" durchzieht. Insbesondere die zweite Phase ist höchstwahrscheinlich an der Schaffung einer „gemeinsamen" oder „Standardsprache", welche die kulturelle Einheit der Nation vollenden soll, intensiv beteiligt. Etwas Vergleichbares hatten, nebenbei bemerkt, sowohl der Westen als auch Japan schon einmal in ihrer Geschichte erlebt: der erstere beim Übersetzen aus dem Griechischen und Arabischen während der Renaissance – und Japan beim Übersetzen aus dem Chinesischen ab dem siebten Jahrhundert (Fujioka 2000: 7–9). Doch die Allgemeingültigkeit und die Gemeinsamkeiten gehen nur bis hierher. Sobald sich nämlich die Institution Universität etabliert oder Experten Gruppen bilden, folgt jede Kultur ihren eigenen alten Gewohnheiten – anders gesagt: Sie richtet sich nach dem traditionell vorgegebenen, festen Selbstverständnis dieser Institutionen. Die japanische Germanistik und ihre besondere Beziehung zum Übersetzen sollten hauptsächlich in diesem Kontext begriffen werden. Heute aber ist die Position des Nationalstaats auf kulturellem Gebiet oder auch die der Nationalkultur selbst ins Wanken geraten, und die Gültigkeit der Institutionen wird in Frage gestellt. Für die Germanistik heißt das: Man fragt nach dem Sinn der Kontakte mit dem deutschsprachigen Kultur-

kreis und hegt große Zweifel, ob der aus dem neunzehnten Jahrhundert überkommene Rahmen der „Nationalkultur" noch angemessen ist. In der Realität schlagen sich diese Zweifel deutlich im schwindenden Interesse junger Leute am Germanistikstudium nieder. Unter solchen Umständen ist die althergebrachte Germanistik japanischer Prägung einfach gezwungen, sich zu ändern. Die Problematik des Übersetzens wurde hier aufgegriffen, um eine der nötigen Koordinaten für eine Neubestimmung der bisherigen japanischen Germanistik zu finden; außerdem sollte Gelegenheit gegeben werden, die Beziehungen Japans zum deutschsprachigen Kulturkreis anders und objektiver zu sehen; und schließlich sollte damit aus einem anderen Blickwinkel noch die Frage einbezogen werden, wie dieses Fachgebiet im 21. Jahrhundert den gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden vermag. Von einem solchen Problembewußtsein ausgehend konnte der vorliegende Aufsatz die Probleme des Übersetzens und seiner Rahmenbedingungen nicht vollständig behandeln. Eine ausführliche Untersuchung muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Aus dem Japanischen übersetzt von Matthias Hoop

LITERATURVERZEICHNIS

FUJIOKA Keisuke (2000): *Hon'yaku wa bunka de aru* [Übersetzung ist eine kulturelle Erscheinung] (Maruzen Library). Tōkyō: Maruzen.

ISHINAKA Shōji (1943): Nihon seishin to Geruman seishin [Germanischer und japanischer Geist] In: *Doitsu bungaku* 7, 3, S. 203–209.

ISOYA Takashi (1980): *Hon'yaku to bunka no kigōron* [Semiotik des Übersetzens und der Kultur]. Tōkyō: Keisō shobō.

KAMEI Shunsuke (1994): *Nihon no kindai to hon'yaku* [Die japanische Moderne und das Übersetzen]. Tōkyō: Chūō kōronsha.

KATŌ Shūichi (1984): Hon'yaku bungaku no idai to hisan [Größe und Elend der Übersetzungsliteratur]. In: *Zasshu bunka – Nihon no chiisana kibō* [Hybride Kultur – Eine kleine Hoffnung für Japan]. Tōkyō: Kōdansha bunko, S. 67–82.

KATŌ Shūichi (1974): Nihonjin no gaikokukan [Das Bild der Japaner vom Ausland]. In: *Katō Shūichi chosaku shū* [Katō Shūichi: Gesammelte Werke]. Bd. 7. Tōkyō: Heibonsha, S. 341–361.

KAWAMURA Jirō (1981): Hon'yaku no Nihongo [Japanisch in Übersetzung]. In: *Nihongo no sekai* 15, S. 4–76.

KIMURA Kinji (1929): Gaikoku bungaku kenkyū no taido ni tsuite [Über die Haltung beim Erforschen der ausländischen Literatur]. In: TŌKYŌ

Teikoku Daigaku Doitsu Bungaku Kenkyūshitsu (Hg.): *Erunte* 1, S. 1–2.

Kimura Kinji (1938): *Ningen sōzō* [Schaffung der Persönlichkeit]. In: *Doitsu bungaku* 1, 1, S. 1–25.

Maruyama Masao und Katō Shūichi (1998): *Hon'yaku to Nihon no kindai* [Das Übersetzen und die japanische Moderne] (Iwanami shinsho). Tōkyō: Iwanami shoten.

Obara Tabimasa (1943): Nachisu no bungaku seishin [Der literarische Geist des Nationalsozialismus] In: *Doitsu bungaku* 7, 1, S. 1–15.

Tsuji Yumi (1993): *Hon'yakushi no puromunādo* [Ein Spaziergang durch die Geschichte des Übersetzens]. Tōkyō: Misuzu shobō.

Ueda Kōji (1989): Nihon ni okeru Doitsugo kyōiku no rekishi – hihanteki sōkatsu [Die Geschichte des Deutschunterrichts in Japan – Eine kritische Bestandsaufnahme]. In: Doitsu Gakkai (Hg.): *Nihon ni okeru Doitsugo kyōiku* [Deutschunterricht in Japan]. Tōkyō: Seibundō, S. 16–22.

Yamashita Hajime (1967): *Gēte, Tōmasu Man to Nihon kindai bungaku* [Goethe, Thomas Mann und die moderne Literatur Japans]. Tōkyō: Yomiuri shinbunsha.

Neue Anforderungen nach dem Zeitalter der Literaturübersetzungen

Aizawa Keiichi

Es wird oft behauptet, Japan sei ein Land der „Übersetzungskultur" (*hon'yaku bunka*). Eine solche pauschale Aussage berücksichtigt jedoch nicht in ausreichendem Maße den Umstand, daß sich die Rolle der Übersetzung im Laufe der Modernisierung immer wieder gewandelt hat. In den Zeiten, in denen für Japan die Aufnahme fremden Kultur- und Gedankenguts überlebenswichtig war, hatte die Übersetzung einen entsprechend hohen Stellenwert inne. Die gesellschaftliche Funktion der Übersetzung spiegelt demzufolge den jeweiligen Stand der Aufnahmebereitschaft gegenüber einer fremden Kultur wider.

Während zweier Perioden trachtete Japan danach, besonders viel an Fremdkultur zu resorbieren: Nach der Meiji-Restauration mußten im Zuge der Modernisierung unzählige europäische Texte ins Japanische übersetzt werden, und auch in den 1950er Jahren, in der Zeit der sogenannten Nachkriegsdemokratie, war die Aufnahmebereitschaft der Japaner wieder sehr groß. So entstand das eigenartige Phänomen der häufigen Neuübersetzungen ins Japanische. Die Tatsache, daß etwa ein Werk wie Goethes *Leiden des jungen Werthers*, angefangen von Kubo Tenzui 1904, über dreißigmal übersetzt wurde, ist möglicherweise etwas für das Guiness-Buch. Die „glückliche" Lage, in der ein und dasselbe literarische Werk mehrmals von verschiedenen Übersetzern übertragen wurde, gehört jedoch, insbesondere was die deutsche Literatur betrifft, schon längst den guten alten Zeiten an. Heutzutage findet man für ein aus dem Deutschen übersetztes literarisches Werk, wenn überhaupt, nur mit Mühe einen Verleger. Als Hintergrund wird in der Regel ein doppelter Mißstand angeführt: der immer niedrigere Stellenwert der Literatur, nicht nur in Japan sondern weltweit, und das immer geringere Interesse der Japaner an Deutschland und an der Kultur der deutschsprachigen Länder.

Es ist jedoch nicht das Ziel des Beitrags, diesen Zustand zu beklagen. Die Geschichte zeigt uns, daß erstens übermäßige Erwartungen an Kunst und Literatur gerade für die Gesellschaften typisch sind, in denen politische Unzufriedenheit herrscht, und daß zweitens eine lawinenartige Einführung der europäischen Kultur keine bloße „Begegnung mit der fremden Kultur", sondern oft eine Art „Zwangsmodernisierung" darstellt. So

gesehen ist das Ende der „Übersetzungskultur“ in Japan durchaus als eine Art Normalisierung zu bezeichnen, die uns in den Stand setzt, das veränderte Verständnis der fremden *und* der eigenen Kultur in Japan zu beobachten.

Im folgenden möchte ich die gesellschaftliche Rolle der Übersetzung in Japan historisch zu rekonstruieren und die kulturelle Funktion des Übersetzens theoretisch zu analysieren versuchen. Zu fragen ist dabei vor allem, wie es möglich war, daß bestimmte Werke der deutschen Literatur mehrfach ins Japanische übersetzt werden konnten, und warum die Verhältnisse allmählich verschwunden sind, unter denen dies geschah. Schließlich soll die Perspektive der Übersetzung nach dem Zeitalter der „Literaturübersetzungen“ besonders unter dem Aspekt beleuchtet werden, welche Rolle Übersetzungen aus dem Deutschen ins Japanische künftig spielen sollen.

FREMDSPRACHIGKEIT UND FREMDKULTURALITÄT

Übersetzen ist eine Tätigkeit, die notwendig wird, wenn ein Kontakt mit einer Fremdsprache[1] stattfindet. Oft stellt man sich das Übersetzen ganz schematisch als rein instrumentalen Vorgang vor, bei dem im Übergang von der Ausgangssprache A zur Zielsprache B lediglich „waagerecht“ zu „senkrecht“ gemacht wird (so beschreibt man oft das Übersetzen etwas abschätzig in Japan, wo die Texte traditionell senkrecht geschrieben werden). Diese Sicht vom Übersetzen und Dolmetschen als bloße „Funktion“ drückt sich bildlich in der Vorstellung aus, daß man Sprache A in die Ohren bzw. Augen des Übersetzenden eingibt und Sprache B dann aus seinem Mund bzw. seinen Fingerspitzen herausfließt. Tatsächlich kommt bei naturwissenschaftlichen Texten, etwa aus der Mathematik oder der Physik, dem Übersetzen lediglich eine mechanische Rolle zu – schließlich ist der „kulturelle“ Anteil daran äußerst gering –, und so bemüht man sich denn auch, bei dieser Arbeit in Zukunft möglichst mit Computern auszukommen. Hier gibt es noch den Glauben an die „Eins-zu-eins-

[1] Im Japanischen verwende ich für den Begriff „Fremdsprache“ nicht das geläufige Wort *gaikokugo* [wörtlich: Sprache des Auslandes], sondern den ungewohnt klingenden Terminus *igengo* [fremde Sprache]. Der unbedachte Gebrauch von *gaikokugo* setzt nämlich eine Einheit von *go* [Sprache] und *koku* [Nation] voraus, die es so nicht geben kann. Aus dem gleichen Grund sprechen immer mehr Wissenschaftler in Japan von *bogo* [Muttersprache], statt wie bisher *bokokugo* [Sprache des Mutterlandes] zu benutzen, damit sprachliche Probleme nicht automatisch aus der nationalistischen Sicht des *bokoku* [Mutterland] gesehen werden.

Entsprechung" von Original und Übersetzung, wobei der Übersetzer nicht mehr als ein profilloser Souffleur sein darf. Auch hinter der Tatsache, daß bei den Aufnahmeprüfungen für die Hochschulen im Fach „Fremdsprachen" etwa Übersetzungen vom Englischen ins Japanische überhaupt als Prüfungsfragen möglich sind, steckt wohl die Denkweise, es gebe nur eine einzige richtige Lösung bei der Übersetzung. Solange aber das Übersetzen und Dolmetschen aus dieser naiven Perspektive betrachtet wird, sind auch die vielfältigen Erscheinungen und Episoden der Übersetzung nichts weiter als Abweichungen von den „richtigen" Normen, bloße Betriebsfehler, die es zu beseitigen gilt.

Das Thema Übersetzen ist jedoch deshalb interessant, weil der „Kontakt mit der Fremdsprache" notwendigerweise auch den „Kontakt mit der fremden Kultur" zur Folge hat. Das Übersetzen ist kein nur technisches oder sprachliches Problem, sondern es ist stets von den Fragen nach Sinn und Bedeutung der zu erwartenden interkulturellen Kommunikation begleitet. In diesem Zusammenhang kann es daher keine „einzig richtige Musterübersetzung" geben. Im Gegenteil: Die Qualität der Übersetzung wird unter Berücksichtigung dessen gemessen, wozu und in welchem Kontext welcher Text wie übersetzt wird. Weswegen eigentlich ein bestimmtes Buch übersetzt wird, warum in einer bestimmten Epoche bestimmte Übersetzungen so zahlreich erscheinen und eine so große Rolle spielen, ist weniger eine Frage der Sprache als vielmehr eine der Kultur, die uns erneut danach forschen läßt, wie sich die eigene und die fremde Kultur aufeinander beziehen und auf welche Weise Fremdsprachigkeit und Fremdkulturalität zusammenhängen. Mit diesen Fragestellungen soll zunächst die Rolle des Übersetzens und deren Wandel in Japan seit der Meiji-Zeit rekonstruiert werden.

Destruktive Neuschöpfung durch Übersetzungen

In dem Japan, das den Meiji-Reformen entgegenging, fand das Bild der jetzt aufzubauenden Kultur und Gesellschaft erst durch Übersetzungen seinen Ausdruck. Auf der Ebene einzelner Lexeme kann man aus den Forschungsergebnissen von Wissenschaftlern wie Hirota Eitarō, Sugimoto Tsutomu oder Yanabu Akira detailliert erfahren, mit welch übermenschlicher Akrobatik unsere Vorgänger für jeden einzelnen Begriff Übersetzungen geprägt haben, Wörter wie *jiyū* [Freiheit], *kojin* [Individuum], *ai* [Liebe] oder *kisu* [Kuß], die heutzutage in der japanischen Gesellschaft zu den Grundbegriffen zählen. Selbst ein Wort wie *shakai* [Gesellschaft], das in unserer Zeit ohne jedes Gefühl der Fremdheit ganz selbstverständlich verwendet wird, wurde erst von Persönlichkeiten im

Umkreis der Meirokusha[2] wie Nishi Amane, Nakamura Masanao, Mori Arinori und schließlich Fukuzawa Yukichi in einem längeren Prozeß und nach einer Reihe von terminologischen Experimenten gebildet (YANABU 1982: 1–22). Wir Japaner vergessen heute allzu leicht, daß es im Japan der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zwar durchaus Konzeptionen wie *seifu* [Regierung] oder *seken* [etwa: Mitmenschengemeinschaft] gab, jedoch weder den Begriff *shakai* [Gesellschaft] noch eine „Substanz", die man mit *shakai* hätte bezeichnen können. Umgekehrt hätte man nach *seken* in Deutschland vergeblich Ausschau halten müssen.

Doch all diese das einzelne Vokabular betreffenden, an sich ganz interessanten Episoden sind nur ein kleiner Teil der großen Geschichte, in der die japanische Sprache durch Übersetzungen destruktiv neu erschaffen wurde: Durch Übersetzungen erfuhr die japanische Sprache selbst eine Umwälzung ohnegleichen mit dem Ergebnis, daß eine neue Sprache geschaffen werden mußte. Das heißt, es galt nicht nur das für bestimmte Übersetzungen erforderliche Vokabular zu erfinden, sondern es bedurfte einer kleinen Kulturrevolution, um das Japanische, das bis dahin zum chinesischsprachigen Kulturkreis gehört hatte, mit dem europäischen kompatibel zu machen. Auch unter den soeben erwähnten Männern der Meirokusha, die sich um das neue Übersetzungsvokabular Verdienste erworben haben, waren nicht wenige, die – wie etwa Nishi Amane oder Maejima Hisoka – den radikalen Vorschlag unterbreiteten, die *kanji* [chinesische Schriftzeichen] abzuschaffen und Japanisch nur mit *kana* oder mit dem lateinischen Alphabet zu schreiben. Die damals übliche japanische Schriftsprache (*kanbun yomikudashibun*), die japanisch gelesenem klassischem Chinesisch glich, war zwar selbst aus dem Austausch mit einer anderen Kultur, der chinesischen, hervorgegangen und in Japan fixiert worden, doch als Arbeitsgrundlage für Übersetzungen aus europäischen Sprachen war sie nahezu ungeeignet. Auch der erste Kultusminister der Meiji-Regierung, Mori Arinori, war der Überzeugung, daß Japanisch eine allzu unvollkommene Sprache und deshalb nutzlos sei, und er befürwortete ihre Abschaffung und die Einführung des Englischen, was erbitterte Auseinandersetzungen hervorrief.

Weil das damalige Japanisch schlicht übersetzungsuntauglich war, mußte es reformiert werden. Einer der Reformversuche ist unter dem Namen *genbun-itchi-undō* [Bewegung für die Einheit von gesprochener und geschriebener Sprache] bekannt: Aus dem Japanischen, das Futabatei Shimei, Ozaki Kōyō, Yamada Bimyō und andere etwa zwanzig Jahre nach der Meiji-Restauration durch vielfältige Bemühungen versuchswei-

[2] 1873 gegründete Intellektuellengesellschaft, benannt nach ihrem Gründungsjahr, dem sechsten Jahr der Meiji-Ära.

se erarbeitet hatten, um europäische Literatur übersetzen zu können, ist die Sprache der japanischen Literatur schlechthin hervorgegangen. Die Schriftsprache mit *da* oder *de aru* am Satzende, die wir heute täglich verwenden, wurde auf diese Weise überhaupt erst geschaffen. Zwar nimmt man im Fall von Futabatei Shimei an, daß sein umgangssprachlicher Stil den des *rakugo*[3]-Komikers San'yūtei Enchō nachahmt; es ist also nicht so, daß eine solche Sprache im Volksmund der Edo-Zeit nicht existiert hätte. Doch man sollte durchaus das Neue an dieser Sprache und den damit einhergehenden Bruch mit der Tradition wieder verstärkt wahrnehmen. Wenn Japaner heute dazu neigen, die Bedeutung dieses langwierigen Prozesses zu unterschätzen, so vielleicht deshalb, weil diese Umwälzung unsere tagtäglich verwendete Gegenwartssprache hervorgebracht hat, die wir in der Rückschau geradezu als Selbstverständlichkeit ansehen. Doch wie sehr es sich dabei um experimentelle Arbeit auf unbekanntem Terrain handelte, dürfte auch die Tatsache verdeutlichen, daß japanische Texte aus der frühen Meiji-Ära für gewöhnliche Japaner ohne besondere Schulung unkommentiert heute unlesbar geworden sind, und darüber hinaus, daß viele aus dieser Periode stammenden Versuche in unsere Zeit nicht übernommen wurden. So klingt etwa der von Wakamatsu Shizuko für ihre Übersetzung des *Little Lord Fauntleroy* erfundene *shimasen-katta*-Stil heute nur noch unfreiwillig komisch. Er wirkt ebenso ungewöhnlich wie die zahlreichen, inzwischen gänzlich verschollenen Übersetzungsversuche einzelner Terminologien – etwa *seirigaku* für „Philosophie" oder *chichigaku* für „Logik". Dieses Phänomen veranschaulicht, in welchem Ausmaß das heute von uns gebrauchte Japanisch das Ergebnis einer Wahl aus vielfältigen Möglichkeiten darstellt. Es erinnert uns an die merkwürdigen Lebewesen, die im Verlauf der Evolution im Präkambrium explosionsartig auftraten, um dann schnell wieder zu verschwinden. Ebenso bestehen der Sprachstil und die Terminologie, wie wir sie heute verwenden, in Wirklichkeit aus experimentell hergestellten Exemplaren, die einst mit jenen merkwürdigen Wesen in einer Reihe gestanden haben und die ihr Überleben mehr oder weniger dem Zufall verdanken.

Durch dieses Ringen um eine übersetzungstaugliche Sprache ist im Japan der Meiji-Zeit ein neues Japanisch geschaffen worden, in dem dann die moderne japanische Literatur geschrieben wurde. Das Übersetzen wird, wie bereits erwähnt, gewöhnlich nach dem statischen Modell „Übertragung aus der Sprache A in die Sprache B" aufgefaßt, doch in diesem Fall herrschte ein Zustand, in dem eine Sprache B noch nicht existierte. Das heißt, man übersetzte nicht in eine schon vorhandene

[3] Volkstümliche Vortragssprache.

Sprache, sondern die Sprache B wurde gerade durch das Übersetzen erst allmählich erschaffen. Wenn das Übersetzen eine so dynamische und wichtige Rolle spielt, könnte man sogar zweifeln, ob ein Ausdruck wie „ins Japanische übersetzen" eigentlich angemessen ist. Tatsächlich zeigt die damals äußerst verschwommene Unterscheidung zwischen „Übersetzung" und „Neuschöpfung", daß die übersetzerische Tätigkeit selbst, welche die in ihren Ausdrucksmöglichkeiten ungenügende japanische Sprache erweiterte und neuschuf, als durchaus kreativ zu bezeichnen war. Andererseits bestand das „literarische Schaffen", das Schreiben von Romanen [*shōsetsu*] und Gedichten [*shi*], zunächst im Nachahmen von europäischen Mustern, gewissermaßen im Aufpfropfen von Reisern auf die westliche Kultur. Kein Wunder, daß ein Genre wie der *hon'an shōsetsu* [frei bearbeiteter Roman auf der Grundlage eines europäischen Werks], ein Zwischending zwischen Neuschöpfung und Übersetzung, sich damals großer Beliebtheit erfreute. Man kann sich vorstellen, wieviel Mühen einst der Versuch gekostet haben muß, zwischen Japan und dem Westen, zwei damals noch grundverschiedenen Fremdkulturen, eine Kommunikation herzustellen und für die bei dieser Vermittlung nötigen Kompromisse einen Punkt in der Mitte zwischen beiden zu finden.[4]

Indem die Schriftsprache der *genbun-itchi*-Bewegung unter vielerlei Mühsal dieser Art nach und nach erarbeitet wurde, erhielt das Japanische, das Mori Arinori noch „wegen Unbrauchbarkeit" hatte abgeschafft wissen wollen, ein völlig neues Gesicht: *Kokugo*, die „Nationalsprache", wurde erfunden. Daß diese *kokugo* eine Sprache war, wie sie in der Edo-Zeit nie existiert hatte, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden. Den-

[4] Als Beispiel hierfür ist die Übersetzungsgeschichte von Schillers *Wilhelm Tell* besonders interessant, des ersten Werks der deutschen Literatur, das ins Japanische übertragen wurde. Die erste Teilübersetzung ist *Suittsuru dokuryu jiyū no yumizuru* (1880, übersetzt von Saitō Tetsutarō). Es handelt sich dabei um einen „Übersetzung" genannten Text, der sich außerordentliche Freiheiten gegenüber dem Original herausnimmt; ein Konglomerat von Bashō-, Bakin-, Takeda Shingens Fahnenabzeichen- und *Heike monogatari*-Stil, so daß eine Art *kōdan* [traditionell japanischer Geschichtenerzähler]-Stil dabei herauskommt. Wenn man diesen Text liest, kann man nicht umhin, die prinzipielle Schwierigkeit des Übersetzens zwischen völlig fremden Kulturen neu zu überdenken. 1905 wurde das Werk dann endlich vollständig von Satō Shihō übertragen. Doch auch hier werden die Österreicher zum Geschlecht des Shōgun, Deutschland zu dem von Echizen, Geßler zum Vogt der Dörfer Nishizuru und Uriu, und worauf der in Teizō umbenannte Wilhelm Tell mit Pfeil und Bogen zielt, ist kein Apfel, denn Äpfel waren in Japan zu der Zeit noch weitgehend unbekannt, sondern eine Kaki-Frucht (SUZUKI 1975: 108). Aber paradoxerweise war gerade unter solchen Umständen die Aktualität von Übersetzungen aus fremden, unbekannten Kulturen unvergleichlich groß.

noch löste *kokugo* schon 1900 die bisherigen Schuldisziplinen Lesen, Aufsatzschreiben und Kalligraphie ab und wurde – als ein von allen Bürgern zur Kenntnis zu nehmender normativer Wert – als Schulfach eingeführt. Ziel des *kokugo*-Unterrichts war es, „auch bei der Schriftsprache den Stil der gesprochenen Sprache zu fördern, sich terminologisch vor allem am Sprachgebrauch der Tōkyōter Mittelschicht zu orientieren und so den Standard der Nationalsprache bekannt zu machen und ihre Einheit zu vollenden" (Lee 1996: 150). Für das Kultusministerium war die *kokugo*-Erziehung nichts anderes als „Material, um eine patriotische Gesinnung herauszubilden" (149). Die Erfindung der *kokugo* war für den weiteren Verlauf der japanischen Geschichte in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Relevanz: Sie bedeutete sowohl die endgültige Ablösung vom chinesischsprachigen Kulturkreis als auch, daß das Nebeneinander der verschiedensten Dialekte und auf hierarchischen Unterschieden beruhenden Sprachebenen ausgemerzt wurde, um mit Hilfe der Sprache von Tōkyō die nationale Einheit zu erreichen. Doch am interessantesten ist in diesem Zusammenhang das Paradox, daß gerade die interkulturell angelegten Bemühungen um eine für das Übersetzen geeignete Sprache schon so früh einem nationalistischen Kontext wie der Herausbildung der Nationalsprache einverleibt werden mußten.

Unser Rückblick auf die Situation in der Meiji-Zeit führt uns zu der These: Die Aktualität des Übersetzens ist immer so groß wie seine Schwierigkeit. Die Übersetzung des medizinischen Buches *Taafel Anatomia* von J. Kulmus aus dem Holländischen durch Maeno Ryōtaku, Sugita Genpaku u.a. im Jahr 1774, *Kaitai shinsho*, war deshalb ein bahnbrechendes Ereignis, weil es noch schier unmöglich war, es zu übersetzen. Je zahlreicher und je leichter Übersetzungen werden, desto mehr nimmt ihre gesellschaftliche Bedeutung jedoch ab.

Das Phänomen der häufigen Neuübersetzungen ins Japanische

Der Grund, warum die Japaner in der Meiji-Zeit so fleißig das Übersetzen betrieben, ist denkbar einfach: Vom plötzlichen Auftauchen der amerikanischen Kriegsschiffe 1853 zutiefst überrascht, mußte man den eigenen kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Rückstand erkennen und sich der Notwendigkeit einer gründlichen Modernisierung stellen. Genauso wie bei einer Übersetzung von religiösen Schriften besteht in solchen Fällen eine gänzlich asymmetrische Beziehung zwischen der Sender-Kultur A und der Empfänger-Kultur B. Um in der Ausgangssprache A Geschriebenes irgendwie in die Zielsprache B zu übertragen, werden teils mit großer Gewalt durchgesetzte Veränderungen und Er-

weiterungen der Sprache B wissentlich hingenommen, als ob diese ein notwendiges Übel wären. Die eigene Kultur und Sprache wird deformiert unter dem enormen Druck, der entsteht, wenn neues Wissen und Denken in Strömen einfließen. Die Frage der Übersetzung unter den Bedingungen einer derartig asymmetrischen Beziehung besitzt eine ganz andere Qualität als die des „Normalzustandes".

Im allgemeinen verändern sich die Bedeutung und die Rolle des Übersetzens sowie die Erwartungen an Übersetzer und deren Status in Abhängigkeit von den jeweiligen Beziehungen zwischen Kultur A und Kultur B beträchtlich. Um ein Beispiel in umgekehrter Richtung zu bringen, stehen in Deutschland viele Übersetzungen aus dem Japanischen bis heute in einer mehr oder weniger nahen Beziehung zum Exotismus, man könnte auch sagen: zu einem kulturanthropologischen Orientalismus. Mir ist jedenfalls kein Fall bekannt, daß der Japonismus mit allerlei Attraktionen wie Zen oder Haiku den Kern des allgemeinen europäischen Selbstverständnisses getroffen oder zutiefst erschüttert hätte.

Japan setzte sich mit solchem Eifer die Europäisierung zum Ziel, weil diese gleichzeitig die Modernisierung bedeutete. Von Deutschland zu lernen und deutsches Schrifttum zu übersetzen war für die japanische Gesellschaft eine in den gleichzeitigen Prozeß der Modernisierung eingebettete Angelegenheit. Die westeuropäische Kultur als Norm war im Bewußtsein vieler Japaner jedoch keine fremde, sondern die für die Zukunft anzustrebende eigene Kultur. Übersetzen war in diesem Kontext nicht nur ein Mittel der interkulturellen Kommunikation, sondern auch eine Vorrichtung, mit deren Hilfe man der anderen Kultur ihr Anderssein nahm und sie sich als etwas „Eigenes" einverleibte. Man rezipierte das Fremde nicht als solches, sondern „eignete" es sich an, wobei das Übersetzen gleichzeitig als das Mittel zur Ent-Fremdung bzw. Ent-Fremdkulturalisierung fungierte.

Und so kam es, daß sich – in einer für Europäer kaum glaublichen Art und Weise – bei den Japanern eine erstaunliche Identifikation mit der europäischen Kultur herausbildete. In dieser wollten sie nichts Fremdes sehen, sondern sie nahmen sie eher als Teil ihrer eigenen kulturellen Identität wahr. Dieses Phänomen wird vor allem im Bereich der Musikrezeption deutlich, für die es nicht einmal der Übersetzungen bedarf: Für die große Mehrheit der nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Japaner stellt die japanische Musik, beispielsweise Shamisen oder Nō-Gesänge, nur eine fremde, ferne Welt dar (was allerdings auch an der Erziehung in den Schulen liegen mag, welche die traditionelle Musik vernachlässigt). Dagegen haben Klavier oder Gitarre, Mozart oder die Beatles in den allermeisten Fällen gar nichts Ungewohntes. Die regelmäßig am Jahresende stattfindenden Aufführungen der Neunten Symphonie zeigen, daß

Beethoven überhaupt nicht bewußt als ein Stück fremder Kultur begriffen, sondern als zeitlose, universale Kunst wahrgenommen wird. Genauso ist es auch bei der durch Übersetzungen vermittelten Literatur, und nicht nur das. Es gibt das Phänomen einer Vergöttlichung der Literatur oder Musik, gestützt auf die feste Überzeugung oder Illusion: „Gerade *ich* bin besser als jeder andere in der Lage, Beethoven (oder Hesse) zu verstehen und von ihm angerührt zu werden", ein seltsames Phänomen, das jedoch bis in die jüngste Zeit für die japanische Rezeption westlichen Kulturguts typisch war. Bei einer solchen Herangehensweise wird die Fremdkulturalität eines Werks gründlich verdrängt und das Original aus seinem ursprünglichen Kontext herausgerissen und verallgemeinert – und der Übersetzer benutzt den literarhistorischen Ruhm des Werks letztlich dazu, um *sich selbst* hervorzutun. Rituale dieser Art wurden so lange fortgeführt, wie die westliche Kultur hoch verehrt wurde und Gegenstand einer kollektiven Anbetung war.

Das Werk als Objekt einer religiösen Verehrung und die Identifikation mit dem Autor haben auch in der Welt der japanischen Germanistik ihre Spuren hinterlassen, wie die vielen Buchtitel nach dem Muster „Goethe und ich" oder „Mein Rilke" zeigen. Das Übersetzen ist für solche Germanisten natürlich keine Arbeit eines selbstlosen Mittlers mehr. Nein, hier hat es das Aussehen eines privaten Dokuments, in dem der identifikationsträchtige Übersetzer – in seinem Wunsch, die Fremdkulturalität zu vergessen und sich selbst durch die Identifikation mit dem Autor aufzuwerten – den glücklichen Moment der Vereinigung mit dem Werk oder gar der Verschmelzung mit dem Autor festhält. Der Übersetzer macht nicht nur das Original zu etwas Heiligem, sondern ebenso seine eigene Übersetzung, obwohl alle Übersetzungswerke nichts anderes als ein Zwischending sind und deshalb nichts mit der Aura des Originalwerkes zu tun haben können. Er faßt sie als ein von ihm als „zweitem Schöpfer" neu geschaffenes, eigenständiges literarisches Werk auf, und sein Name prangt in gleichgroßen, ja bisweilen größeren Lettern als der des Autors auf dem Umschlag.

Den Umstand, daß alle möglichen Werke nacheinander und mehrfach übersetzt wurden, hat wohl dieser Mechanismus bewirkt. In der Zeit von der Taishō- bis zum Beginn der Shōwa-Ära und dann besonders vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis etwa 1960 erreichten die wiederholten Übersetzungen der verschiedensten Werke nicht nur der deutschen Literatur ihren Höhepunkt, und es gab Gelegenheiten in Hülle und Fülle, den geheiligten Texten die Existenz des Übersetzer-„Ichs" aufzuprägen und den Wunsch nach Identifikation mit dem Werk in den vielfältigsten Formen zu verwirklichen. Bis in die Nachkriegszeit hatten die allermeisten Schriftsteller ein Germanistik- oder Romanistik-Studium absolviert, und

umgekehrt fanden diejenigen Germanisten und Romanisten, deren Traum vom Schriftstellerberuf nicht in Erfüllung gegangen war, im Übersetzen eine Kompensation für das literarische Schaffen.

Aber es lassen sich auch noch andere Gründe für die große Menge der Übersetzungen finden. Von Werken, die einen guten Absatz garantierten und für deren Abdruck keine urheberrechtlichen Gebühren anfielen, wollten die Verlage gern ihre eigenen Übersetzungen herausbringen, und alle möglichen literarischen Sammelwerke und Gesamtausgaben machten ebenfalls – nach dem Gesetz des *model change* (wie auf dem japanischen Automarkt) – Neuübersetzungen erforderlich. Doch weil diese so zahlreich erschienen, verstärkte sich ihr Charakter als Konsumgut für den gelegentlichen Verbrauch entscheidend – der Erwartung ganz entgegengesetzt, die Individualität der Übersetzer würde zum Vorschein kommen, und entgegen auch deren vielfach gehegtem Wunsch, daß in ihren Arbeiten noch etwas von der Aura des Originals zu erkennen sein möge. Von wohlwollenden Deutschen hört man bisweilen schmeichelhafte Äußerungen wie: „Die Japaner sind zu beneiden, daß sie über dreißig *Werthers* haben!" Doch in Wahrheit unterscheiden sich all die Übersetzungen voneinander kaum und füllen meist nur jungen Wein in alte Schläuche. Begraben in den Bibliotheken und Antiquariaten, lösen sie nur noch verständnisloses Kopfschütteln aus.

Doch ich möchte hier anfügen, daß eine solche Inflation der Übersetzungen keineswegs nur ein spezifisch japanisches Phänomen war. Vielmehr scheint man es fast immer bei Prozessen anzutreffen, in denen eine fremde Kultur mit großer Emphase rezipiert und die eigene in einem Sprung aufgefüllt werden soll. So stieg etwa in Frankreich in den Jahren seit 1530 die Zahl der Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Lateinischen mit einemmal gewaltig an. Das Interessante daran ist: Zu dieser Zeit wurde das Französische gerade als Schriftsprache begründet, wie sich etwa aus dem Edikt von König Franz I. aus dem Jahre 1539 ersehen läßt, in dem er für juristische Dokumente den Gebrauch der französischen Sprache statt der lateinischen vorschreibt. Die Bildung einer „Nationalsprache" hatte in Frankreich begonnen, und die für diese Zeit repräsentativen Autoren haben sich allesamt auch als Übersetzer betätigt. (TSUJI 1993: 77) Auch im Deutschland um 1770 nahmen Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen nahezu die Hälfte aller Romanveröffentlichungen ein (BEUTIN 1984: 137). Von Richardsons Briefroman *Clarissa* (1748) etwa erschienen während des achtzehnten Jahrhunderts fünf deutsche Übersetzungen (MATTENKLOTT 1980: 189), die dann u.a. Goethes *Leiden des jungen Werthers* (1774) direkt beeinflußt haben, und verschiedene Shakespeare-Übersetzungen stehen im engsten Zusammenhang mit der Entstehung der deutschen Romantik. Ohne diese

Übersetzungen und die durch sie angeregten Werke Goethes oder der romantischen Schule, ohne die Bemühungen der deutschen Dichter, die begierig eine fremde Kultur aufsaugten, von Luthers Bibel-Übersetzung einmal ganz zu schweigen, würde die deutsche Sprache heute ganz anders aussehen. All diese Beispiele liegen zeitlich länger zurück als in Japan, doch das Phänomen der mehrfachen Neuübersetzungen und der Blüte der Übersetzungskultur in Japan ist von seiner wesentlichen Struktur her das gleiche.

Der Zustand der Sättigung und die Abstossung

Wenn man jedoch in großen Mengen übersetzt, wird die Berührung mit der fremden Kultur selbst zur Routine, und es kommt zu einer Stagnation. Dieses Phänomen der Sättigung in der Übersetzungskultur erreichte in Japan mindestens zwei Höhepunkte. Beim ersten, der vom Beginn der Shōwa-Ära bis zum Zweiten Weltkrieg dauerte, wirkte auch die damalige politische Situation als treibende Kraft, für die der Slogan von den „Bestien Amerika und England" (*kichiku beiei*) typisch ist. Es war die Zeit, wo die von Übersetzungen geprägte japanische Sprache und die Ästhetik des traditionellen Japanischen bewußt gegeneinander ausgespielt wurden. So reflektiert etwa der damals repräsentative Schriftsteller Tanizaki Jun'ichirō selbstkritisch, daß er sich bis dahin eines erweiterten Übersetzungs-Stils befleißigt habe (1929: 203), und hält es nun für die dringlichste Aufgabe, „statt die Vorteile des Westens zu übernehmen, die durch zu viele Übernahmen entstandene Unordnung zu beseitigen" (1934: 116). Ferner schreibt er: Weil die europäischen Sprachen und das Japanische ihrem Wesen nach völlig verschieden sind, geriet durch die Einführung westlich geprägter Satzformen der Japan eigentümliche knapp-gehaltvolle Stil allmählich außer Gebrauch (1927: 95).

Diese Äußerungen fallen noch in die Anfangszeit der Shōwa-Ära. Doch schon hatten ausgerechnet die in westlichen Dingen am meisten bewanderten Literaten, Kobayashi Hideo, Kawakami Tetsutarō und andere, die „Überwindung der Moderne" zu verfechten begonnen, schon war bei einer großen Zahl von Intellektuellen die ruckartige „Wendung" (*tenkō*) nach rechts oder die „Rückkehr nach Japan" (*Nihon kaiki*) zu einem verbreiteten Phänomen geworden. All dies schließt sich nahtlos an die allgemeine Tendenz während der Kriegszeit an, wo man sich eine von Westeuropa unabhängige, autarke japanische Kultur zum Ziel gesetzt hatte. Und während auf der einen Seite die Germanisten jener Zeit, allen voran Kimura Kinji und Takahashi Kenji, emsig den Geist und die Werke der NS-Literatur empfahlen und durch Übersetzungen bekannt machten,

konnte auf der anderen Seite von der aufgeschlossenen Haltung gegenüber der westlichen Kultur auch nicht eine Spur mehr übrigbleiben.

Diese kulturelle Abschottung endete mit dem verlorenen Krieg. Als Reaktion darauf erlebte Japan einen nie dagewesenen Übersetzungs-Boom. Für die nach Büchern hungernden Menschen wurden alle nur denkbaren Werke der westlichen Literatur übertragen.[5] Hand in Hand mit großangelegten Rechtschreibreformen wie dem neuen *kana*-Gebrauch gewannen die in der neuen Schriftsprache abgefaßten, „frischen" Übersetzungen europäischer und amerikanischer Literatur eine hohe Aktualität. Die „gute alte Zeit" der Übersetzung war wieder gekommen, wo es scherzhaft hieß: „Mit Übersetzungen baut der Germanist sein Haus." Von da an dauerte dieses Goldene Zeitalter der japanischen Übersetzungskultur noch knapp zwei Jahrzehnte an. Nicht nur Thomas Mann oder Kafka, die man während des Zweiten Weltkriegs vermißt hatte, sondern auch sogenannte Klassiker des neunzehnten Jahrhunderts wurden wieder in mehreren Neuübersetzungen vorgelegt, und bei allen führenden Verlagen erschienen umfangreiche Sammlungen mit Werken der Weltliteratur. Große Mengen literarischer und philosophischer Texte, von der Klassik bis zum damals gerade aktuellen Existentialismus, wurden aus den westlichen Sprachen übersetzt. Mögen sie verstanden worden sein oder auch nicht, jedenfalls füllten sie die Regale. Ob hier bei der Einführung einer fremden Kultur allerdings die gleiche Dringlichkeit zu spüren war wie zu Beginn der Meiji-Zeit, ist eine andere Frage.

Nach Ablauf dieser Phase steuerte der Sättigungszustand auf seinen zweiten Höhepunkt zu. In der Flut der Informationen und der Vielfalt der Medien, längst nicht mehr auf den Westen und auf die Literatur beschränkt, erlangten Übersetzungen als ganz alltägliche, durchschnittliche Texte ihr Bürgerrecht, und eben aus diesem Grund wurde im Verhältnis dazu die Aktualität literarischer Übersetzungen dramatisch herabgesetzt. Dieser Zustand dauert im Grunde bis heute an. Was speziell die deutsche Literatur betrifft, so ist sie besonders tief gefallen, verglichen mit ihrem Ansehen von einst, als sie für jeden intellektuellen Leser ein Muß war und als eine Art Norm galt. Dem japanischen Leser fällt es einfach immer schwerer, in der deutschen Gegenwartsliteratur aktuelle

[5] Die Debatte um die „Überwindung der Moderne" gerät nach Kriegsende ganz und gar in Vergessenheit. Einer der Verantwortlichen für die gleichnamige Konferenz, Kobayashi Hideo, schreibt einen Essay, der das Genie Mozart thematisiert, dabei aber jegliche fremdkulturelle Perspektive vermissen läßt. Mit dieser Hommage an die westeuropäische Kultur versucht er klammheimlich, seine Vergangenheit als Kriegsagitator zu vertuschen. Auch im literaturkritischen Diskurs der Nachkriegszeit gibt er weiter den Ton an. (AIZAWA 1991)

Bezugspunkte zur eigenen Realität zu finden, was jeden nachdenklichen Germanisten in Japan vor ernste Fragen stellt. Übrigens hat der kleiner gewordene „Markt" für deutsche Literatur bereits dazu geführt, daß die Ausbildung in deutscher Sprache und Literatur an den Universitäten nach dem bisherigen System, das zur Blütezeit des Übersetzens etabliert worden war, nicht mehr aufrechterhalten werden kann – für uns alle in Japan, die wir mit deutscher Literatur zu tun haben, ein Anlaß zu großer Besorgnis.

Wenn man indessen den Stellenwert der japanischen Literatur in Deutschland bedenkt, kommt der jetzige Zustand, wo Übersetzungen nicht gerade übermäßige Begeisterung entgegengebracht wird, vielleicht doch eher der Normalität näher. Nachdem es eine Phase des einseitigen Kulturimports durchlaufen hat, ist Japan nun soweit, zur Kultur des deutschen Sprachraums eine ebenbürtige Beziehung aufzubauen. Und weil man nicht mehr auf die Wiederkehr jener üppigen „guten alten Zeit" hoffen darf, sollte man da nicht lieber fragen, welche Übersetzungen aus dem Deutschen für die künftige japanische Gesellschaft welche Aktualität haben werden? Daß Japan die einseitige Übernahme durch Übersetzungen erfolgreich absolviert hat, sollte am Ende nicht einfach zu bloßer Gleichgültigkeit Deutschland und der deutschen Kultur gegenüber führen. Um dies zu verhindern, müssen wir nach Möglichkeiten suchen, wie mit der Fremdkultur Deutschland ein wirklich produktiver interkultureller Austausch verwirklicht werden kann.

Das Ende des Zeitalters der Literaturübersetzungen und ihre „Ent-Fremdende" Funktion

Wenn ein in der Entwicklung begriffener von einem ihm weit überlegenen Kulturkreis lernt und Dinge übernimmt, die anfangs sogar als unübersetzbar erscheinen, dann wirkt innerhalb einer derartigen interkulturellen Kommunikation das Übersetzen – wie wir an seiner Geschichte seit der Meiji-Ära gesehen haben – geradezu gewaltsam auf die eigene Kultur und Muttersprache ein. Einerseits fördert es den Austausch mit der fremden und die Veränderung der eigenen Kultur, auf der anderen Seite besteht seine Funktion gleichzeitig in der Verdrängung der Fremdheit: Das Übersetzen macht gerade die Fremdkulturalität und Alterität unsichtbar und erzeugt so die Illusion, das von anderswoher Übernommene sei schon immer in der eigenen Tradition vorhanden gewesen. Nichts ist eigentlich fremder als eine fremde Sprache, die man überhaupt nicht versteht. Wenn diese unverständliche Sprache dank Übersetzungen verständlich gemacht wird, ist man oft weitgehend beruhigt, weil man

sich fühlt, als hätte man den Sinn eines Textes vollständig erfaßt; und darüber hinaus kann man sogar seine Fremdkulturalität als erledigt betrachten. Die Übersetzung „ent-fremdet" den eigentlich fremden Text, und dadurch ist ja der wesentliche Teil eines Kulturschocks für viele schon vorbei!

Auf die Beziehungen zwischen Japan und Deutschland bezogen heißt das: Der Modernisierungsprozeß durch Übersetzung bewirkte eine sprunghafte Verkleinerung der Fremdheit zwischen der japanischen und der deutschen Kultur. Heute muß Japan nicht mehr aus dem Westen eine neue Literatursprache übernehmen und dafür die Möglichkeiten der Übersetzung erweitern. Wenn sich nun bei der produktiven Rezeption einer fremden die eigene Kultur und Muttersprache verändert hat, dann ist die eigentlich „eigene" Kultur, wie sie vor der Begegnung mit der fremden bestand, aus heutiger Sicht die bei weitem fremdere. Wir Japaner empfinden z.B. die Kultur der Edo-Zeit, verglichen mit der des gegenwärtigen Deutschland, als viel weiter entfernt. Daß wir hier gemeinhin nicht von „Fremdkultur" sprechen, liegt nur daran, daß wir bei der Betrachtung von Kulturen immer noch von der Nation als Einheit ausgehen und vom im neunzehnten Jahrhundert geprägten Nationalismus beherrscht werden, welcher die Einheit von Nation und Kultur als selbstverständlich voraussetzt.

Der Literatur kam in jeder Kultur spätestens seit dem neunzehnten Jahrhundert eine identitätsstiftende Funktion zu. Was auch immer die Intention des einzelnen Schriftstellers oder Lesers war, Literatur fungierte lange Zeit als Nationalliteratur und trug zur „Erfindung der Nation" (Benedict Anderson) bei. Auch in der Geschichte der interkulturellen Kommunikation hat die Literaturübersetzung eine gewisse historische Rolle gespielt: von der Herausbildung einer funktionsfähigen Muttersprache bis hin zur Vermittlung zwischen den fremden Kulturen, etwa durch Bestätigung der universalen Gemeinsamkeiten zwischen Japan und Europa. Diese historischen Aufgaben sind aber inzwischen fast erfüllt, die Fremdartigkeit zwischen Japan und Deutschland hat sich gesundgeschrumpft, so daß die japanischen Leser jetzt nicht mehr schrecklich viel von der deutschen Literatur erwarten. Das allgemeine Desinteresse an der deutschen Literatur in Japan rührt also nicht nur etwa von der schlechten Vermittlungsarbeit oder von der immer weniger lesefreudigen japanischen Jugend her, sondern es weist auch seine historisch-strukturellen Gründe auf.

Wenn nun die interkulturelle Kommunikation zwischen Japan und Deutschland noch vertieft werden soll, ist sehr zu bezweifeln, ob die Literatur dabei weiter ihre angestammte privilegierte Rolle spielen kann, zumal in Japan eine Übersetzungskultur gepflegt wurde, in der die

Fremdkulturalität des Westens heruntergespielt wurde. Man muß vielmehr die Realität anerkennen, daß die überwältigende Mehrheit der aktuellen japanisch-deutschen Dialoge bereits auf anderen Gebieten als dem der schönen Literatur geführt wird. Und selbst wenn es um die Lektüre literarischer Werke ginge – ist nicht das, was momentan am meisten nottut, der Aufbau eines Systems, das uns richtige, präzise und zuverlässige Informationen über die moderne deutsche Gesellschaft an die Hand gibt? Die Übersetzungs-Infrastruktur, die einen Informationsaustausch über all die Einzelheiten ermöglicht, ist in einem besorgniserregenden Maße unorganisiert.

Die künftigen Aufgaben auf dem Gebiet des deutsch-japanischen Übersetzens

Auf den ersten Blick scheinen in den beiden Industrienationen Japan und Deutschland nahezu die gleichen Spielregeln zu gelten: Stichworte wie Demokratie, freie Marktwirtschaft, Sozialversicherung oder Recycling gehören in beiden Kulturen zur Tagesordnung. Erst die differenziertere Analyse bis ins feinste Detail führt uns zu den grundlegenden Unterschieden. Was zum Beispiel das gleichermaßen demokratisch gewählte Parlament betrifft, so lassen sich Art und Weise der dort geführten Debatten oder die nicht zwingend vorgeschriebene Logik der Konsensbildung nicht anders als mit Fremdkulturalität erklären.

Die hinter einer oberflächlichen Ähnlichkeit verborgene Fremdkulturalität nicht zu übersehen sondern anzuerkennen, und von diesem Ausgangspunkt aus eine Form der Kommunikation zu entwickeln, gerade darin kann die künftige Bedeutung des Übersetzens und der weiteren interkulturellen Kommunikation zwischen Japan und Deutschland liegen. Anders als vor dem Zweiten Weltkrieg, als Japan einseitig von Deutschland lernte, wird dies ein Prozeß sein, bei dem zwei hochentwikkelte Industrienationen reziprok zu anstehenden Problemen Informationen austauschen und gemeinsam nach besseren Lösungsstrategien suchen. Doch um die der Sache entsprechende präzise Kommunikation zu ermöglichen, müssen erst genügend übersetzerisches Know-how und eine Infrastruktur der Übersetzer-Ausbildung vorhanden sein. Beides läßt sowohl auf der japanischen als auch auf der deutschen Seite noch sehr viel zu wünschen übrig: Während man zahlreiche englisch-japanische Profi-Übersetzer findet, ist ein Beruf „Profi-Übersetzer Deutsch-Japanisch“ im außerliterarischen Bereich noch kaum etabliert!

Bis jetzt waren Übersetzungen vom Deutschen ins Japanische von den Normen der literarischen Übersetzung geprägt. In Japan lernt man

Deutsch als Fremdsprache meist erst an den Hochschulen, und die Deutschlehrer dort sind prinzipiell Germanisten, d.h. Literatur- bzw. Sprachwissenschaftler. Auch die Lehr- und deutsch-japanischen Wörterbücher sind von Germanisten verfaßt. Ganz unabhängig davon stehen andererseits japanische und deutsche Spezialisten in einem fortwährenden, lebhaften Austausch auf Fachgebieten wie Umwelt, Sozialversicherung, Stadtplanung u.a.m. Weil aber dieser interkulturelle Austausch sich inhaltlich an einer Stelle abspielt, die kaum Bezug zum Sprachunterricht oder zu deutsch-japanischen Wörterbüchern hat, sind die Deutschlehrenden und Germanisten, die oft nebenbei auch übersetzen, diesen Fachtermini kaum begegnet. Für das Englische sind verschiedene Arten von Fachwörterbüchern vorhanden, für das Deutsche jedoch gilt: Die Fachleute prägen ihre Termini, unbemerkt von den Kreisen, die sich mit der Sprache befassen, und setzen sie jeweils nur in ihrem eigenen Bereich in Umlauf.[6] Ein breiter japanisch-deutscher Austausch wird so verhindert.

Um nur einige Beispiele anzuführen: Selbst im größten und mit Abstand besten Lexikon dieser Art, dem *Großen Deutsch-japanischen Wörterbuch* von Shōgakukan, fehlen leider wichtige Ausdrücke, die tagtäglich in deutschen Zeitungen vorkommen, wie etwa „Ausbildungsplatz". Auch das statt dessen aufgenommene Wort „Lehrstelle" wird dort unzeitgemäß erläutert mit der mittelalterlich anmutenden Übersetzung *totei* für Lehrling. Weil ein Begriff wie „Kreislaufwirtschaft", der in Deutschland ein Grundprinzip bei der Abfallverwertung, nämlich das „Recycling" bezeichnet und der auch in Japan schon seit längerem viel Beachtung findet, in allen Wörterbüchern fehlt, können so seltsame und mißverständliche Direktübersetzungen wie *junkan keizai* (als ob nicht die Stoffe, sondern Geld im Kreislauf wäre!) immer noch nicht abgeschafft werden. Ebensowenig auszurotten sind irreführende Ausdrücke wie *keiei hyōgikai*; der „Betriebsrat" wird durch diese althergebrachte Fehlübersetzung allzu oft als Organ für Beratungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mißverstanden. Weil man „Landschaft" traditionell mit *keikan* [Landschaftsbild, Anblick] wiedergibt, wird die Rede vom „Landschaftsschutz", der die natürliche Beschaffenheit einer Landschaft erhalten will, mit jenem „Landschafts"-Schutz japanischer Version auf eine Stufe gestellt, der die Entfernung von Strom- und Telefonmasten aus den Groß-

[6] Als Ausnahmen sind insbesondere die beiden zuverlässigen Lexika hervorzuheben, die Tazawa Gorō verfaßt hat: *Deutsch-Japanisches Wörterbuch für Politik, Wirtschaft und Recht* (1990) und *Deutsch-Japanisch-Englisches Wörterbuch für Handel, Wirtschaft und Recht mit Kommentaren von Grundbegriffen* (1999). Tazawa ist bezeichnenderweise kein Germanist.

städten fordert und so das Stadtbild zu verschönern sucht. Die Situation, daß die Deutschlernenden in Japan mit den gegenwärtig vorhandenen deutsch-japanischen Wörterbüchern nicht einmal ordentlich eine deutsche Zeitung lesen können, verrät ein schwerwiegendes Defizit im DaF-Konzept in Japan.

Die Qualität der deutsch-japanischen Übersetzungen in den außerliterarischen Bereichen ist oft dementsprechend beängstigend, wenn nicht gar alarmierend. Auf einer großen Klimaschutz-Konferenz, um nur ein Beispiel zu nennen, wurde die zweite Hälfte des bekannten Mottos „Global denken, lokal handeln" mündlich und leider auch schriftlich – in Fettdruck auf der OHP-Folie zu lesen – mit *kyokubu no kōdō* übersetzt, wörtlich etwa: Handeln der Genitalien. Die wiederholten Erfahrungen mit solch schlechter deutsch-japanischer Übersetzungsqualität haben natürlich zur Folge, daß in der japanischen Öffentlichkeit der Gebrauch deutscher Texte und das Engagieren deutscher Redner des öfteren umgangen werden: Entweder ersetzt man deutsche Muttersprachler durch Englischsprechende, oder die Deutschen müssen Englisch (oder gleich Japanisch) sprechen bzw. schreiben. Solange der Bereich der deutsch-japanischen Übersetzung weiterhin weder institutionalisiert noch von Sachverständigen betreut bleibt, kann diese Marktschrumpfung nur fortschreiten.

Dies ist nur einer der Mißstände, die daraus resultieren, daß deutsch-japanische Übersetzungen bislang nur in einem literaturzentrierten System praktiziert wurden, wobei dies offensichtlich auch für das Verstehen der deutschen Gegenwartsliteratur selbst ein ernsthaftes Problem darstellt. Die Fachausdrücke auf der lexikographischen Ebene ständig zu kontrollieren und wichtige Texte aus den jeweiligen Fachgebieten aktiv in Japan einzuführen ist eine immer relevantere Vermittlungsarbeit zwischen Deutschland und Japan, die jedoch den Rahmen dessen weit überschreitet, was ein japanischer Germanist – so die bisher übliche Übersetzungspraxis – in seiner Freizeit nebenbei erledigen könnte. Wenn die auf Sprache und Literatur spezialisierte Germanistik sich nicht zum Ziel setzen will, professionelle Übersetzer auszubilden, die für die einzelnen Fachgebiete als ausgezeichnete, zuverlässige Mittler dienen können, dann muß sich entweder das Selbstverständnis des Fachs Germanistik ändern, oder eine systematische Ausbildung solcher Fachübersetzer muß an anderer Stelle institutionalisiert und realisiert werden. Für die künftige, bessere interkulturelle Kommunikation zwischen Japan und Deutschland wäre dies eine dringende Aufgabe.

Die Zeiten sind vorbei, wo man mit Literaturübersetzungen eine emotionale Bestätigung der allgemeinmenschlichen Gemeinsamkeiten zwischen der japanischen und der deutschen Kultur anstrebte. Heute benöti-

gen wir sachlich präzise und differenzierte Übersetzungen, welche das ähnlich Aussehende zu sezieren wagen und – gestützt auf ein genaues Wissen um das Eigene wie um das Andere – die Kulturdifferenz explizit hervortreten lassen. Was wir brauchen, sind hochqualifizierte Übersetzer, die in verschiedenen Bereichen Fachkenntnis besitzen und als selbstlose Mittler fungieren. An landeskundlichen Informationen zu einzelnen Bereichen wie z.B. dem deutschen Umweltschutz oder Fragen der Bildungspolitik besteht in Japan stets ein großer Bedarf, und das Interesse der deutschen Öffentlichkeit an Japan wird auch nicht ewig auf das Exotisch-Orientalistische eingeengt bleiben. Die Zahl derer, die gerne als qualifizierte Übersetzer arbeiten würden, ist vermutlich im verborgenen ebenfalls groß. Es ist recht bedauerlich, daß diese potentielle Nachfrage immer noch nicht befriedigt werden kann.

Dringend vonnöten sind heute eine von der traditionellen Germanistik (bzw. Japanologie) abgekoppelte, institutionalisierte Übersetzerausbildung und eine aktive Marktstrategie für Übersetzungen aus dem Deutschen in Japan (bzw. aus dem Japanischen in Deutschland). Dieses Fazit mag für die traditionellen Literaturwissenschaftler allzu sachlich, wenn nicht gar provokatorisch klingen. Angesichts der tiefen Krise, daß die Texte in deutscher Sprache und somit auch die Übersetzungen aus dem Deutschen in Japan immer weniger gefragt sind – zum Teil wegen der erfahrungsgemäß mangelhaften Übersetzungsqualität, und mit der Folge einer sich wiederum verringernden Zahl an verläßlichen Übersetzern –, sind jedoch die institutionalisierte Ausbildung qualifizierter Übersetzer in verschiedenen Fachgebieten und die Markterweiterung für deutsch-japanische Übersetzungen unumgänglich. Die angehenden Übersetzer würden im Laufe ihrer Ausbildung ohnehin rasch begreifen, daß das Übersetzen im Bereich der Literatur und Geisteswissenschaft, vielleicht neben dem der Medizin, bei weitem am schwierigsten ist im Vergleich etwa zu Wirtschaft, Informatik oder Technik. Wenn eine Übersetzungs-Infrastruktur institutionalisiert wird, wenn sich dadurch der Beruf „deutsch-japanischer Profi-Übersetzer" in Japan etabliert, dann ist ebenfalls eine Erhöhung der allgemeinen Standards sowohl der sachlichen als auch der literarischen Übersetzungen zu erwarten. In diesem Sinne bin ich überzeugt, daß die genannten sachlichen Forderungen und die Zukunft der Literaturübersetzung keineswegs Gegensätze bilden, sondern einander ergänzen werden.

Aus dem Japanischen übersetzt von Matthias Hoop

Literaturverzeichnis

Aizawa Keiichi (1991): Mōtsarutian no zaigōshi: Mō hitotsu no juyōshi [Sündengeschichte der Mozartianer: Eine andere Rezeptionsgeschichte]. In: *Eureka* 23, 9, Tōkyō: Seidosha, S. 188–203.

Anderson, Benedict (1988): *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Aus dem Englischen von Benedikt Burkard. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Beutin, Wolfgang (Hg.) (1984): *Deutsche Literaturgeschichte: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart u. a.: Metzler.

Hirota Eitarō (1969): *Kindai yakugo kō* [Überlegungen über die modernen Neologismen durch das Übersetzen]. Tōkyō: Tōkyōdō shuppan.

Lee Yeounsuk (1996): *„Kokugo" to iu shisō – Kindai Nihon no gengo ninshiki* [Die Idee der Nationalsprache – Das Sprachbewußtsein im modernen Japan]. Tōkyō: Iwanami shoten.

Mattenklott, Gert (1980): Briefroman. In: Glaser, H. A. (Hg.): *Deutsche Literatur: Eine Sozialgeschichte*. Bd. 4. Reinbek: Rowohlt, S. 185–203.

Ōshima Maki (1994): Tanizaki Jun'ichirō no hon'yakuron [Übersetzungstheorie von Tanizaki Jun'ichirō]. In: Kamei Shunsuke (Hg.): *Kindai Nihon no hon'yaku bunka* [Übersetzungskultur im modernen Japan]. Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 363–390.

Sugimoto Tsutomu (1983): *Nihon hon'yakugoshi no kenkyū* [Studien zur Geschichte der Neologismen durch das Übersetzen in Japan]. Tōkyō: Yasaka shobō.

Suzuki Shigesada (1975): Shirā [Schiller]. In: Fukuda M., Kenmochi T., Kodama K. (Hg.): *Ōbei sakka to Nihon kindai bungaku* [Europäische und amerikanische Schriftsteller und die moderne japanische Literatur]. Bd. 4. Tōkyō: Kyōiku shuppan sentā, S. 86–112.

Tanizaki Jun'ichirō (1927): Jōzetsuroku [Geschwätzige Aufzeichnungen]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 20 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 69–166.

Tanizaki Jun'ichirō (1929): Gendai kōgobun no ketten ni tsuite [Über die Mängel des modernen Schreibens im gesprochenen Stil]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 20 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 181–218.

Tanizaki Jun'ichirō (1934): Bunshō dokuhon [Einführung ins Aufsatzschreiben]. In: *Tanizaki Jun'ichirō zenshū* [Gesammelte Werke von Tanizaki]. Bd. 21 (1968). Tōkyō: Chūō kōronsha, S. 87–246.

Tsuji Yumi (1993): *Hon'yakushi no puromunādo* [Ein Spaziergang durch die Geschichte des Übersetzens]. Tōkyō: Misuzu shobō.

Yanabu Akira (1982): *Hon'yakugo seiritsu jijō* [Die Entstehung von Neologismen durch das Übersetzen] (Iwanami shinsho). Tōkyō: Iwanami shoten.

Der linguistische Kern des Problems

Judith Macheiner

Arten des Meinens

Übersetzung ist nach Walter Benjamin „zuletzt zweckmäßig für den Ausdruck des innersten Verhältnisses der Sprachen zueinander" (Benjamin 1955: 43). Das Verhältnis der Sprachen aber sei das ihrer „eigentümlichen Konvergenz. Es besteht darin, daß die Sprachen einander nicht fremd sondern a priori und von allen historischen Beziehungen abgesehen einander in dem verwandt sind, was sie sagen wollen." Es ist die Aufgabe des Übersetzers, diese in alle Sprachen „gebannte", „reine Sprache ... in der eigenen zu erlösen". Nicht das Gemeinte ist es, was zu übersetzen sich lohnt, sondern die Art des Meinens, nicht die Mitteilung ist das Wesentliche des Originals, „je mehr es Mitteilung ist, desto weniger ist für die Übersetzung dabei zu gewinnen" (53).

Es ist die Magie des Dichters, die diesem Essay über die Aufgabe des Übersetzers seine suggestive Kraft verleiht, mit der verglichen alle wissenschaftlichen Betrachtungen zum Übersetzen uninspiriert und unwesentlich klingen. Und in der Tat wäre zu fragen, ob man der großen Faszination des Übersetzens mit den Instrumenten des wissenschaftlichen Denkens beikommen kann, ja ob man den Versuch überhaupt unternehmen soll, das, was dem Original zu seiner „stets erneute(n) späteste(n) und umfassendste(n) Entfaltung" (43) verhilft, mit den Methoden deskriptiver und explikativer Wissenschaften zu erfassen.

Haben wir überhaupt eine Chance, mit abstrakten Hypothesen und langatmigen Argumentationen gegen die Kraft der poetischen Bilder anzukommen? „Denn der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade" (51), sagt Benjamin, und welche wissenschaftliche These könnte es schon mit der Anschaulichkeit dieses Bildes aufnehmen? Es ist die Art des Meinens, die uns in ihren Bann schlägt, die dem Gemeinten eine Aura das Geheimnisses verleiht, es aus den Bereichen des rational Erfaßbaren in die magische Welt des Ästhetischen rückt. „Die wahre Übersetzung ist durchscheinend" (51), heißt es, durchsichtig für die Intention der Sprache des Originals und damit für die einander ergänzenden Intentionen aller Sprachen, die reine Sprache, zu deren Offenbarung die wahre Übersetzung, die nicht dem Sinn des Originals gilt, beiträgt.

Es ist die Art des Meinens, die die Meinung des Dichters zu einem Mythos macht, an dem jede kritische Analyse beckmesserisch verfehlt scheint. Doch die Frage, die Benjamin mit der ganzen Kraft seiner poetischen Bilder beantwortet, ist die Grundfrage des Übersetzens seit jeher, und sie ist keinesfalls auf die Übersetzung von Dichtung beschränkt. „Übersetzung ist eine Form" (41), sagt Benjamin, es ist, fügen wir hinzu, die Übersetzung von einer Form in eine andere, und daß diese Formen nicht eindeutig aufeinander abbildbar sind, bestimmt das Problem des Übersetzens.

Das Besondere an diesen Formen ist, daß sie Bedeutung tragen, und dies nicht in einer einfachen Beziehung, sondern in einer reichlich komplizierten und letztendlich alle Bereiche unseres Denkens und Fühlens einbeziehenden Weise. Und es ist gerade diese mit so viel verschiedenen Inhalten angereicherte Bedeutung, über die die Formen von Original und Übersetzung einander zugeordnet werden. Daß diese Zuordnung mit großen Problemen verbunden und letztendlich immer nur über einen Kompromiß möglich ist, liegt an den formalen und inhaltlichen Unterschieden zwischen den Sprachen; daß die Zuordnung überhaupt möglich ist, verdanken wir in der Tat der Konvergenz der Sprachen, deren wichtigste Eigenschaft die phänomenale Variabilität ihrer Ausdruckskraft ist. Dabei spielt die enorme Wandelbarkeit des Wortschatzes einer Sprache eine besondere Rolle; aber die syntaktische Verknüpfung von Wörtern zu größeren, bedeutungstragenden Strukturen ist für das fast grenzenlose Ausdruckspotential der Sprachen nicht weniger wichtig.

Die Art des Meinens ist an die Form gebunden, an die syntaktischen Möglichkeiten der Sprache nicht minder als an ihre Wörter, und wenn es die wahre Aufgabe der Übersetzung ist, die Art des Meinens zu bewahren, dann ist es die Aufgabe der Wissenschaft vom Übersetzen, die allgemeinen und besonderen Bedingungen auf dem Weg zu diesem Ziel aufzuzeigen. Sehen wir uns aber die besonderen Bedingungen, die die Art des Meinens ausmachen, genauer an, so müssen wir konstatieren, daß es nicht der Satz ist, die syntaktische Verbindung der Wörter zu einem größeren Ganzen, sondern gerade die Wörtlichkeit der Interlinearversion, die eine Mauer vor die Art des Meinens stellt. Die besondere Art des Meinens von Sprachen ist nicht so sehr von den Wörtern selbst abzulesen als von den Möglichkeiten ihrer Einbettung in größere syntaktisch-strukturelle Zusammenhänge.

Die übersetzungswissenschaftliche Lücke

Wenn man sich von der Vision des Dichters den nüchternen Argumenten der Wissenschaft zuwendet, dann wird man allerdings vergeblich nach einer vergleichbar prononcierten Position suchen. Nun kann es auch nicht die Aufgabe der Wissenschaft sein, festzulegen, was die wahre Übersetzung ist. Aber ihren Gegenstand, das Übersetzen, die Übersetzung, müßte sie immerhin so erfassen, daß sich das Wesentliche davon in überprüfbaren Aussagen wiederfindet. Und hierzu gehört eben auch die Frage, was eine Übersetzung ist, und falls es mehrere Möglichkeiten gibt, welcher Möglichkeit aus welchen Gründen der Vorzug gegeben wird oder zu geben ist.

Es gibt, wie man zum Beispiel bei Werner Koller (u. a. 1992) nachlesen kann, viele verschiedene Antworten zum ersten Punkt, die im großen und ganzen alle von der Entsprechung handeln, die zwischen Original und Übersetzung besteht. Diese wird, meist unter dem Begriff von Äquivalenz, in ziemlich unterschiedlichen Bereichen gesehen und kann sich überdies auf verschiedene Abschnitte einer Skala beziehen. Es kann dabei um Entsprechungen zwischen Zeichen oder Texten gehen, deren Sinn oder Botschaften, kommunikative Intentionen oder Effekte, linguistische oder hermeneutische Verstehensgrundlagen, automatische oder kreative Umformung – die verschiedenen Blickwinkel ergänzen sich zum Teil, zum Teil überschneiden sie sich. Ein Problem haben sie alle: Um den Nachweis von Äquivalenz zu führen, sind sie in jedem Fall auf Hypothesen und Methoden aus anderen Disziplinen angewiesen.

Solange es ums Übersetzen sprachlich geformter Inhalte geht, und nur von diesen ist hier die Rede, ist die Wissenschaft von der Sprache mit all ihren verschiedenen Aspekten und Teilgebieten die wichtigste Disziplin, die das theoretische und methodische Instrumentarium zur Erfassung von Übersetzungsäquivalenz liefert.

Doch hier gibt es ein Problem. Es wäre Aufgabe der Übersetzungswissenschaft, grundlegende Einsichten der Linguistik auf den Gegenstand des Übersetzens anzuwenden. Gerade hier hat sich aber nun eine mit den Jahren immer größer werdende Lücke aufgetan zwischen den zunehmend präziseren Vorstellungen über die Organisationsprinzipien von Sprache und Sprachverwendung und einer immer mehr auf kulturspezifische Handlungsnormen orientierten Wissenschaft vom Übersetzen.

Der entscheidende Punkt in der Entwicklung der Sprachwissenschaft, der in den pragmatisch orientierten Anwendungsbereichen leicht übersehen wird, betrifft die Rolle der Syntax in der Sprache. Angesichts der Intention, die von den Wortbedeutungen mit ihren verschiedenen, und oft auch schwer auslotbaren Unterschieden in den Arten des Meinens

ausgeht, wird die Tatsache, daß Syntax eine primäre Organisationsform von Sprachen ist, durch die aus den Wörtern einer Sprache überhaupt erst Aussagen werden, leicht zur Nebensache. Aber die Syntax der Sprachen steckt zum großen Teil schon in den Wörtern, so daß mit der Wahl eines Wortes nicht nur ein bestimmter Weltausschnitt anvisiert ist, sondern die ganze Aussage, die darüber getroffen werden soll, bereits zu einem erheblichen Teil vorgeformt ist. Dies bedeutet, daß die Konvergenz der Sprachen, ihre einander ergänzenden Eigenschaften, nicht nur die verschiedenen Sichten auf die Art der Welt umfaßt, sondern eben auch den Bauplan sprachlicher Strukturen.

Ähnlichkeiten und Unterschiede im syntaktischen Bauplan von Sprachen betreffen im wesentlichen vier verschiedene Komponenten: 1. die Hierarchie, zu der sich die syntaktischen Bausteine sprachlicher Strukturen (Wörter, Wortgruppen, Teilsätze) zusammenfügen; 2. die strukturellen Domänen, die mit der Bedeutung von Wörtern gesetzt sind (Valenz, Argumentstruktur, struktureller Geltungsbereich); 3. die Gerichtetheit (Direktionalität), der die Abfolge der Elemente in diesen Domänen unterliegt; und 4. die Umstrukturierungsmöglichkeiten (Umstellungen, Ellipsen, Paraphrasen), die für die in den ersten drei Komponenten bestimmten lexikalisch-syntaktische Strukturen bestehen. Warum sich die Konvergenz der Sprachen beziehungsweise die verschiedenen Arten des Meinens gerade in diesen Komponenten äußern, kann man nur verstehen, wenn man sich die Grundprinzipien ansieht, die in und an ihnen wirksam werden. Dies soll im folgenden an Hand eines Teilausschnitts der Frage äquivalenter Informationsverteilung geschehen.

Sich mit den syntaktischen Eigenschaften von Sprachen zu beschäftigen, mag wenig reizvoll erscheinen, hat jedoch auch Vorteile, die nicht gering zu achten sind. Während Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den Wortbedeutungen in den verschiedenen Sprachen eine unüberschaubare Menge von Einzelelementen betreffen, beziehen sich Unterschiede und Ähnlichkeiten im syntaktischen Bereich immer auf ganze Klassen von Erscheinungen. Und da sie, wie zu zeigen sein wird, ihre Schatten aus dem verbindlichen Bereich syntaktischer Regeln in den Wahlbereich syntaktischer Präferenzen werfen, sind sie in einem noch viel nachhaltigeren Sinne für die verschiedenen Arten des Meinens entscheidend. Die grundlegenden Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den syntaktischen Eigenschaften der beteiligten Sprachen erlauben eine generalisierende Beschreibung der Strukturen zwischen Original und Übersetzung und ermöglichen auf diese Weise Vorhersagen, die übersetzungswissenschaftliche Aussagen in den Bereich wissenschaftlich überprüfbarer Hypothesen rücken.

Ein Problem

Der linguistische Kern des Problems kann leicht übersehen werden, wenn man sich der Vielzahl der Probleme zuwendet, in die er eingebettet ist. Toury (1995) zitiert 27 englische Übersetzungen des japanischen Haiku:

> Kare-eda ni
> Karasu-no tomari-keri
> Aki-no-kure

(177), die – wie er überzeugend darlegt – diverse literarische Konventionen der Zielsprache manifestieren.

Eine Interlinearversion, die uns die sprachlichen Besonderheiten des Japanischen erkennen ließe, sähe etwa so aus:

Kare	*-eda*	*ni*	
kahl [Perfekt]	(der/die) Zweig(e)	auf	
Karasu	*-no*	*tomari*	*-keri*
(die) Krähe(n)	[Subjekt]	niedergelassen	[Perfekt]
Aki	*-no*	*-kure*	
Herbst	[possessiv]	Dämmerung	

Selbst wenn man sich relativ nahe ans Original hält, eröffnet die japanische Struktur eine ganze Reihe von Interpretationsmöglichkeiten, angefangen von der bestimmten oder unbestimmten Referenz auf ein Subjekt oder mehrere, einen Zweig oder mehrere, bis zur Reihenfolge und Explizitheit, in der die Bestandteile der Struktur präsentiert werden. Hier ein paar Beispiele aus dem englischen Repertoire:

> On a withered branch
> a crow has settled –
> autumn nightfall.

> Autumn evening –
> A crow on a bare branch.

> Barren branch;
> balancing crow;
> autumn dusk.

> The End of Autumn
> Autumn evening: on a withered bough
> a solitary crow is sitting now.

> When the crow arrives
> on the bare, withered branch
> true night has come.
>
> (179–180)

Die Reihe läßt sich, wie es scheint, beliebig erweitern. Aber alle diese Varianten stellen verschiedene Arten des Meinens im Englischen dar und die kritische Frage ist, ob sie die Art des Meinens aus dem Original tatsächlich wiedergeben. Da das Original in einigen Punkten mehrdeutig ist, sind mehrere Übersetzungsversionen möglich. Dennoch ist mit der sprachlichen Form des Originals mehr festgelegt, als die Interlinearversion erkennen läßt.

Um herauszufinden, was die Arten des Meinens im Original sind und damit einen Maßstab für Übersetzung zu erhalten, ist noch vor etwaigen literarischen Normen nach den sprachspezifischen Bedingungen zu fragen, auf die die Form des Haikus zu beziehen ist. Auch die literarische Form mißt sich an ihrem Verhältnis zu den Verwendungsbedingungen der jeweiligen Sprache.

Eine besonders wichtige Rolle spielt dabei ein Aspekt der Syntax, der gerne übersehen wird: die Linearisierung der Elemente. Hier müssen wir uns Fragen stellen wie: Welche Wirkung hat die Voranstellung der Lokalbestimmung in einer SOV-Sprache wie dem Japanischen? Welche Information vermittelt sie uns über den imaginierten Kontext? Was können wir über die Hierarchisierung der Informationswerte aus dieser Anordnung der Elemente ablesen? etc.

Warum diese Fragen wichtig sind und welche Antworten wir erwarten können, sei zunächst am Deutschen erörtert, nicht nur, weil das Deutsche immer schon die eine Seite der Übersetzungsmedaille darstellt und wir derlei Zusammenhänge in unserer eigenen Sprache besser erkennen können, sondern weil wir gerade durch das Deutsche für Fragen der Informationsverteilung außerordentlich sensibilisiert sind.

KONTEXTUELLE ANGEMESSENHEIT

Für die Art des Meinens spielt die Anordnung des Gemeinten eine entscheidende Rolle. Wenn Benjamin sagt:

> *Denn der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade.*

so hat er sich für eine von vielen Möglichkeiten entschieden, die die Grammatik des Deutschen für diesen Gedanken bereithält. Er hätte die Elemente auch anders anordnen können:

> *Denn die Mauer vor der Sprache des Originals ist der Satz, Wörtlichkeit die Arkade.*

oder

> *Denn Wörtlichkeit ist die Arkade, der Satz die Mauer vor der Sprache des Originals.*
>
> *Denn Wörtlichkeit ist die Arkade, die Mauer vor der Sprache des Originals der Satz.*

usw.

Wenn wir die verschiedenen Möglichkeiten miteinander vergleichen, scheint uns die Version, die Benjamin gewählt hat, besser als alle anderen und damit auch die Art des Meinens, die bei einer Übersetzung erhalten werden müßte. Im Gegensatz zu dem, was dieser Satz behauptet, beschränkt sich die Art des Meinens also keinesfalls auf die Wörter, sondern wird ganz wesentlich von der syntaktischen Struktur des Satzes mitbestimmt.

Der Satz besteht aus einer Gegenüberstellung von zwei Teilsätzen, von denen der zweite um jene Elemente verkürzt ist, die schon mit dem ersten Satz gegeben sind. *Wörtlichkeit die Arkade* ist die miniaturisierte Fassung von *Wörtlichkeit ist die Arkade vor der Sprache des Originals*.

Obwohl der Metaphorik des Satzes, der Gegenüberstellung von *Satz* und *Wort* als *Mauer* und *Arkade* die größte Bedeutung für die Benjaminsche Art des Meinens zukommt, ist der Beitrag der syntaktischen Struktur des Satzes nicht zu unterschätzen. Dies wird deutlicher, wenn man die strukturelle Wahl des Autors in dem diskursiven Zusammenhang betrachtet, in dem er sie getroffen hat.

Das einleitende *denn* weist den Satz als eine Begründung, eine Rechtfertigung einer vorangegangenen Behauptung aus. Die zu begründende Aussage steht im unmittelbaren Vorgängersatz, muß allerdings wegen des pronominalen Subjekts *sie* noch ein Stück weiter zurück in den Text verfolgt werden:

> *Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern läßt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium nur um so voller auf das Original fallen. Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung von Syntax, und gerade sie*

> *erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn der Satz ... (*BENJAMIN *1955: 51)*

Es ist der letzte Teilsatz, der mit dem Bild von Mauer und Arkade begründet werden soll:

> *gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers ...*

wobei *sie* für *Wörtlichkeit in der Übertragung von Syntax* steht. In diesem Zusammenhang wäre eine Begründung, die mit der *Mauer vor der Sprache des Originals* beginnt, deutlich verfehlt:

> *gerade sie [die Wörtlichkeit in der Übertragung von Syntax] erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn die Mauer vor der Sprache des Originals ist der Satz, Wörtlichkeit die Arkade.*

Wir haben Schwierigkeiten, den Satz zu verstehen, und können ihn nur mit einer zusätzlichen Anstrengung in seinen Kontext einordnen. Die Anordnung der Elemente entspricht nicht der Erwartung, die Art des Meinens ist dem Gemeinten nicht angemessen. Während vom *Satz* bereits die Rede war, ist das Bild von der *Mauer vor der Sprache des Originals* der Gedanke, den Benjamin zur Rechtfertigung seiner Meinung über den Satz hinzufügt. Der *Satz* ist das Thema oder Topik des ersten Teils der Begründung, die *Mauer vor der Sprache des Originals* das, was darüber ausgesagt wird, das Rhema oder der Kommentar.

Analoges gilt für den zweiten Teil der Rechtfertigung, in dem *Wörtlichkeit* das Thema, *Arkade* der Kommentar ist. Auch in diesem Fall ist das Thema ein Element, das mit dem pronominalen Subjekt des vorangegangenen Satzes bereits gegeben ist, der Kommentar die Hinzufügung, die die Meinung des Dichters über Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax rechtfertigen soll.

Daß die Anordnung von Topik und Kommentar gerade in dieser Abfolge, Topik vor Kommentar, erwartet wird, scheint nur natürlich. (Für Begründung und Einschränkungen dieser Korrelation wird es in der Folge noch ausführlich Gelegenheiten geben.) Doch wie steht es mit der Anordnung der beiden Teilsätze? Daß das Bild der Mauer dem der Arkade vorangehen soll, läßt sich mit der Erwartung an die Thema/Kommentar-Abfolge nicht erfassen. Und genau genommen wäre doch auch die Umkehrung der beiden Teilsätze kontextuell möglich:

> *Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung von Syntax, und gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn Wörtlichkeit ist die Arkade, der Satz die Mauer vor der Sprache des Originals.*

Im Original beginnt die Rechtfertigung mit dem Satz und wendet sich dann der Wörtlichkeit zu, greift also zunächst den näher liegenden und dann den weiter entfernten Vorgänger auf. Die umgekehrte Abfolge, bei der der erste Teil der Rechtfertigung dem ersten Teil der vorangegangenen Behauptung gilt, mit einer entsprechenden Korrespondenz in den zweiten Teilen, wäre nicht weniger „logisch". Warum hat der Dichter die diskursive Krebsform zwischen Behauptung und Rechtfertigung der diskursiven Parallelität des permutierten Vergleichs vorgezogen?

Die Relation zwischen den beiden Teilen des Vergleichs ist die einer Gegenüberstellung, die ihrerseits bestimmten Abfolgebedingungen untersteht. Wenn zwischen zwei kontrastierten Elementen eine Wertehierarchie besteht, so daß der Wert eines Elements im diskursiven Zusammenhang höher liegt als der eines anderen, dann erwarten wir das wichtigere Element nach dem weniger wichtigen. Das wichtigere Element enthält ja gewissermaßen die Pointe der Gegenüberstellung. Läuft der Kontrast auf eine Korrektur hinaus, dann steht das korrgierende Element nach dem korrigierten:

> *Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern läßt die reine Sprache ... nur um so voller aufs Original fallen.*

Die Übersetzung, die dem Original im Licht steht, bekommt in der Gegenüberstellung den niedrigeren Wert gegenüber der Übersetzung, die das Original im vollen Licht erstrahlen läßt. Die Mauer, die dem Original das Licht wegnimmt, bekommt den niedrigeren Wert gegenüber der Arkade, die das Licht durchscheinen läßt.

Eine Umkehrung der beiden Vergleichsglieder würde die Pointe verderben, und dies in mehrfacher Hinsicht. Da wir den höheren Wert am Ende der Gegenüberstellung erwarten, werden wir ihn zunächst der Mauer am Ende des Satzes zuordnen und ihre Lichtundurchläßigkeit als den Klimax der Rechtfertigung interpretieren. Dies war jedoch, wie wir der alternativen Anordnung des Originals entnehmen können, nicht die Intention des Autors.

Die Abfolge der Elemente gehört zur sprachlichen Form des Originals, weshalb die Art des Meinens, wie sie mit dem Original gegeben ist, in der Tat von der Form des Originals abzulesen ist. Ob sie aber durch die Wörtlichkeit der Übersetzung gewahrt bleibt, ist eine andere Frage. Die Bedingungen für eine angemessene Verteilung von Informationswerten können sich nämlich in verschiedenen Sprachen unterscheiden. Wörtliche Übersetzungen können die Art des Meinens ebenso wie das Gemeinte verfehlen.

SPRACHSPEZIFISCHE INFORMATIONSVERTEILUNG

In der hellen Nacht über dem Straßenkanal funkelte Staub.

lesen wir bei Uwe JOHNSON in den *Zwei Ansichten* (1965: 32). Wir sind in der Dämmerung in Berlin gelandet und stehen am Ende einer Schlange vor einer Telefonzelle. Es ist Hochsommer, die Nächte sind hell und eben so, daß man über der Straße den Staub funkeln sehen kann.

Wieder entspricht die Anordnung der Elemente, für die sich der Dichter entschieden hat, unserer Erwartung. Obwohl alle drei nominalen Wortgruppen, die die Szene strukturieren, im vorangegangenen Zusammenhang noch nicht erwähnt wurden, sind zwei von ihnen mit der Erzählung schon vorbereitet. Selbst wer Berlin und seine Flughäfen nicht kennt, kann aus der vorangegangenen Beschreibung der Landung, dem Blick auf „Dämmerung über farbigen Dächern, blau vernebelter Hauswaben bis in weitläufige Ferne", Straßenkanäle und die beginnende Nacht vorhersagen. Auch die „helle" Nacht ist mit dem Wissen aus dem Vorangegangenen (wir befinden uns kurz nach dem 13. August) kontextuell erschließbar. Nur daß da etwas funkelte, und daß dies – bei näherem Hinsehen – Staub war, ist nicht so ohne weiteres prädizierbar. Es ist das, was der Dichter an dieser Stelle der Erzählung unserer Vorstellung über die Sommernacht hinzufügt.

Wieder reflektiert die Anordnung der Elemente die Hierarchie ihrer Werte im Diskursverlauf: Das bereits Gegebene geht dem Neuen voraus. Aber die Zuordnung zu Topik und Kommentar, die uns bei den Benjaminschen Bildern so leicht von der Hand ging, erscheint plötzlich problematisch. Da steht nun das, was wir als das klassische Thema des Satzes ansehen würden, das Subjekt des Satzes, am Ende, also gewissermaßen im Kommentarteil, während der Satzanfang, den wir für die klassische Position des Themas halten würden, mit einer recht komplexen Ortsbestimmung besetzt ist.

Im Japanischen wäre wohl die gleiche Verteilung der Information kontextuell angemessen:

Akarui yoru gairo no keikoku no ue ni hokori ga hikaru.

Wir könnten also die Lokalisierung der *hellen Nacht über dem Straßenkanal* als Thema der Aussage ansehen, zu dem *funkelte Staub* den Kommentar abgibt. Doch ein Blick auf die englische Übersetzung des Johnsonschen Satzes genügt, um unser Verständnis von der Art des Meinens von Neuem in Frage zu stellen.

Dust sparkled in the bright night above the street.

heißt es in der englischen Version (JOHNSON 1967: 23), wörtlich also:

Staub funkelte in der hellen Nacht über der Straße.

Da hat nun ganz offensichtlich das Kriterium der Wörtlichkeit gegenüber dem Original keine Rolle gespielt. Und doch bewahrt diese Übersetzung die Art des Meinens aus dem Original besser als eine strukturell analoge Übersetzung:

In the bright night above the street dust sparkled.

Die analoge Übersetzung läßt das Subjekt – wie im Original – der Lokalbestimmung folgen, wenngleich das Subjekt – anders als im Original – noch vor dem Verb stehen muß. Diese Version ist aber im Englischen ebenso wenig kontextuell angemessen wie die Rückübersetzung der offiziellen englischen Version im Deutschen.

Um sich klar zu machen, daß dieselbe Form eine andere Art des Meinens bedeuten kann beziehungsweise daß dieselbe Art des Meinens durch unterschiedliche Formen getragen werden kann, genügt es nicht mehr, den Kontext zu kennen, denn der ist ja im Normalfall bei einer Übersetzung gleich, man muß etwas von der Konvergenz und dem Unterschied im Bauplan der Sprachen wissen.

Bisher haben wir die Abfolge der Strukturelemente unter dem Gesichtspunkt ihrer kontextuellen Angemessenheit betrachtet. Von den linguistischen Eigenschaften der diskursiv bewerteten Elemente haben wir nur die Positionen berücksichtigt, die die betrachteten Elemente relativ zueinander einnehmen konnten. Der Spielraum, den die Grammatik jeder Sprache hierfür bereitstellt, ist jedoch unterschiedlich konturiert, aufs Ganze gesehen und in vielen Einzelheiten.

So wie die Sprachen einander mit den in die Wörter gebannten unterschiedlichen Weltsichten ergänzen, konvergieren ihre alternativen Strukturmöglichkeiten zu einem universellen Bauplan. Dieser ist durch einige grundlegende Parameter charakterisiert, deren alternative Optionen zu weitreichenden Unterschieden in den sprachlich strukturierten Objekten führen können. Die alternative Anordnung von ansonsten identischen Strukturteilen ist nur eine der vielen Möglichkeiten, die Art des Meinens unter den verschiedenen Bedingungen von Ausgangs- und Zielsprache zu bewahren. Um beurteilen zu können, ob die vorliegende Übersetzung dem Original entspricht beziehungsweise welche der grammatisch möglichen Übersetzungsvarianten besser ist, muß man die sprachspezifischen Bedingungen für eine dem Diskurs angemessene Verteilung der Information kennen.

Der wichtigste grammatische Unterschied zwischen Deutsch und Englisch betrifft die Position des Verbs, das im Englischen ganz offen-

sichtlich zwischen dem Subjekt und den übrigen Ergänzungen des Verbs steht, im Deutschen jedoch verschiedene Positionen besetzen kann. Weswegen man über Deutsch sowohl hören kann, daß es eine Verbzweitsprache ist, mit dem Verb an der zweiten Stelle im Satz, wie daß es eine Verbendsprache, mit dem Verb am Ende des Satzes ist. Beides sind grundlegende Positionen, zu denen es durch Voranstellung und Nachstellung noch allerlei weitere Konstellationen gibt.

Bei genauer Betrachtung kann man jedoch auch die beiden grundlegenden deutschen Verbpositionen auf eine einzige Basisposition reduzieren: Deutsch ist – wie zum Beispiel das Japanische – eine Verbendsprache.

Die Annahme einer Grundposition ist ein theoretisches Konstrukt, das angesichts der vielen Stellungsmöglichkeiten, und besonders angesichts der Zweitposition des finiten Verbs im deutschen Hauptsatz kaum auf Anhieb einleuchtet. Gerade die Annahme von der Verbendposition des Deutschen kann aber eine ganze Menge der spezifischen Bedingungen für die Art des Meinens erklären, und ist, wenn man sie auf die Grundprinzipien des syntaktischen Bauplans von Sprachen bezieht, gut begründet. Sehen wir uns dies an einem Beispiel an.

BASISVERSION

Bis in die tiefe Nacht hinein hatten wir damals „Die Wörter" besprochen

berichtet BERNHARD (1986: 378)

in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen.

Selbst wenn wir das lange Modaladverbial, die *Ausführlichkeit* mit ihrem Relativsatz, fürs erste außer acht lassen, können wir noch vier strukturelle Ergänzungen zum Verb unterscheiden: das pronominale Subjekt *wir*, der Titel des Buchs von Sartre als Objekt und die beiden Zeitbestimmungen *damals* und *bis in die tiefe Nacht hinein*.

Grammatisch gesehen, kann jedes dieser Satzglieder in jeder Position im Satz erscheinen. Festgelegt ist zunächst nur die Stellung des finiten Verbs in der zweiten Position – also nach dem ersten Satzglied. Bernhard beginnt den Satz mit dem langen Temporaladverbial,

bis in die tiefe Nacht hinein hatten wir damals „Die Wörter" besprochen ...

aber auch jede der drei anderen Ergänzungen wäre in der Position am Anfang grammatisch akzeptabel:

Damals hatten wir bis in die tiefe Nacht hinein „Die Wörter" besprochen ...

Wir hatten damals bis in die tiefe Nacht hinein „Die Wörter" besprochen ...

„Die Wörter" hatten wir damals bis in die tiefe Nacht hinein besprochen ...

ja wir können sogar das Hauptverb in die Anfangsposition bringen:

Besprochen hatten wir „Die Wörter" damals bis in die tiefe Nacht hinein ...

Die letzten beiden Varianten sind deutlich markiert, das heißt sie weichen erkennbar von dem ab, was wir als normale Anordnung der Satzglieder erwarten würden.

Aber auch die übrigen Varianten sind – bis auf eine – als „Ableitungen" von der Basisposition anzusehen. Nur in der Version mit dem Subjekt am Satzanfang stehen die Satzglieder in der Ordnung, die ihnen durch ihr Verhältnis zueinander und zum Verb zukommt.

Nach ihrer konzeptionellen Zugehörigkeit zum Verb lassen sich Satzglieder generell in freie und feste Ergänzungen unterscheiden. Das Verb *besprechen* ist mit zwei festen Ergänzungen konzipiert, es gehört in die Klasse der transitiven Verben, die neben dem Subjekt noch ein direktes Objekt als Ergänzung brauchen. Die Adverbiale in Bernhards Satz sind demgegenüber freie Ergänzungen, die den konzeptionellen Kern aus Prädikat und fester Ergänzung erweitern.

Allgemein gesehen, ist die Menge der Stellen für feste und freie Ergänzungen ziemlich begrenzt. Bei den festen Ergänzungen sind es maximal vier Stellen, die besetzt werden können. Aber auch bei den freien Ergänzungen ist der Sättigungsgrad schnell erreicht, bedarf es eines neuen Verbs, um weitere Aspekte hinzuzufügen.

Inhaltlich gesehen, ist die Menge der möglichen Ergänzungen, die in diese Stellen eingesetzt werden können, unüberschaubar groß. Aber sowohl die festen wie die freien Ergänzungen lassen sich in bestimmte Klassen zusammenfassen nach den konzeptuellen Verhältnissen, die sie zum Verb beziehungsweise zueinander eingehen können. Genau diese Beziehungen sind es, die eine Art natürlicher Basis für die Anordnung fester und freier Ergänzungen relativ zueinander bestimmen. Direkte Objekte eines transitiven Verbs stellen, konzeptuell gesehen, die engste Ergänzung des Verbs dar; das aus Prädikat und Objekt gebildete komplexe Konzept kann dann der Bezugspunkt für freie Ergänzungen werden, die ihrerseits nach ihren Beziehungen zueinander und zum konzeptuellen Kern geordnet sind: *das Buch besprochen, bis in die tiefe Nacht hinein das Buch besprochen, in großer Ausführlichkeit bis in die tiefe Nacht hinein das Buch besprochen* usw.

Die Bestimmung der Basisabfolge aus der konzeptuellen Hierarchie der Ergänzungen wird in der Linguistik als universelles Ordnungsprinzip gesehen, zu dem es einzelsprachliche Variationen gibt. Der wichtigste

Unterschied betrifft den grammatischen Parameter der Direktionalität, der den Aufbau sprachlicher Strukturen als grundsätzlich nach links oder rechts gerichtet festlegt.

Im Deutschen erfolgt die strukturelle Erweiterung des Verbs um seine Ergänzungen nach links, gewissermaßen rückwärts, und dies unabhängig davon, ob das Verb tatsächlich in der Position am Satzende steht oder nicht. Die Basisabfolge: *in großer Ausführlichkeit bis spät in die Nacht hinein „Die Wörter" (besprochen)* gilt auch für einen Hauptsatz, in dem bei einer einfachen Verbform das bedeutungstragende Verb an zweiter Stelle im Satz steht: *wir besprachen in großer Ausführlichkeit bis in die tiefe Nacht hinein „Die Wörter"*. Der Stellungsunterschied zwischen den finiten Verben im deutschen Nebensatz und Hauptsatz bleibt ohne Auswirkung auf die Anordnung der übrigen Satzglieder: Sie verläuft grundsätzlich von rechts nach links.

Für das Japanische als konsistente SOV-Sprache gilt die linksgerichtete Erweiterung ohnehin. Anders liegt der Fall im Englischen, in dem das Verb immer vor seinen internen Ergänzungen steht und damit prinzipiell eine strukturelle Erweiterung nach rechts bedingt. Die englische Version des Bernhardschen Satzes hat deshalb das Objekt vor den Adverbialergänzungen, die ihrerseits ebenfalls gegenüber dem Deutschen alternativ anzuordnen sind:

discussed The Words *at great length until late in the night.*

Das heißt der in den Konzeptionen der Wörter angelegte Anordungsplan wird durch die entgegengesetzte Ausrichtung des Direktionalitätsparameters im Deutschen und Englischen alternativ umgesetzt. Der Prädikatsverband hat im Englischen seinen Kopf links und wird nach rechts erweitert. Im Deutschen erfolgt die Erweiterung immer nach links. Und weil dies nicht nur für den Nebensatz, sondern auch für den Hauptsatz zutrifft, können wir davon ausgehen, daß das Verb in der Grundstruktur des deutschen Satzes rechts steht. Daß das finite Verb im Hauptsatz in die zweite Position vorgeschoben werden muß, hat keine Auswirkung auf die Interpretation des Satzes – ganz im Unterschied zu anderen Veränderungen gegenüber der Basisversion.

UMSTELLUNGEN

Der Originalsatz Bernhards weist an mehreren Stellen Abweichungen gegenüber der Basisversion auf.

> *Bis in die tiefe Nacht hinein haben wir damals „Die Wörter" besprochen in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen.*

Da ist zum einen das nachgestellte Modaladverbial, das in seiner vollen Länge den verbalen Rahmen sprengen würde:

> *Wir haben damals bis in die tiefe Nacht hinein in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen, „Die Wörter" besprochen.*

Grammatisch möglich ist diese Anordnung, aber selbst Bernhard, der ungewöhnliche Strukturen liebt, hat sie nicht gewählt.

Aber auch das längere Temporaladverbial ist im Original aus seiner Grundposition im Satzinnern an den Rand eskamotiert worden, in diesem Fall an den Anfang des Satzes. Im Innern des Satzes bleiben nur noch drei „leichte" Elemente: das pronominale Subjekt *wir*, das Zeitadverb *damals*, und das direkte Objekt *„Die Wörter"*.

Die Umstellung der gewichtigen Satzglieder erzielt eine ausgewogene Verteilung der Information auch im Hinblick auf ihren Neuigkeitswert. Dazu muß man wissen, daß sowohl die allgemeine Zeit des Ereignisses wie die Gesprächspartner und das Objekt ihrer Besprechung im vorangegangenen Kontext eingeführt wurden. Über Dauer und Ausführlichkeit des Gesprächs berichtet jedoch erst dieser Satz. Das heißt beide an die Peripherie verschobenen Adverbiale enthalten neue Informationen.

Die Verteilung der Informationswerte in dem Satz Bernhards, in dem niedrigere Werte von höheren Werten umgeben sind, ergibt so etwas wie eine konkave Figur, eine Informationsstruktur, die für die deutsche Sprache charakteristisch ist. Die Nachstellung des strukturell gewichtigen Modaladverbials stellt dabei allerdings einen besonderen Fall von Endfokus dar, der sich sogar im Englischen wiederfindet. Im Unterschied zum deutschen Original bleibt aber – trotz des hieraus resultierenden Gewichts am Ende – die Anfangsposition des englischen Satzes dem Subjekt vorbehalten:

> *We discussed* The Words *until late in the night at much greater length than we had discussed any book before.* (BERNHARD 1996: 244)

Während im Deutschen so gut wie alles an den Satzanfang gestellt werden kann, sind die Möglichkeiten der Voranstellung im Englischen wesentlich eingeschränkter.

Diese Beschränkung macht scheinbar gleiche Strukturen zu alternativen Arten des Meinens beziehungsweise unterschiedliche Strukturen zu äquivalenten Arten des Meinens und kann schließlich sogar zu einer

entgegengesetzten Informationswerteverteilung in beiden Sprachen führen. Ist nämlich das Subjekt selbst Träger des Fokus, so wird im Deutschen der Anfang des Satzes den informationell weniger wichtigen Elementen überlassen und das Subjekt steht in der prototypischen Fokus-Position am Ende des Satzes:

In der hellen Nacht über dem Straßenkanal funkelte Staub.

Im Englischen, wo ein solcher Wechsel zwischen Subjekt und Adverbialbestimmung nicht möglich ist, würde eine Voranstellung das Adverbial noch vor das Subjekt bringen:

In the bright night above the street dust sparkled.

Dies ergibt nun ganz offensichtlich wieder das Gegenteil von einer ausgewogenen Informationsverteilung. Während aber das strukturelle Übergewicht rechts außen im Bernhardschen Satz noch ganz akzeptabel schien, wird die Satzgliedhäufung vor dem Verb als unangemessen empfunden.

Welche Umstellungen aus welchen Gründen akzeptabel sind, läßt sich nur im Rahmen der jeweiligen Sprache entscheiden und begründen. Generell gilt, daß sich analoge Veränderungen gegenüber der Basisversion verschieden auswirken, wenn sie unter anderen grammatischen Bedingungen stattfinden. Wörtlichkeit führt uns nicht zur Sprache des Originals, nicht zur Art ihres Meinens, sondern weg davon. Wie im folgenden zu zeigen ist, sind analoge Strukturen in vielen Fällen das Ergebnis unterschiedlicher Verwendungsprinzipien. Sie sind so etwas wie *false friends* im syntaktischen Bereich.

PRINZIPIEN DER SPRACHVERARBEITUNG

Im Unterschied zu Urteilen über grammatische Akzeptabilität scheinen stilistische Urteile über kontextuelle Angemessenheit und ausgewogene Informationsverteilung subjektiv und vage, und selbst, wenn wir eine erstaunlich weitgehende Übereinstimmung in unseren stilistischen Urteilen feststellen können, scheint unklar, worauf dies gründet. Aber der Umstand, daß wir bei einem systematischen Vergleich der verschiedenen grammatischen Umformungsmöglichkeiten zu einem Satz meist bei denselben Urteilen über kontextuelle Angemessenheit und stilistische Wohlgeformtheit ankommen, spricht dafür, daß unsere stilistischen Urteile objektiv begründet sind.

In der Tat gibt es einen Gesichtspunkt, der unsere Intuitionen erklärbar macht. Beim Vergleich der verschiedenen Arten des Meinens, den

Variationsmöglichkeiten in einer Sprache zu einem Satz aus derselben Sprache oder aus einer anderen Sprache, müssen wir uns nur in die Rolle des Perzipienten versetzen, der die sprachliche Struktur verstehen soll. Ausgehend von seinem bisherigen Wissen, versucht dieser, was er liest oder hört schrittweise, der linearen Anordnung der Informationselemente folgend, zu entschlüsseln. Dies gelingt je nach der strukturellen Transparenz der Vorlage besser oder schlechter.

Die Wissenschaftsdisziplin, die sich speziell mit diesem Vorgang der sukzessiven Verarbeitung sprachlicher Strukturen befaßt, ist die Psycholinguistik. Sie hat verschiedene einander ergänzende – und mitunter auch ausschließende – Modelle über die dem Sprachverstehen zugrunde liegenden Mechanismen entwickelt. Allen gemein ist die Annahme, daß das Verstehen einer sprachlichen Struktur die Verarbeitung verschiedener Aspekte erfordert. Da sind die einzelnen Wörter, deren Bedeutung im jeweiligen Zusammenhang identifiziert und mit der Bedeutung der anderen Wörter im Rahmen ihres syntaktischen Verhältnisses zueinander verrechnet werden muß. Wir müssen also immer auch sukzessive entscheiden, welche Wörter mit welchen anderen zu einer größeren Einheit zusammenzuführen sind, und welche Rolle die komplexe Einheit im Gesamtzusammenhang spielt. Dies ist wegen des schrittweisen Verlaufs der Verarbeitung ein Erkenntnisprozeß, der mit zahlreichen Annahmen operieren muß, die erst im Verlauf der weiteren Analyse bestätigt oder widerlegt werden. Es liegt auf der Hand, daß wir sprachliche Strukturen bevorzugen, die uns einen raschen Zugriff auf das Gemeinte sichern.

Urteile über kontextuelle Angemessenheit und ausgewogene Informationsverteilung lassen sich damit als Urteile über die Verarbeitungsbedingungen der jeweiligen sprachlichen Struktur in einem bestimmten Kontext verstehen. Gut verarbeitbare Strukturen ergeben sich im Rahmen verschiedener Sprachen aus unterschiedlichen Verwendungsprinzipien, den sprachspezifischen Varianten allgemeiner Verwendungsprinzipien.

Da das, was bereits erwähnt wurde oder mit dem Erwähnten gedanklich verknüpft ist, leichter erkannt wird als das Neue, das wir uns erst noch konzeptuell zusammenstellen müssen, ist die Anordnung Gegeben vor Neu verständlicherweise die bevorzugte Informationsverteilung, und kontextuelle Angemessenheit in diesem Sinn ein universelles Kriterium der Informationsverteilung. Doch die Erfüllung des Prinzips der kontextuellen Angemessenheit (PK) kann durch die spezifischen Eigenschaften einer Sprache zu Strukturen führen, die wiederum gegen andere Verarbeitungsprinzipien verstoßen.

Sehen wir uns noch einmal den Bernhardschen Satz an:

Bis in die tiefe Nacht hinein haben wir damals „Die Wörter" besprochen in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen.

Die Veränderung gegenüber der Basisversion verbessert die Verarbeitbarkeit der Satzstruktur durch die Nachstellung des strukturell schwergewichtigen Modaladverbials. Die Verbesserung betrifft das Verhältnis zwischen der strukturellen Ausgedehntheit eines Informationselements im Vergleich zu dem Platz, den es innerhalb der syntaktischen Hierarchie des Satzes einnimmt (Prinzip des strukturell angemessenen Proporz, PP). Das strukturelle Gewicht des Modaladverbials läßt uns in der deutschen wie der englischen Fassung die nachgestellte, „extraponierte" Position der Basisposition vorziehen.

Während die englische Übersetzung nun aber in keiner weiteren Position von der Basisversion abweicht, weist das deutsche Original noch eine weitere Umstellung auf: die Voranstellung der temporalen Adverbialphrase. Der Grund für diese Veränderung ist zunächst nicht erkennbar. Haben wir die Basisversion erst einmal um das strukturelle Schwergewicht des Modaladverbials erleichtert, ist die syntaktische Struktur des Satzes bereits gut verarbeitbar:

Wir hatten damals bis in die tiefe Nacht hinein „Die Wörter" besprochen in einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen.

Die Differenz zwischen der Basisversion und dem Bernhardschen Satz ist jedoch nicht willkürlich, wenn man die kontextuelle Einbettung des Satzes betrachtet. Um die Verarbeitung des Satzes im Kontext zu erleichtern, müssen wir nämlich unter anderem auch dem Fokusprinzip (PF) gerecht werden, das den höchsten Informationswert des Satzes normalerweise in der strukturellen Fokusposition erfordert. Die strukturelle Fokusposition ist im Deutschen wie im Englischen normalerweise die Position unmittelbar neben der Grundposition des Verbs, was aber – wegen der parametrisierten Verbstellungen – zu recht unterschiedlichen Fokusstrukturen führen kann. In einer groben Vereinfachung können wir im Deutschen den Fokus am Ende des Satzes (Endfokus), im Englischen in der Mitte (Mittelfokus) erwarten.

Nach der Extraposition des Modaladverbials steht aber nun das Objekt an der Stelle neben dem Verb:

Wir hatten damals bis in die tiefe Nacht hinein „Die Wörter" besprochen ...

Das Buch ist jedoch, wie wir wissen, ein kontextuell gegebenes Element, also nicht fokussiert, während die Information im Temporaladverbial neu

ist. Dem könnte durch eine Permutation von Objekt und Temporaladverbial Rechnung getragen werden:

> *Wir hatten damals „Die Wörter" bis in die tiefe Nacht hinein besprochen in einer Ausführlichkeit ...*

Für sich genommen ist diese Version gut verarbeitbar. Wenn wir sie jedoch im unmittelbaren Kontext betrachten:

> *... „Die Wörter" von Sartre, die wir, alle drei zur gleichen Zeit ... gelesen hatten.*

entdecken wir ein weiteres Verarbeitungsproblem. Der Zeitbezug zwischen dem vorangegangen Plusquamperfekt und dem Folgenden: *Wir hatten damals* suggeriert einen falschen Anschluß. *Damals* bezieht sich auf den Gesprächsabend und nicht auf die Lesezeit davor, und wir sollten diese Beziehung von Anfang an richtig herstellen und nicht erst nach der Verarbeitung des ganzen Satzes korrigieren müssen.

Referentielle Bezüge transparenter zu gestalten (Prinzip der angemessenen anaphorischen Bezüge, PA), ist ein weiteres wichtiges Prinzip, das optimale Verarbeitbarkeit sichern hilft. Lokale Nähe zum Vorgänger spielt hier eine entscheidende Rolle, unerwünschte Bezüge können durch geeignete Umstellungen vermieden werden.

Eine Voranstellung von *damals*

> *Damals hatten wir „Die Wörter" bis in die tiefe Nacht hinein besprochen ...*

würde dies allerdings noch nicht leisten, auch nicht die Voranstellung des Objekts

> *„Die Wörter" hatten wir damals bis in die tiefe Nacht hinein besprochen ...*

Letzteres würde außerdem eine kontrastive Interpretation des vorangestellten Elements nahelegen, die in keiner Weise kontextuell gerechtfertigt wäre.

Genau genommen, entsteht die kontrastive Interpretation bei allen Voranstellungen, nur macht sie sich – je nachdem welches Element davon betroffen ist – unterschiedlich stark bemerkbar.

Die Voranstellung des Temporaladverbials *bis in die tiefe Nacht hinein* jedenfalls leistet das Gewünschte. Sie lockert den Zeitbezug zum unmittelbaren Vorgänger deutlich auf, wenn sie ihn auch logisch gesehen nicht völlig aufheben kann. Neben der Definitheit der Form ist es dabei gerade die kontrastive Hervorhebung, welche den Bezug zu einem bereits eingeleiteten Zeitabschnitt und damit die referentielle Rückkehr zur Hauptstruktur des Textes nahelegt:

> *... es war im Ancora verde in Trastevere, mit Maria zusammen waren wir hingegangen, um einen geplanten Ausflug nach Castelgandolfo zu besprechen, gleichzeitig „Die Wörter" von Sartre, die wir alle drei zur gleichen Zeit ... gelesen hatten.*
> *Bis in die tiefe Nacht hinein hatten wir damals „Die Wörter" besprochen ...*

Ein vergleichbarer Trenn-Effekt wäre auch durch die Voranstellung des Modaladverbials erzielbar:

> *In einer Ausführlichkeit, die wir noch keinem Buch vorher zuteil werden haben lassen, hatten wir „Die Wörter" damals bis in die tiefe Nacht hinein besprochen.*

Diese Version weicht in der Anordnung der Adverbiale von der Basisabfolge ab, die durch das konzeptuelle Verhältnis der Adverbiale untereinander als Temporal vor Modal bestimmt wird. Sie widerspricht außerdem dem Fokusprinzip, da nun das Element mit dem höchsten Informationswert, das Modaladverbial nicht mehr am Ende steht. Die Voranstellung des Temporaladverbials ist also in doppelter Hinsicht der des Modaladverbials vorzuziehen.

Daß mit der Voranstellung überdies eine ausgewogene Verteilung von neuer und gegebener Information erreicht wird, ergibt einen zusätzlichen Verarbeitungsvorteil gegenüber der Basisversion, bei der die gesamte neue Information rechts stünde. Die Verarbeitungsprobleme, die sich hieraus für die Fokusidentifikation ergeben, im einzelnen auszubuchstabieren, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Aber auch so ist klar, daß der Bernhardsche Originalsatz die Bedingungen des Deutschen für angemessene Informationsverteilung am besten erfüllt aufgrund seiner optimalen Verarbeitbarkeit, die den Prinzipien für strukturellen Proporz, anaphorische Angemessenheit und Fokusidentifikation gerecht wird. Und wenn wir der Art des Meinens in der Übersetzung gerecht werden wollen, ist auch klar, daß die Übersetzung dem Original in diesen Punkten nicht nachstehen sollte.

PRAGMATISCH VS. GRAMMATISCH DOMINIERTE LINEARISIERUNG

In der offiziellen Übersetzung

> *We discussed* The Words *until late in the night at much greater length than any book we had discussed before.*

haben jedoch, wie es scheint, die Prinzipien für optimale Verarbeitung nicht oder nur teilweise Anwendung gefunden. Die Extraposition des

Modaladverbials trägt zwar dem Prinzip des strukturellen Proporz Rechnung, aber die den Prinzipien für anaphorische Angemessenheit und Fokusidentifikation geschuldete Voranstellung des Temporaladverbials fehlt. Wenn wir uns den unmittelbaren Kontext in der Übersetzung ansehen, stellen wir allerdings fest, daß die Möglichkeit eines falschen Zeitbezugs im Englischen schon durch den Wechsel von Plusquamperfekt und Imperfekt vermieden wird:

> *... Sartre's The Words, which we had all three read simultaneously without knowing it. We discussed The Words until late in the night ...*

Damit erübrigt sich eine Voranstellung des Temporaladverbials wegen PA.

Im Deutschen war durch die Voranstellung aber auch eine ausgewogene Informationsverteilung erzielt, fokussiertes Material im Satz gleichmäßiger verteilt worden. Dies ist im Englischen nicht gegeben, mehr noch, die strukturelle Fokusposition des Englischen ist mit dem gegebenen Objekt besetzt; das heißt das Fokusprinzip ist nicht erfüllt. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: Das fokussierte Temporaladverbial ergäbe in dieser Position einen grammatisch inakzeptablen Satz:

> **We discussed until late in the night* The Words ...

und grammatische Akzeptabilität rangiert immer noch vor stilistischer Angemessenheit.

In der Anfangsposition wäre das Adverbial zwar grammatisch akzeptabel, doch würde das Ergebnis im Englischen anders interpretiert werden als im Deutschen:

> *Until late in the night we discussed* The Words *at much greater length than ...*

Das Temporaladverbial wird durch die Voranstellung noch vor das Subjekt des Satzes so stark hervorgehoben, daß damit alles weitere als bereits gegeben hingestellt wird – was sich jedoch schon gegen Ende des Satzes, durch das pure Gewicht des Modaladverbials als wenig wahrscheinlich, und abschließend bei der Integration in den Kontext als falsch herausstellt.

Die Tatsache, daß die veröffentlichte englische Übersetzung von der Basisposition nur in dem vom Proporzprinzip kontrollierten Punkt abweicht und dem Fokusprinzip nicht derivationell, durch entsprechende Umstellungen nachkommt, ist kein Zufall. Das Englische ist eine konfigurationelle Sprache, das heißt die Position der Satzglieder relativ zum Verb ist entscheidend für die Identifikation ihrer syntaktischen Funktionen. Im Unterschied zum Deutschen ist damit die Anordnung der englischen

Elemente primär grammatisch bestimmt. Das pragmatische Prinzip der kontextuellen Angemessenheit ist dem grammatischen Prinzip der Konfigurationalität nachgeordnet. Kontextuell bedingte Umstellungen unterbleiben.

Genau dies gilt auch für den Johnsonschen Satz, in dem die Voranstellung des Lokaladverbials im deutschen Original

In der hellen Nacht über dem Straßenkanal funkelte Staub.

dem Fokusprinzip Rechnung trägt, während die englische Übersetzung bei der Basisversion bleibt:

Dust sparkled in the bright night above the street.

Da das grammatische Prinzip im Englischen vor dem pragmatischen rangiert, wird das fokussierte Subjekt am Anfang des Satzes auch als eine neutrale Möglichkeit der Informationsverteilung bewertet. Verstöße gegen die Hierarchie der Ordnungsprinzipien lassen uns das Resultat als markiert bewerten. Im Englischen wird das vorangestellte Lokaladverbial als markierte Struktur interpretiert:

In the bright night above the street dust sparkled.

Im Deutschen sind die Auswirkungen genau entgegengesetzt. Das topikalisierte Lokaladverbial erfüllt das Fokusprinzip. Das Original

In der hellen Nacht über dem Straßenkanal funkelte Staub.

wird als eine kontextuell angemessene, normale Verteilung von Informationselementen bewertet. Demgegenüber wäre die Basisversion

Staub funkelte in der hellen Nacht über dem Straßenkanal.

durch ihren Verstoß gegen das Fokusprinzip markiert, was sich als eine zusätzliche, kontrastive Hervorhebung des Subjekts interpretieren läßt, von der Art etwa, wie sie mit einem Spaltsatz ausgedrückt wird:

Was in der hellen Nacht über dem Straßenkanal funkelte, war Staub.

Ganz allgemein gilt, daß die Sprachspezifik des Deutschen dem pragmatischen Prinzip der Verarbeitbarkeit einen höheren Stellenwert einräumt als das Englische, das die Arten des Meinens im informationsstrukturellen Bereich weniger differenziert.

Dennoch ist die Forderung nach optimaler Verarbeitbarkeit ein universelles Prinzip und der Spielraum, innerhalb dessen es vernachlässigt werden kann, relativ gering. Dies gilt auch für die grammatisch kontrollierte „Indifferenz" des Englischen. Solange die Fokusidentifikation schon beim nächsten Element zweifelsfrei klar ist, ist der Spielraum

offensichtlich noch nicht überschritten. Das fokussierte Adverbial in der englischen Fassung des Bernhardschen Satz steht unmittelbar neben der Fokusposition, das fokussierte Subjekt in der Johnsonschen Übersetzung steht wenn schon nicht rechts so doch gleich links neben dem Verb. In beiden Fällen kann die nötige Reanalyse ohne Verzug erfolgen, das Element mit dem höheren Informationswert mit nur einem Verarbeitungsschritt identifiziert werden. Die sprachlichen Bedingungen für optimale Verarbeitbarkeit können aber auch stärker divergieren.

Lexikalische Projektion vs. Derivation

Bei größeren Differenzen zwischen dem grammatisch dominierten Ordnungsprinzip und dem pragmatischen Prinzip der kontextuellen Angemessenheit erfolgt der Ausgleich in jenem Teil der linguistischen Kodierung, der aus der Sicht der Sprachproduktion der syntaktischen Projektion vorgelagert ist. Er betrifft die Wahl der lexikalischen Elemente. Sie werden so gewählt, daß sie eine kontextuell angemessene Position in der Basisversion ermöglichen. Dies kann gegenüber dem Original Satzgliedwechsel bedeuten, eine Erweiterung von Wortgruppen in Teilsätze, Kategorienwechsel usw. usf.

Die starken Beschränkungen für Voranstellung erfordern eine ganze Palette von Umkodierungsmöglichkeiten, wie zum Beispiel Übersetzungen (Bernhard 1986/1996) aus dem Deutschen ins Englische zeigen (welche vergleichbaren Möglichkeiten im Japanischen bestehen, wäre erst noch zu ermitteln):

Umstellungen (mit oder ohne mehr oder weniger starke lexikalische Veränderungen):

An der Tür hing noch der Schlafrock meines Vaters. (396)

His dressing gown still hung on the door. (255)

Aber auch im Vorhaus waren viele stehengeblieben, vor allem die älteren und die alten. (394)

Others, especially the old and the elderly, stayed in the hall. (254)

Satzgliedwechsel (Subjekt für Adverbial):

In meinem Zimmer sah es aus, als hätte ich es gerade erst verlassen. (344)

My room looked as if I had only just moved out. (221)

Passivierung:

Den Dicken vertrauen sie. (385)

Fat men were trusted. (248)

Nominalisierung:

Angekommen waren Verwandte mütterlicherseits. (321)

The first arrivals were relatives of my mother. (252)

Nicht-finite Verben statt Präpositionen:

Mit diesem Satz hatte ich mich augenblicklich zum Landwirt gemacht. (386)

Uttering these words, I had turned myself into a farmer. (249)

Das Verb kann auch finit und dementsprechend um ein Subjekt ergänzt sein:

Mit ihrer Gemütlichkeit unterdrücken und unterjochen sie ihre Umwelt. (386)

They use their conviviality to subjugate those around them. (249)

Und natürlich auch Eliminierungen von bedeutungsarmen Elementen:

Darauf habe ich aber von Cäcilia keine Antwort bekommen. (374)

Caecilia did not answer. (240)

etc.

Auch besteht kein Zweifel, daß wörtliche Übersetzungen in allen diesen Fällen der sprachspezifischen Art des Meinens nicht gerecht werden. Dennoch soll nicht verschwiegen werden, daß es noch großer Anstrengungen bedarf, die Bedingungen für die verschiedenen Formen der Umkodierung auszubuchstabieren. Welche subtilen Interaktionen hier zwischen den verschiedenen Eigenschaften der sprachlichen Formen bestehen, können wir uns abschließend noch am Beispiel der Haiku-Übersetzung vor Augen führen.

HERBSTABEND

Von den 27 englischen Übersetzungen des japanischen Haiku halten sich 16 an die originale Abfolge von Ort, Subjekt und Zeit, 6 beginnen mit der Zeit, 5 mit dem Subjekt. (Welche sprachspezifischen Bedingungen für das ausgerahmte Temporaladverbial gelten, soll dahingestellt bleiben, um so mehr, als hierfür die Besonderheiten elliptischer Sprachverwendung ein-

zubeziehen wären.) Die Anordnung im ersten Teil des Haiku jedenfalls weicht von der grammatischen Basisversion ab, sie stellt das Lokaladverbial vor das Subjekt. Unter den Bedingungen einer SOV-Sprache kann das vorangestellte Lokaladverbial, wie im Deutschen, als kontextuell gegeben und das verbadjazente Subjekt dementsprechend als die neue, fokussierte Information interpretiert werden.

In ihrer kanonischen Form entspricht diese Verteilung einer definiten Lokalbestimmung und einem indefiniten Subjekt, also – wenn wir einmal von den möglichen Pluralvarianten und Verbformen absehen: *auf dem kahlen Ast sitzt eine Krähe.*

Im Englischen ist, wie wir jetzt wissen, kontextuelle Gegebenheit alleine noch kein ausreichender Grund, um von der Basisversion abzuweichen. Auch im Verhältnis zu einer definiten Lokalisierung verbleiben fokussierte Subjekte in ihrer präverbalen Position und schränken damit die Möglichkeiten für die Voranstellung anderer Satzglieder merklich ein.

Nur zwei der 27 englischen Versionen weisen eine definite Lokalbestimmung auf und nur eine Version kombiniert eine definite Lokalbestimmung mit einem indefiniten Subjekt:

> *On the dead branch*
> *a crow settles –*
> *autumn evening.*
> (Toury 1995: 180)

Die Übersetzung behält jedoch die Reihenfolge des japanischen Originals bei und weicht gerade dadurch nicht nur lexikalisch (*dead, settles*) sondern eben auch im Hinblick auf die Informationsverteilung vom Original ab. Das Ergebnis der analogen Reihenfolge ist demzufolge eine markierte Struktur, die dem Charakter des Haiku im Japanischen nicht entspricht.

Das japanisch/englische Problem der alternativen Gerichtetheit entfällt für die japanisch/deutsche Übersetzung. Dennoch ist die analoge Abfolge alleine noch keine Garantie für Äquivalenz. Eine deutsche Version *wie*

> *Auf kahles Astwerk*
> *hat sich die Krähe niedergesetzt:*
> *des Herbstes Abend …*
> (Ulenbrook 1979: 167)

die in der Fokusposition ein definites und damit kontextuell gegebenes Subjekt aufweist und am Satzanfang ein indefinites und damit fokussiertes Lokaladverbial, verletzt die Prinzipien der optimalen Fokusverteilung des Deutschen ohne ersichtlichen Grund: Für das Original können

wir ja annehmen, daß es mit den japanischen Bedingungen für optimale Informationsverteilung übereinstimmt.

Da die deutsche Version auch in anderen Punkten gegen spezifische Verwendungsbedingungen des Deutschen verstößt (*Astwerk* ist ein ganzes Geflecht von Ästen; *sich niedersetzen* setzt Körperformen voraus, die bei einer Krähe nicht gegeben sind) soll die Übersetzung wohl möglichst fremdartig klingen, die japanische Sprache „durchscheinen lassen". Gerade dieses Ziel wird aber in doppelter Hinsicht verfehlt: zum einen, weil das japanische Original seine Poesie aus dem Bild, aber nicht aus irgendeiner Besonderheit der sprachlichen Form bezieht, und zum anderen, weil das, was aus der Perspektive des Deutschen die formalen Besonderheiten des Japanischen ausmacht, (das Fehlen von Artikel und Numerus, die Postpositionen) nur in einer interlinearen Version sichtbar zu machen ist und außerhalb der Reflexion über Sprache wie die Äußerung eines grammatischen Aphatikers erscheint.

Das „innerste Verhältnis der Sprachen zueinander", dem wir uns durch die Übersetzung annähern können, ist nicht über Wörtlichkeit zu erreichen, sondern nur über die Kenntnis der Sprachspezifik in der Art des Meinens, der grammatisch (syntaktisch-lexikalisch) bestimmten Besonderheiten bei der Umsetzung universeller Prinzipien der Sprachverwendung. Erst wenn wir den linguistischen Kern eines Übersetzungsproblems kennen, können wir die Art des Meinens, die den Dichter charakterisiert, und den poetischen Freiraum von Übersetzungen ernsthaft beurteilen.

Für die Beratung zum Japanischen möchte ich Frau Dr. Yoriko Yamada-Bochynek herzlich danken.

LITERATURVERZEICHNIS

BENJAMIN, Walter (1955): Die Aufgabe des Übersetzers. In: *Schriften* I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BERNHARD, Thomas (1986): *Auslöschung: Ein Zerfall.* Frankfurt am Main: Suhrkamp; (englisch 1996): *Extinction.* London: Penguin Books.

JOHNSON, Uwe (1965): *Zwei Ansichten.* Frankfurt am Main: Suhrkamp; (englisch 1967): *Two Views.* London: Jonathan Cape.

KOLLER, Werner (1992): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft.* 4. Auflage. Heidelberg, Wiesbaden: UTB.

TOURY, Gideon (1995): *Descriptive Translation Studies – and beyond* (Benjamins Translation Library, 4). Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

ULENBROOK, Jan (1979): *Haiku: Japanische Dreizeiler.* München: Heyne.

Überlegungen zu formalen Aspekten bei der Haiku-Übersetzung

Robert F. Wittkamp

Das Übersetzen von Haiku, dem zweifellos bekanntesten Exportartikel japanischer Literatur, kann auf mittlerweile rund hundert Jahre des Experimentierens, der Verbesserung und des Reifens zurückblicken; dabei wurden Techniken entwickelt, die dem Übersetzer die Arbeit erleichtern und zugleich dem Leser als Meßlatte dienen, inwieweit eine Übersetzung als gelungen betrachtet werden kann. Noch immer jedoch werden, auch im deutschsprachigen Raum, Übersetzungen aufgelegt, die selbst grundlegende Gesetze des Haiku weitgehend ignorieren.[1] Sinn und Zweck des vorliegenden Beitrags[2] ist, in Umrissen die wesentlichen Strukturen des Haiku offenzulegen und zusammengefaßt darzustellen, um Übersetzern wie Lesern Arbeits- bzw. Verständnishilfen an die Hand zu geben.

Für das Dichten von Haiku[3] besteht eine breite Palette innerer Voraussetzungen, von der Sensibilität gegenüber der Natur über den Wunsch, sich auszudrücken (Akimoto 1971: 35–46), bis hin zur Fähigkeit zu kunstästhetischen und poetologischen Betrachtungen. Ferner muß das Produkt des Dichtens, das Haiku, bestimmten Voraussetzungen genügen, die in ihrer Gesamtheit als „Stil" bezeichnet werden können.[4] Diese von Izutsu / Izutsu auch als *hai-i* [der Geist des Haiku] bezeichneten Kriterien[5]

---

[1] Siehe beispielsweise Ulenbrook (1995, 1998); vgl. hierzu die besonders auf grammatische und lexikalische Probleme eingehende Rezension von May (1999b) sowie Wittkamp (1997a, 1999).

[2] Dieser Beitrag beruht auf einem Artikel, der 1997 in den NOAG veröffentlicht wurde (Wittkamp 1997b). In dieser Arbeit wird nicht differenziert zwischen den Bezeichnungen „übersetzen", „übertragen" und „nachdichten" bzw. „verdeutschen", die beispielsweise K. Dedecius unterscheidet; siehe hierzu Koller (1992: 55) und Wittkamp (1997b: 112).

[3] Korrekterweise müßte zwischen Haiku und *hokku* unterschieden werden; vgl. Konishi (1995: 19–31).

[4] Kawamoto (1989, 1992, 2000) nennt als die beiden wichtigsten Stilelemente die Hyperbel und das Oxymoron, wobei er die im folgenden diskutierten formalen Aspekte als gegeben voraussetzt.

[5] Izutsu Toshihiko und Izutsu Toyo schreiben: „Ein Vers aus 17 Silben mit der Struktur 5/7/5 ohne *hai-i* [den Geist des Haiku] würde, selbst wenn er ein *kigo* [Jahreszeitenwort] enthielte, kein Haiku ausmachen; er könnte höchstens ein

sind das Ergebnis einer langen Entwicklung, die ihre erste große Formung in der Heian-Zeit (794–1185) erfuhr und in der Poetologie Bashōs und seiner Schüler gipfelte.[6]

Im Unterschied zu inhaltlichen und stilistischen Fragen ist eine grobe Skizzierung der formalen Voraussetzungen relativ einfach. Im wesentlichen sind dies eine feste Silbenzahl, nämlich 17 Silben im Rhythmus 5–7–5, ein Wort, das eindeutig die Jahreszeit angibt (*kigo*), und das sogenannte *kireji*, das Schneidewort, dessen Funktion weiter unten noch genauer erläutert werden soll. Daneben spielt die lautliche Gestaltung eine wichtige Rolle.

Im folgenden sollen Techniken aufgezeigt werden, die dazu beitragen, ein Haiku unter Berücksichtigung seiner formalen Struktur von der Ausgangs- in die Zielsprache zu überführen. Zu diesem Zweck wird ein repräsentativer Querschnitt der Arbeiten deutscher Haiku-Übersetzer herangezogen. Die dabei vorgetragene Kritik, dies sei betont, sollte nicht destruktiv gedeutet und auch insofern nicht mißverstanden werden, als daß sie sich auf das gesamte Werk bezöge, aus dem das jeweilige Beispiel entnommen wurde. Auch soll, von einigen bezeichneten Ausnahmen abgesehen, nicht die eine Übersetzung über die andere gestellt werden; die folgenden Ausführungen verdeutlichen im Gegenteil, daß jede lexikalisch, grammatisch, formal und inhaltlich korrekt gearbeitete Variante ihren Wert besitzt.

Silbenzahl

Eine der meistdiskutierten Fragen bei der Übersetzung von Haiku ist, ob 17 japanische Silben[7] mit 17 deutschen wiedergegeben werden sollen. Technisch – sprachlich – ist dies relativ einfach (Wittkamp 1997b: 113). Doch inwieweit ist es sinnvoll?

---

unvollendetes *waka* [trad. jap. Gedichtform im 5/7/5/7/7-Silbenrhythmus] darstellen. Das, was ein Haiku wirklich zum Haiku macht, ist nicht seine formale Struktur, sondern vielmehr der Geist des Haiku, *hai-i*." (Ehmcke 1988: 93)

[6] Aufgabe der nichtjapanischen Japanologie wäre es, Originalwerke und japanische Poetologien, oftmals ausgedehnte Kommentarwerke, in kommentierten Übersetzungen zur Verfügung zu stellen. Gelungene Ansätze hierfür bieten z.B. Dombrady (1985), Murasaki Millet (1997) oder Shirane (1997, 1998).

[7] Bei den japanischen Haiku muß korrekterweise von „Moren" gesprochen werden; der Begriff „Silben" i. e. S. bezieht sich auf die deutsche Übersetzung, da dieser im Rahmen einer Poetologie zur Beschreibung deutscher Dichtung angebrachter ist; vgl. hierzu Kawamoto (2000: 293–294).

Unter deutschen Übersetzern und deutschen Haiku-Dichtern gibt es zwei Fraktionen. Die eine tritt mehr oder minder kategorisch für eine Gedichtform mit exakt 17 Silben ein. Die andere hält dieses Maß für möglich, aber nicht unbedingt notwendig und versucht daher nicht, eine Sprache, deren Lyrik einer vollkommen anderen Metrik und anderen poetologischen Regeln folgt, um jeden Preis in 17 Silben im Rhythmus 5–7–5 zu packen. Der amerikanische Übersetzer Robert AITKEN schreibt: „I do not cramp my translations by forcing conformity to a particular count of syllables" (1978: 22), und viele englischsprachige Übersetzer tun es ihm gleich.

Lassen wir aber zuerst einige Vertreter der 17-Silben-Fraktion zu Wort kommen. Ekkehard MAY und Claudia WALTERMANN halten sich in ihren Übersetzungen möglichst eng an die Zählvorgabe, „gemäß dem Prinzip, daß eine Einschränkung in der Ausgangssprache nicht eine Freiheit in der Zielsprache bedeuten kann" (1995: 71). Und bei Manfred Hausmann etwa heißt es:

> Ein wirkliches Kunstwerk ist nicht nur seines Sinnes, sondern ebensosehr seiner Form wegen ein Kunstwerk. Seine Aussage gilt nur in dieser einmaligen, tief notwendigen Form. Wer die Form ändert, ändert auch den Inhalt. Deshalb muß auch die Form ins Deutsche hinübergerettet werden. (Zitiert nach ULENBROOK 1995: 266)

Sind diese Argumente nachvollziehbar, stoßen wir bei folgenden Worten der Haiku-Dichterin Imma von Bodmershof an die Grenzen des Verständlichen: „In der Zahl 17 ist eine Kraft enthalten, die durch nichts Anderes zu ersetzen ist" (ARAKI 1992: 85). Hier wird eindeutig zuviel in die Zahl 17 hineininterpretiert, wird abendländische Zahlenmystik auf fernöstliche Metrik übertragen.

Abgesehen von der Tatsache, daß selbst in Japan bis in dieses Jahrhundert hinein kein Konsens darüber herrschte, wie Zähleinheiten zu erfassen seien (vgl. KINDA'ICHI 1994/Bd. 1: 93), kann die Zählweise auch im Deutschen durchaus Fragen aufwerfen. Außer im Tonakzent unterscheiden sich beispielsweise die japanischen Worte *kakkō* [eine Kuckucksart] und *kakō* [Flußmündung] auch in der Anzahl ihrer Einheiten: *kakkō* zählt vier, *kakō* drei Einheiten (Moren). Wie ist dies aber bei den deutschen Worten ‚Ofen' und ‚offen', die beide nur aus zwei Zähleinheiten (Silben) bestehen, obwohl sie durch die Verdoppelung des Konsonanten *f* einem *kakkō* und *kakō* ähnlichen Aussprachemuster folgen? Der japanische Silbenschlußlaut *n* stellt eine eigene Zähleinheit (More) dar: Die Pusteblume (*tanpopo*) besteht demnach aus vier Zähleinheiten. Im Deutschen besteht aber in der Anzahl der Silben kein Unterschied zwischen ‚Pusteblume' und ‚Pusteblumen'.

Der Zwang zu 17 Silben geht in der Praxis oft mit einer starken Einbuße an sprachlicher Qualität einher. Das soll an einigen Beispielen erläutert werden, die der Sammlung *Haiku* von Jan Ulenbrook (1995) entnommen wurden.[8]

> Bei meiner Klause / der Teichfrosch von Anfang an / vom Alter quarrte. (29)

Abgesehen von dem Verb „quarren", bei dem in dieser Setzung nicht klar ist, ob der Frosch quarrt, weil er alt ist, oder ob er über das Altsein quarrt, das heißt spricht, stellt sich in diesem Haiku (Original von Kobayashi Issa; 1763–1827) die Frage, was ein Teichfrosch ist: Gibt es denn auch See- oder Bachfrösche? Der Begriff wurde offensichtlich kreiert, um den mittleren Teil auf 7 Silben zu dehnen. Als weitere Beispiele für solche Wortschöpfungen mit Dehnungseffekt wären beispielsweise „Zweigroschen-Anis" oder das „Himmelswürmchen" zu nennen. Umgekehrt muß mitunter ein zu langes Wort gekürzt werden: Aus „vergossenen" wird dann „vergoßnen", aus „Wanderung" „Wandrung". Bekommen diese Wörter in ihrer verkürzten Form nur einen antiquierten, muffigen Beigeschmack, ist man sich bei anderen Schöpfungen, beispielsweise dem Wort „Tuschstein" (für einen Stein, um darauf Tusche zu reiben), schon nicht mehr sicher, was damit gemeint ist.

> Ach, wie begrenzt sind / des Lebens Mußestunden / und es wird Spätherbst. (164)

In dieser Übersetzung des Haiku von Yosa Buson (1715–1783) wirkt sich die Konjunktion „und" im letzten Teil besonders störend aus. In Kombination mit der einleitenden Interjektion „Ach" stellen sich eine gewisse Ungeduld und ein Unwirschsein ein, die das Haiku über die Grenzen der Ironie hinaus in den Bereich des Lächerlichen katapultieren: Ach! … und jetzt wird's auch noch Spätherbst! Wie das Original lautet, wissen wir leider nicht, da es der Übersetzer nicht beifügt, auch nicht in lateinischer Umschrift.

Das lästige „und" findet sich ebenfalls im folgenden Beispiel von May und Waltermann (1995: 16):

> Funkelnde Juwelen, / die der Wasserfall ausspeit – / und Pflaumenblüten. (Kunri)

Wenn auch der Effekt nicht so drastisch ist wie bei Ulenbrook, stört dieses Wörtchen doch. Der Schluß eines Haiku von Bashō, der auf deutsch etwa „… dann schliefe ich noch weniger" lauten könnte, hat in dieser Form

[8] Vgl. hierzu auch Wittkamp (1997b: 114, Anmerkung 4) und May (1999b: 111).

acht Silben – eine zuviel. ULENBROOK (1995: 226) löst das Problem, wie er es immer löst: „Dann schliefe ich noch mehr nicht." Nun hat die Zeile sieben Silben! Jetzt paßt sie! Diese Beispiele sollen genügen, das Problemfeld deutlich werden zu lassen.

Natürlich sind nicht alle 17 Silben zählenden Übersetzungen per definitionem schlecht oder unpassend. Die kleinen Unterschiede, die eine gute Übersetzung ausmachen, werden oft nur im Vergleich verständlich; im folgenden seien deshalb verschiedene Nachdichtungen von zwei bekannten Haiku von Matsuo Bashō (1644–1694) herangezogen:

> *tabi ni yande yume wa kareno o kakemeguru*
>
> Krank auf der Reise: / Mein Traum, auf dürrer Heide / huscht er umher. (HAMMITZSCH 1992b: 41)
>
> Vom Wandern schwer krank: / Ein Traum, der dürre Heide / Im Kreise durchirrt. (ULENBROOK 1995: 253)
>
> Erkrankt auf der Reise / flattert mein Schmetterlingstraum / über die öde Heide … (DOMBRADY 1994: 213)
>
> Auf der Reise erkrankt. / Doch der Traum noch wandert / über dürres Feld. (JAHN 1968: 66)
>
> Krank auf der Reise – / auf leeren Feldern der Traum / irrt ziellos umher (WUTHENOW 1994: 118)

Alle zitierten Übersetzer außer Dombrady versuchen gewöhnlich, 17silbige deutsche Texte zu gestalten. Zählt man allerdings die Silben bei Hammitzsch, fällt auf, daß es bei ihm nur 16 sind, obwohl er sonst bemüht ist, die Moren-Vorgabe in der Übersetzung einzuhalten.[9] Weiterhin fällt das Wort „huscht" auf. Das Verb „huschen" bedeutet normalerweise, sich schnell und lautlos fortzubewegen – wie „sie durchs Zimmer, eine Libelle übers Wasser oder eine Eidechse über den Weg".[10] Stalph bemerkt zu dieser Übertragung, daß Hammitzsch „mit Doppelpunkt *staut* und dann in eher peinlichem *h*-Gehauche verfließt" (STALPH 1996: 187).

Genau 17 Silben hat die Übertragung von Ulenbrook. Hier wird jedoch besonders deutlich, daß der Übersetzer viel zu sehr um die Form bemüht ist, so sehr, daß der Inhalt darunter leiden muß – so wird bei-

[9] Vgl. die Haiku-Übersetzung bei HAMMITZSCH (1992a, b); auch WUTHENOW (1994: 125) konstatiert Hammitzschs Bemühtsein um 17 Silben.

[10] Vgl. Wahrig-Burfeind, Renate (Hg.) (1978): *Wahrig. Wörterbuch der deutschen Sprache*. München: dtv (2. Auflage 1998), Eintrag: huschen.

spielsweise zur Ursache der Krankheit das Wandern selbst! Ulenbrooks Traum irrt auch nicht einfach umher, er irrt – krank – „im Kreise", und das durch eine Heide, die ebenso dürr ist wie die in Hammitzschs Übertragung. Die Heide steht für eine sandige und trockene Landschaft, in der vor allem Büsche, Gräser und Sträucher wachsen. Ein kurzer Besuch der Gegend um Ōsaka, wo das Haiku entstand, dürfte rasch davon überzeugen, daß die Landschaft dort wenig mit Heide gemein hat. Dennoch wirkte Ulenbrooks Übersetzung offenbar inspirierend für Günter Wohlfart:

> Krank vom Wandern / ein Traum umherirrend / auf trockener Heide (Wohlfart 1997: 176)

Bei der Übersetzung von Dombrady fällt der Schmetterlingstraum auf. Was hier auf den ersten Blick seltsam anmutet,[11] entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als Versuch, den Hintergrund des Gedichtes in die Übersetzung einzubringen. Der japanische Leser weiß, daß Bashō ein Kenner und Bewunderer chinesischer Literatur war. So kannte und schätzte er besonders den chinesischen Dichter und Denker Zhuangzi (ca. 370–300 v. Chr.) und dessen berühmten Schmetterlingstraum, auf den Bashō hier vermutlich anspielt. Allerdings erkrankt bei Dombrady der Traum, nicht der Dichter!

Die beiden letzten Übersetzungen von Jahn und Wuthenow fallen dadurch auf, daß sie bei bzw. trotz Einhaltung des 5–7–5-Schemas ungekünstelt wirken. Jahn bringt zudem durch die Worte „Doch … noch" eine interessante Interpretationsvariante ins Spiel.

Ein weiteres Haiku von Bashō wurde von verschiedenen Übersetzern folgendermaßen ins Deutsche übertragen:

> *natsukusa ya tsuwamonodomo ga yume no ato*
>
> Blühendes Gras auf dem alten Schlachtfeld, / den Träumen entsprossen / der toten Krieger. (M. Hausmann in: Ulenbrook 1995: 267)
>
> Das Sommergras, ach, / Ist von den Kriegern nun noch / Der Rest der Träume. (Ulenbrook 1995: 267)
>
> Sommergras im Wind – / Letzt Spur des Lebenstraums / manchen Kriegersmanns! (G. Coudenhove in: Ulenbrook 1995: 268)

[11] Stalph (1996: 187) nennt es „einer gewissen Poesiealbenpoesie entgegenholpern".

> Sommergras …! / Von all den Ruhmesträumen / die letzte Spur … (DOMBRADY 1985: 167)
>
> Gräser des Sommers! / Von all den stolzen Kriegern – / die Reste des Traums. (WUTHENOW 1994: 45)
>
> Sommerliches Gras – / Spur von tapferen Recken / Traum geblieben! (H. Hammitzsch in: WUTHENOW 1994: 124)
>
> (Unter der Überschrift: Sommergras) Wiegendes Sommergras! / Wohliges Lager warst du gar vielen / träumenden Kriegern! (ROTTAUSCHER 1963: 44)
>
> Oh Halme, sommerhoch gewachsen / Dort, wo Krieger winters träumten / Wünschenden Traum. (W. Helwig in: WUTHENOW 1994: 125)

Bei der Übersetzung von Hausmann muß man sich fragen, warum er in diesem Fall so weit von seinem Ideal der 17-Silben-Übertragung abrückt und von blühendem Gras und altem Schlachtfeld spricht. Hier handelt es sich eindeutig um eine Überinterpretation; ohne die Adjektive hätte der erste Teil sogar 5 anstelle von 10 Silben.

In seinen Bemerkungen zu Haiku-Übersetzungen stellt ULENBROOK (1995) fest, daß es in Hausmanns Übertragung an jener Stimmung fehle, die „beim Anblick des Sommergrases in Bashō rege wurde […], nämlich der Stimmung der tiefen Melancholie, die der Erkenntnis entspringt, daß sich, angesichts der unentrinnbaren Vergänglichkeit, alles menschliche Träumen, Wähnen, ja selbst die höchste Tapferkeit als sinnlos erweisen, weil zu guter Letzt doch Gras darüber wächst“ (268). Auch an Coudenhoves Übertragung bemängelt er zu Recht, sie enthalte Elemente, die im Original nicht vorkommen. Was Ulenbrook aber wirklich zu stören scheint, sind nicht diese Wörter selbst, sondern ihr poetologischer Effekt. Denn sowohl Hausmanns als auch Coudenhoves Übertragung folgen in der Akzentuierung dem Silbenfall des Trochäus, bei dem die Hebung auf der ersten von zwei Silben liegt. Laut Ulenbrook hat der Trochäus aber, je nachdem, ob er schnell oder langsam gesprochen wird, etwas Schweres und Ernstes bzw. etwas Laufendes, ja sogar Voraussprungendes und deshalb Unruhiges; dagegen habe der Jambus, bei dem die Hebung auf der zweiten Silbe liegt, etwas ruhig Dahinfließendes, schmiegsam Gleitendes, so daß sein Rhythmus ausgeglichener und darum auch modulationsfähiger sei (267–269).

Die Frage, wie Ulenbrook selbst es schafft, stets Jamben einzuhalten, ist schnell beantwortet: Er bedient sich des Definitartikels.

> Das Sommergras, ach, / Ist von den Kriegern nun noch / Der Rest der Träume.

Was der Leser aber fühlt, ist nicht ruhiges Dahinfließen, sondern jene Ungewißheit, die der zu Unbekanntem bzw. Neuem gesetzte Definitartikel stets mit sich bringt: Welches bestimmte Sommergras ist denn gemeint?[12]

Übrigens wäre das wohl bekannteste Haiku überhaupt, Bashōs Gedicht vom alten Weiher und dem Frosch, laut Akzentnotierung in Shinmeikans *Kokugo jiten* ein Trochäus, da der Tonakzent auf der ersten Silbe liegt (*Fúru ike ya …*). Da sich allerdings der hohe Tonakzent bis zur Silbe *ya* fortsetzt, so steht es jedenfalls im NHK-Akzentwörterbuch (*Nihongo hatsuon akusento jiten*; Nihon hōsō shuppan kyōkai), muß man sich fragen, welchen Sinn es hat, bei der Übersetzung von Haiku ein europäisches Versmaß anzuwenden. Von starrer Metrik unbelastet und dadurch ungekünstelt, kompakt und leicht verständlich ist hingegen die Übersetzung von Dombrady.

Der Artikel, definit oder nicht, wird oft auch zur Regulierung der Silbenzahl eingesetzt. In der folgenden Übersetzung von May und Waltermann (1995: 12) beispielsweise steht er völlig unpassend am Ende der Mittelzeile, um diese auf 7 Silben zu strecken (alle Haiku in diesem Band sind in drei Zeilen notiert):

> Im Wind sich biegend, / kann er Frösche angeln, der / Weidenbaum am Fluß. (Shōshiki)

Die letzten zwei Sommergras-Übersetzungen von Rottauscher und Helwig dürften wohl in ihrer Form für sich sprechen. Laut Wuthenow (1994: 125) hängt an ihnen „mehr oder minder deutlich auch der Stil der Epoche“, was besonders an Rottauschers Übersetzung des oben diskutierten Haiku deutlich wird:[13]

> Todesahnen: jetzt ist das Wandern zu Ende! / Über welcke Heide / gleitet mein Traum. (Rottauscher 1963: 65)

Generell läßt sich feststellen, daß ein Beharren auf 17 Silben oft den natürlichen Sprachfluß behindert. Daß es aber nicht unbedingt so sein muß, zeigen beispielsweise Gerhard Wolframs Übersetzungen von Issas Haiku, erschienen 1995 in den *Heften für Ostasiatische Literatur*:

> *tada tanome hana wa harahara ano tōri*

[12] Zum Gebrauch des Definitartikels siehe auch Macheiner (1991).

[13] Vgl. Wuthenow (1994: 124–126) und Wittkamp (1997b: 120), wo sich jeweils weitere Beispiele finden.

Einfach vertrauend – / fallen denn die Kirschblüten / nicht gerade so?

ikite iru bakari zo ware to keshi no hana

Beide leben wir / einfach in den Tag hinein – / der rote Mohn und ich.

suzukaze ya chikara ippai kirigirisu

Eine kühle Brise! / Nun zirpen die Grillen / aus voller Kraft.

aki no yo ya shōji no ana ga fue o fuku

Ein Abend im Herbst: / das Loch in der Schiebetür / pfeift Flötentöne.

shinanoji ya yuki ga kiereba ka ga sawagu

Auf dem Weg nach Shinano: / der Schnee ist kaum geschmolzen, / schon summen die Mücken.

Es handelt sich hier nur um die ersten fünf übersetzen Haiku in WOLFRAMS zweiteiliger Issa-Reihe (1995a: 98–99), die aber, was die Silbenzahl angeht, als stellvertretend für die ganze Serie angesehen werden können. Das erste und das vierte Haiku haben jeweils 17 Silben; das dritte dagegen zählt nur 16, das zweite 18 und das fünfte gar 20 Silben. Offenbar ist Wolfram um eine Übersetzung im 5–7–5-Silben-Schema bemüht, doch flexibel genug, um gegebenenfalls auszuweichen.

Auch unter japanischen Haiku-Dichtern ist festzustellen, daß sich zwar die meisten unbedingt an die Silbenstruktur halten, doch hat es immer wieder Ausnahmen gegeben und zwar keineswegs nur unter den Anhängern der Schule der „Freien Haiku" (*jiyūritsu haiku*) aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren (WITTKAMP 1994). Ein Beispiel ist der im Sommer 1996 verstorbene populäre Schauspieler Atsumi Kiyoshi, besser bekannt als Tora-*san*. Tora-*san* war auch Haiku-Dichter; im August 1996, kurz nach seinem Tod, veröffentlichte die Zeitschrift *Aera* 45 seiner Haiku. Davon hielten sich knapp die Hälfte an die 17-Silben-Vorgabe, 15 hatten dagegen zuviel und 8 zuwenig Silben.[14]

[14] *Aera* 3, 34 (19.–26.08.1996), S. 68–71.

Kigo [Jahreszeitenwort]

Kuroda Momoko, bedeutende Haiku-Dichterin und -kritikerin der Gegenwart, schreibt zum *kigo*:

> Manche Leute denken bei Haiku gewiß an etwas Steifes, Verkrampftes oder an *wabi* und *sabi*. Andere halten Haiku für einen Zeitvertreib alter Leute oder für altmodische Kunst. Aber ist das wirklich so? Das grundlegende Element des Haiku ist das *kigo*. Ein Haiku zu dichten bedeutet, genau zu wissen, was das *kigo* bezeichnet, dies in der Natur zu erkennen, damit vertraut zu sein und es sich jederzeit vorstellen zu können. Daher muß man unbedingt lernen, in Ruhe die Natur und die Menschen zu beobachten und zu begreifen. (1993: 17–18)[15]

Über die Frage, warum das Haiku ein *kigo* enthalten muß, existieren die unterschiedlichsten Theorien, die zusammengefaßt laut Konishi (1995: 27) eine „fünf- bis sechshundert Seiten starke Abhandlung" ergäben. Kusumoto (1990: 51) beispielsweise verweist auf die japanische Tendenz, den Gruß der Jahreszeit anzupassen. Im Rahmen der Kettendichtung sei durch das *kigo* im ersten Vers (*hokku*) der Gruß an den Gastgeber ausgedrückt, und dieser Gruß sei, als sich später das *hokku* zum Haiku verselbständigte, beibehalten worden. Überzeugender dagegen argumentiert Konishi (1995: 30), die Funktion des *kigo* bestehe darin, in der äußerst knappen Form des Haiku ein Maximum an Information unterzubringen. Beim japanischen Rezipienten laufe beispielsweise bei dem Wort *kuriyaki* [geröstete Maronen] innerlich ein Film ab, der sich aus Assoziationen, Erinnerungen, Gerüchen, Geschmäckern usw. zum Thema Herbst zusammensetze. Und genau hier sieht Konishi ein Problem der Übersetzung: Das Wort sei zwar im Wörterbuch zu finden, doch löse es beim nicht-japanischen Rezipienten diesen Film nicht aus. Dies dürfte für viele Jahreszeitenwörter zutreffen; zu bedenken ist aber, ob hier nicht durch Erfahrung, Vorstellungskraft und Phantasie ein gewisser Ausgleich erzielt werden kann.

In Japan ist den Sinn und Unsinn des *kigo* betreffend eine kontinuierliche Diskussion zu beobachten, während auf internationaler Ebene das Haiku interessanterweise gerade durch dieses Wort seine letzte Festigung zu erfahren scheint. Das zeigt nicht nur das internationale *kigo*-Projekt

[15] *Wabi* und *sabi* sind zwei kunsttheoretische bzw. ästhetische Begriffe, deren Grundbedeutungen Bruno Lewin (1968) vereinfacht folgendermaßen erklärt: *wabi*: „Sich-ohne-Hoffnung-, Einsam-Elend-Verloren-Fühlen" (503); *sabi*: „Einsamkeit, Verlassenheit, Verfall, Rost, Patina" (378).

des amerikanischen Haiku-Enthusiasten Higginson, sondern auch der Eifer, mit dem dieses Thema auf internationalen Haiku-Symposien behandelt wird.[16]

Das passende *kigo* stellt zwar Ansprüche an den Dichter, doch rein übersetzungstechnisch gesehen bietet es kaum Probleme. Freilich muß der Leser der Übersetzung, beispielsweise mittels zusätzlicher Erläuterungen, in die Lage versetzt werden, das Jahreszeitenwort auch einer bestimmten Jahreszeit zuordnen zu können. Viele japanische *kigo* richten sich nach dem Mondkalender und gelten für die entsprechende Einteilung der Jahreszeiten, auch wenn diese sich teilweise nicht mehr mit der heutigen deckt. *Higurashi*, eine Abendzikade mit besonders klarem Ton, steht beispielsweise für den Herbst, obwohl sie im Spätsommer zu hören ist; dies erklärt sich aus einer mehrwöchigen Abweichung von Mond- und Sonnenkalender.

In japanischen Sammlungen werden Haiku üblicherweise nach Jahreszeiten gruppiert. Diesem Schema folgt u.a. auch Ulenbrook. Um so verwirrender ist es, wenn sich, wie in seinem Fall, Fehler einschleichen. So taucht beispielsweise die Nachtigall sowohl im Frühling als auch im Sommer auf; wenn mit Nachtigall das japanische *uguisu* übersetzt wurde, so wäre dies ein *kigo* für den Frühling. Bei Bashōs berühmten „Heimchen", deren eindringliches „Zirpen" „durch die Felsen dringt", handelt es sich um *semi*, die für den Sommer und nicht für den Herbst stehen. Und *tsubaki* [Kamelie] wiederum steht nicht für den Sommer, sondern für den Frühling, womit nach dem altem Kalender allerdings die Zeit um den Februar herum gemeint ist (vgl. Ulenbrook 1995: 50, 78, 79, 83; 1998: 43, 66). Inhaltlich fatal wird eine Übersetzung, wenn zwei verschiedene Jahreszeitenwörter auftauchen – zumal dann, wenn sie, wie in der oben zitierten Sommergras-Version von Helwig,[17] diametral entgegengesetzte Jahreszeiten wie Sommer und Winter bezeichnen.

Kireji [Schneidewort]

Neben dem *kigo* und der festen Silbenzahl entwickelte sich das *kireji* [Schneidewort] zum dritten wichtigen Element des Haiku.[18] In gewisser

[16] Vgl. Higginson (1996b); vgl. dazu auch den Beitrag in der *Asahi Shinbun* vom 28.04.1997, S. 5, über die japanisch-amerikanische Haiku-Konferenz am 19./20. März 1997 in Tōkyō.

[17] Vgl. hierzu auch den Kommentar von Wuthenow (1994: 126–127).

[18] Kawamoto (1997: 197) nennt *kigo* und *kireji* als die beiden „Grundvoraussetzungen" eines Haiku.

Hinsicht ist es für das Haiku als eigene Literaturgattung sogar das wichtigste formelle Kriterium: Vergleicht man nämlich das *waka*-Gedicht (5–7–5–7–7) und die Anfangsverse einer Kettendichtung, *hokku* (5–7–5) und *waki* (7–7), deren ersterer sich zum Haiku entwickelte, so ist rein formal betrachtet der wichtigste Unterschied das am Ende der 17 Moren eingefügte *kireji*, das den Anfangsvers (*hokku*) deutlich vom *waki* trennt.[19] Allerdings erklärt dies nicht die Position des *kireji* innerhalb der Silbenfolge. Die Vermutung liegt nahe, daß zwei *kireji*-Typen mit unterschiedlichen Funktionen existieren (Kawamoto 1997: 198). Diese Überlegung taucht bei jeder intensiven Beschäftigung mit der Haiku-Dichtung geradezu zwangsläufig auf. Die vielleicht entscheidende Frage allerdings, warum ein Haiku überhaupt ein Schneidewort enthalten muß, ist von der japanischen Literaturwissenschaft und erst recht in der Haiku-Forschung außerhalb Japans bislang überraschend selten gestellt worden.[20]

Das *kireji* hat, wie der Name sagt, die Funktion, das Haiku an einer bestimmten Stelle zu „schneiden". Im Deutschen wird hierfür oft die Interjektion „ach", seltener auch „oh" verwendet. Dies verleiht dem Gedicht aber u.U. eine ungewollte Schwermut, die plump und altmodisch wirken kann:

> Das Sommergras, ach, / Ist von den Kriegern nun noch / Der Rest der Träume.

---

[19] Durch Silbenzahl und *kigo* sind *waka* und Haiku (bzw. *hokku*) nicht zu unterscheiden, aber auch ohne *kireji* lassen sie sich ihrer inneren Struktur nach differenzieren, da das *waka* vom Versanfang zum Ende des Gedichtes hinstrebt. Diese dem Ende, also dem Ende des *waki* hinstrebende Struktur findet sich nicht in den beiden ersten Versen einer Kettendichtung.

[20] Vgl. Kawamoto (1997: 197). Eine ausführliche Diskussion ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, doch kann zur Einführung in das Thema auf folgende Texte verwiesen werden: Katayama (1996: 191–193), Hirai (1985: 14–15), Kusumoto (1990: 64–71) und Akimoto (1971: 133–151). In englischer Sprache finden sich wichtige Hinweise bei Kawamoto (1989, 1992). Auch Shirane widmet sich dem Thema (vgl. 1998: 82–85 und besonders den Abschnitt „Cutting and Joining" in 1998: 100–105. Der von Shirane 1998: 47 genannte Verweis auf Henderson konnte nicht überprüft werden; siehe Literaturverzeichnis Henderson 1958). Eine der umfassendsten Arbeiten dürfte *Kireji no kenkyū* von Asano Shin aus dem Jahr 1962 sein, auf der auch die angeführte Darstellung von Kawamoto (1997) basiert. Weitere z.T. etwas ungewöhnliche, aber durchaus interessante Ansichten zum Thema (sowie über das Haiku allgemein) bieten die einleitenden Kapitel von Konishi (1995). Der Aufsatz von Hemstege (1994) gibt zwar interessante Hinweise und sei zum weiterführenden Studium empfohlen, aber gerade die zum Thema gemachte Funktion des *kireji* wird nicht befriedigend erklärt.

Eine andere Möglichkeit der Wiedergabe bieten Interpunktionszeichen wie Bindestrich, Auslassungspunkte, Ausrufezeichen:

> Sommergras …! / Von all den Ruhmesträumen / die letzte Spur …

Hierbei besteht aber die Gefahr, diese „Effekte" zu oft einzusetzen. In Günther Debons Übersetzungen von Masaoka Shikis (1867–1902) Haiku, die im Original übrigens frei von einer festen Silbenzahlvorgabe sind, ist es oft nur der kleine Punkt, der ein wenig stört:

> Vorm Taga-Tempel / liegen verstreut die Kirschen. / Kein Mensch zu sehen. (1990: 25)

> Morgenkälte. / Froh rezitiert ein junger Mönch / die heilige Schrift. (24)

Zwar hat das *kireji* die Funktion, das Haiku in zwei Teile zu „zerschneiden", doch sind diese Teile nicht unabhängig voneinander; durch das *kireji* kann sogar ein stärkerer Zusammenhang entstehen, ähnlich wie bei einem Magneten, bei dem abstoßende und anziehende Kräfte zur Wirkung kommen (Shirane 1998: 24, Kawamoto 1989, 1992). Weiterhin können *kireji* eingesetzt werden, um emotionale Momente zu betonen.

Rein formal unterscheiden sich japanische Haiku durch die 17-Silben-Formel, das *kigo* und das *kireiji* deutlich von Prosatexten (*sanbun*). Übersetzer in Sprachen, denen diese Unterscheidungsmerkmale fremd sind, stoßen hier auf große Probleme. Zur Verdeutlichung seien drei Haiku aus der Sammlung *Bambusregen* von May und Waltermann (1995) herangezogen:

> kusa no na mo jijō shinikeri haru no ame
>
> Frühlingsregen fällt, / und alles, was da grünt, hat / plötzlich seinen Namen. (Komatori) (10)
>
> *nete mieshi ura o fusegu ya kotoshi ake*
>
> Den Blick auf die Bucht, / den ich sonst im Liegen genoß, / versperrt mir neuer Bambus. (Kosen) (24)
>
> *nagamete mo ugokanu mizu no atsusa kana*
>
> Auch der Anblick des / unbewegten Wassers läßt / nur die Hitze spüren. (Issōsha) (26)

Keri (1. Haiku), *ya* (2. Haiku) und *kana* (3. Haiku) gehören zu den wichtigsten *kireji*. Diese drei Beispiele zeigen, daß es sich in der Übersetzung nicht um ein Gedicht, sondern um einen Prosatext handelt, auch wenn dieser nur sehr kurz ist. Das wird hier um so deutlicher, da auch noch

grammatisch korrekte Komma- und Punktsetzung erfolgte. Es soll natürlich nicht vergessen werden, daß die deutsche Dichtung gebundene Sprache in dieser Form durchaus erlaubt. Nur, bei der Diskussion um die Form, sollte auch hierbei nicht die japanische Sichtweise vernachlässigt werden.

In einem Gedicht, dessen Platz so sehr beschränkt ist, kann das Schneidewort natürlich nicht nur die Funktion haben, das Gedicht davor zu bewahren, Prosa zu werden, bzw. an bestimmten Stellen zu schneiden oder zu verbinden. Unter *kireji* verstand man ursprünglich 18 Silben bzw. Silbenkombinationen, die im Lauf der Zeit auf 22 ergänzt wurden; am häufigsten wurden *ya*, *kana* und *keri* verwendet. Hirai (1985: 14–15) macht in diesem Zusammenhang auf einen weiteren Aspekt der *kireji* aufmerksam, nämlich auf den Klang: „Den klaren, hellen Lauten ‚a', ‚e' und ‚i' ist meist – außer bei *ya* und *na* – ein kräftiges ‚k' oder ein wohlklingendes ‚r' [welches in der Aussprache zwischen r und l liegt] vorangestellt. Daß diese Worte hervorragende Schneidefähigkeit besitzen, ist auch auf ihren Klang zurückzuführen!"[21]

Aber nicht alle Haiku weisen ein *kireji* auf. Das oben zitierte Haiku von Bashō (*tabi ni yande* …) ist eine solche Ausnahme. Es gilt als sein Gedicht für den „Abschied von dieser Welt" (*jisei*), sein Sterbegedicht. Überprüft man übrigens die Zähleinheiten, so kommt man im ersten Teil auf 6 (*ta-bi-ni-ya-n-de*). Natürlich ist denkbar, daß Bashō sich verzählt hat; wahrscheinlicher ist aber (denn nichts wäre leichter gewesen, als fünf Einheiten, etwa *ta-bi-ni-ya-mi*, zu wählen), daß er schon zu Anfang den Rhythmus brechen wollte, um die Spannung zu steigern.

Oto [Klang]

Im Haiku, dem eine starke synästhesische Wirkung zugesprochen wird (vgl. May 1985, Horikiri 1998, Wittkamp 1994, 1996), spielt die Wiedergabe von Lauten eine große Rolle. Ein wahrer Meister in der Kunst, die hörbare Welt hörbar einzufangen,[22] war der Dichter Santōka (1882–1940):

ame furu furusato wa hadashi de aruku

[21] Siehe dazu auch Wittkamp (1997b: 125), wo sich die Darstellung des von Hirai zur Veranschaulichung gewählten Beispiels findet. Zu *kireji* und Klang siehe auch Shirane (1998: 104–105).

[22] Ausführlich mit diesem Thema beschäftigt sich Wittkamp (1994), wo sich auch dieses Beispiel findet.

> Barfuß laufe ich / durch den Regen / meiner Heimat (WITTKAMP 1994: 88)

Santōka mußte barfuß über den sandigen Boden seiner Heimat laufen. Durch den hellen *a*-Laut wird – zumindest für den japanischen Rezipienten – das Aufsetzen seiner bloßen Füße auf den warmen, nassen Boden der geliebten Heimat hörbar. In der Übersetzung wird dies zu einem schier unlösbaren Problem, auch wenn sich natürlich, alliterativ beispielsweise, manches bewerkstelligen läßt: n*a*ckte Füße auf n*a*ssem S*a*ndboden. Onomatopoesien (‚patschen, platschen' etc.) sind hier meist die schlechtere Lösung.[23]

Eine gelungene Übersetzung sollte nicht nur den hörbaren Phänomenen, sondern auch dem Klang der Ausgangssprache gerecht werden. Hierzu ein Beispiel aus dem *Machi-naka-kasen* aus der Sammlung *Sarumino*, einer Kettendichtung der Bashō-Schule, wobei es sich um das sogenannte *waki*, den Anschluß an das Eingangsgedicht (*hokku*) handelt. Es wurde von Bashō verfaßt.

> *atsushi atsushi to kado kado no koe*
>
> So schwül, ach so drückend schwül! / Von Tor zu Tor hört man es. (HAMMITZSCH 1992a: 132)
>
> „Ach diese Hitze – diese Hitze!" / hallt es von Tor zu Tor… (DOMBRADY 1994: 77)

Vergleicht man die beiden Übersetzungen, fällt zunächst auf, daß Hammitzsch genau die 14 Silben des Originals trifft, Dombrady aber eine Silbe mehr benötigt, obwohl seine Übersetzung optisch kürzer wirkt. Am japanischen Original fällt auf, daß in den ersten 7 Silben *a*- und *i*-Laute, in der zweiten Hälfte dagegen *a*- und *o*-Laute dominieren. Bashōs Spiel mit Lauten wird von Dombrady sehr gut wiedergegeben. Bei Hammitzsch dominiert im ersten Teil der Umlaut *ü*, der in der japanischen Sprache nicht vorkommt. Phonetisch ist er zwar nicht weit vom *i* entfernt, störend ist aber die Häufung. Durch den Dehnungseffekt, den das *ü* mit sich bringt, wirkt das Haiku außerdem auch sprachlich länger.

Eine Lautnachahmung ist natürlich nicht immer möglich. Hierzu wieder ein Haiku von Santōka und dessen Übersetzung:

---

[23] Gleichwohl finden sich platte Onomatopoesien genug. Ulenbrook z.B. übersetzt Bashōs *furu ike ya kawazu tobikomu mizu no oto* folgendermaßen: Der alte Weiher: / ein Frosch, der grad hineinspringt – / des Wassers Platschen. Und Anna von Rottauschers Version desselben Haiku lautet: Ein stiller, öder Teich – / Horch, hörst du's plätschern? / Ein Fröschlein sprang ins Wasser. (Beide Übersetzungen sind aus SCHAARSCHMIDT 1999: 108.)

ushiro sugata no shigurete yuku ka

Diese Gestalt / von hinten gesehen – / verliert sie sich im Herbstregen? (Wittkamp 1996: 57)

Dieser Vers, einer der bekanntesten Santōkas überhaupt, lebt durch die Dominanz der *u*-Laute,[24] die eine ruhige, einsame bis traurige Konnotation haben. Es gibt Vergleichbares in der deutschen Dichtung, etwa Goethes „Wanderers Nachtlied". Doch hier stoßen wir an die Grenzen der Übersetzbarkeit; der ursprüngliche Klang des Gedichtes kann nicht bewahrt werden (ebd.).

Nebenbei sei bemerkt, daß sich das Problem einer eventuellen Unübersetzbarkeit nicht nur bei der Übertragung des Klangs bemerkbar macht. Donald Keene (1987: 104) verdeutlicht eine weitere Unübersetzbarkeit anhand eines Haiku von Masaoka Shiki:

keitō no jūshigo hon mo arinu beshi

Cockscomb – / I'm sure there are at least / Fourteen or fifteen stalks.

This verse unfortunately loses everything in translation, […] The slight differences in shading (rather than of meaning) given the haiku by the grammatical particles and verb endings also communicate overtones to a sensitive Japanese reader that cannot be analyzed in translation.

Suikō [„Feilen und Polieren"]

Ob diese beiden Beispiele wirklich nur auf mögliche Grenzbereiche der Übersetzbarkeit verweisen oder eine generelle Unübersetzbarkeit andeuten, soll hier nicht weiter interessieren. Sie schaffen jedoch den Übergang zu einem weiteren Problemfeld, das die Spontaneität der Haiku-Dichtung und ihr oftmals unausgereiftes Übersetztwerden betrifft.

Im internationalen Haiku-Verständnis hält sich hartnäckig die Vorstellung, das Haiku sei eine „Zen-Kunst",[25] und ein Haiku entstehe ähnlich wie eine Tuschezeichnung oder Kalligraphie, in der – manchmal – die Zeichen aufs Papier „gefetzt" werden. Das ist nicht richtig. Ein Haiku ist

[24] Zur Wirkung des *u*-Lautes vgl. Wittkamp (1996: 57–58). Allgemein zur Wirkung von Vokalen vgl. Akimoto (1971: 124).

[25] Vgl. etwa Wohlfart (1997) mit Rezensionen von Schamoni (1997) und Wittkamp (1998).

meist das Produkt jahrelanger Aus- und Verbesserung. Die Anfangszeilen beispielsweise aus Bashōs berühmtem Haiku[26]

> *shizukasa ya / iwa ni shimiiru / semi no koe*
>
> Stille …! / Tief bohrt sich in den Fels / das Sirren der Zikaden … (Dombrady 1985: 185)

lauteten zuerst *yamadera ya,* dann *sabishisa ya* und schließlich *shizukasa ya*; der Teil nach dem *kireji* (*ya*) war bereits fertig, obwohl auch hier *shimiiru* zunächst *shimitsuku* und dann *shimikomu* lautete (Kawamoto 1992: 68). Das nach Oseki (1990: 43) bekannteste Haiku, das „Frosch-Haiku" (*furu ike ya* …, NKBT 77), dichtete Bashō im Alter von 41 Jahren. Als er neun Jahre später, kurz vor seinem Tod, um ein Abschiedsgedicht gebeten wurde, soll er geantwortet haben: „Es ist in jeder Zeile, die ich seither schrieb" (Schaarschmidt 1999: 108) – so wohl auch in *shizukasa ya* …

Der chinesische Tang-Dichter Jiadao (jap. Katō, 779–843) grübelte einst darüber, ob er in einem seiner Gedichte das Wort *sui* oder lieber *kō* verwenden sollte (hier in japanischer *on*-Lesung). Diese kleine Geschichte wurde so bekannt, daß daraus der Ausdruck *suikō* entstand, den man seiner Bedeutung für die Dichtung nach etwa mit „feilen und polieren" übersetzen könnte.[27] Von dem bereits erwähnten Santōka beispielsweise ist bekannt, daß er Zeit seines Lebens an seinen Übersetzungen feilte und polierte und nur einen Bruchteil für gut genug hielt, veröffentlicht zu werden (Wittkamp 1996: 64–67).

Die Notwendigkeit der Verbesserung und der Überarbeitung besteht natürlich auch für Übersetzungen – selbst wenn sie bereits publiziert wurden –, aber nur selten hat man das Glück, festzustellen, daß dies auch tatsächlich der Fall ist.

> Erkrankt auf der Reise: / über ödes Gefilde flattert / mein letzter Traum.
>
> Erkrankt auf der Reise / flattert mein Schmetterlingstraum / über die öde Heide

Diese zwei Übersetzungen des oben ausführlich besprochenen Haiku stammen beide von Dombrady; die erste Version aus dem *Neuen Handbuch der Literaturwissenschaft* (1984: 330), die zweite aus dem *Sarumino* (1994).[28]

---

[26] Eine interessante, wenn auch nicht ganz unproblematische Diskussion dieses Haiku findet sich bei Wohlfart (1997: 159–168).

[27] Zum Thema *suikō* vgl. beispielsweise Kusumoto (1990: 124–129).

[28] Weitere Beispiele für *suikō* in Übersetzungen finden sich bei Wittkamp (1997b: 130).

Hier geht es nicht darum, ihren Sinn und Unsinn zu diskutieren (die „Erkrankung des Schmetterlingstraumes“, nicht des Reisenden, wurde bereits erwähnt); sie stehen vielmehr als Beispiel für eine kontinuierlich andauernde Auseinandersetzung mit dem Thema. Doch die Regel sieht anders aus. 1994 und 1995 wurden, um zwei Beispiele zu geben, Ulenbrooks *Haiku* und Kruschеs *Haiku*, die 1960 bzw. 1970 erstmalig publiziert wurden, neu aufgelegt. Schon ein kurzer Blick in Krusches Nachwort, in dem er expressis verbis darauf hinweist, nichts überarbeitet zu haben, und Ulenbrooks mehrfach kritisierte Übersetzungen[29] zeigen schnell, was die Übersetzer, aber auch die Verlage versäumt haben.

Abschließend sei noch einmal darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig für das Verständnis eines Haiku beigefügte Interpretationen, Erklärungen oder übergreifende Darstellungen sind. Bedenkt man die Ausführungen von Konishi (1995: 20–21), nach denen sich zu Bashōs Zeiten Dichter und Rezipient auf der gleichen, nur durch eine besondere poetologische Ausbildung zu erreichenden Ebene befunden hätten, dürfte deutlich werden, daß ohne Kommentarwerk ein tieferes Verständnis versagt bleiben muß. Als in dieser Hinsicht beispielhaft sind Dombrady (1985) oder May (1999a) zu nennen.

Wünschenswert ist außerdem, übersetzten Haiku das japanische Original beizugeben, und sei es in der Transkription. Nur so kann sich der Leser eine Vorstellung vom Klang des Gedichtes machen, und Kennern der Ausgangssprache bietet sich die Chance zu einem tieferen Verständnis.

Literaturverzeichnis

Aitken, Robert (1978): *A Zen Wave: Bashō's Haiku and Zen*. New York, Tōkyō: Weatherhill.

Akimoto Fujio (1971): *Haiku nyūmon* [Haiku: Eine Einführung] (Kadogawa sensho, 52). Tōkyō: Kadogawa.

Araki Tadao (Hg.) (1992): *Deutsch-Japanische Begegnung in Kurzgedichten*. München: Iudicium.

Asano Shin (1962): *Kireji no kenkyū* [Studien zum Schneidewort]. Tōkyō: Ōfūsha.

[29] Bereits 1962 machte Hammitzsch auf Ulenbrooks Übersetzungsfehler aufmerksam, und auch Schaarschmidt kritisierte 1967 dessen Übersetzungen, vgl. Schaarschmidt (1998: 144–162); vgl. Krusche (1994: 150). Sein *Haiku* wurde zuletzt im Jahr 2000 aufgelegt.

COUDENHOVE, Gerolf (1963): *Japanische Jahreszeiten: Tanka und Haiku aus dreizehn Jahrhunderten*. Zürich: Manesse.

DEBON, Günther (1990): *Am Gestade ferner Tage: Japanische Lyrik der neueren Zeit*. München, Zürich: Piper.

DOMBRADY, Geza S. (1984): Haiku – die kürzeste Gedichtgattung. In: DEBON, Günther (Hg.): *Ostasiatische Literaturen* (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Klaus von See u. a. [Hg.], 23). Wiesbaden: Aula, S. 329–342.

DOMBRADY, Geza S. (1985): *Bashō: Oku no hosomichi. Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland*. Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

DOMBRADY, Geza S. (1994): *Bashō: Sarumino. Das Affenmäntelchen*. Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

EHMCKE, Franziska (Hg.) (1988): *Toshihiko und Toyo Izutsu: Die Theorie des Schönen in Japan: Beiträge zur klassischen japanischen Ästhetik*. Köln: DuMont.

HAMMITZSCH, Horst (1962): Rezension zu: Ulenbrook, Jahn (1960): Haiku – Japanische Dreizeiler. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde* (NOAG) 91, S. 70–73.

HAMMITZSCH, Horst (1992a): Das Kasen „Sommermond" aus der Sammlung Sarumino. In: ARAKI Tadao (Hg.): *Deutsch-Japanische Begegnung in Kurzgedichten*. München: Iudicium, S. 131–140.

HAMMITZSCH, Horst (1992b): Matsuo Bashō – Ein Wandrer unterm Mond. In: ARAKI Tadao (Hg.): *Deutsch-Japanische Begegnung in Kurzgedichten*. München: Iudicium, S. 34–41.

HEMSTEGE, Thomas (1994): Die Funktion des Kireji im japanischen Haiku. In: *Vierteljahresschrift der Deutschen Haiku-Gesellschaft* 7, 25.

HENDERSON, Harold G. (1958): *An introduction to Haiku: An anthology of poems and poets from Bashō to Shiki*. Garden City, New York: Doubleday.

HIGGINSON, William J. und Penny HARTER (1989): *The Haiku Handbook*. Tōkyō, New York, London: Kodansha International.

HIGGINSON, William J. (1996a): *The Haiku Seasons*. Tōkyō, New York, London: Kodansha International.

HIGGINSON, William J. (1996b): *Haiku World: An International Poetry Almanac*. Tōkyō, New York, London: Kodansha International.

HIRAI Shōbin (1985): Kireji [Das Schneidewort]. In: *Kokubungaku – kaishaku to kyōzai no kenkyū. Gakutōsha* 29, 16 (Sonderausgabe im Dezember: *Haiku handobukku*), S. 14–15.

HORIKIRI Minoru (1998): *Bashō no onfūkei: Haikai hyōgenshi e mukete* [Klanglandschaften bei Bashō: Studien für eine Geschichte der Ausdrucksmöglichkeiten im *haikai*]. Tōkyō: Perikansha.

JAHN, Erwin (1968): *Fallende Blüten: Japanische Haiku-Gedichte.* Zürich: Die Arche.

Katayama Yumiko (1996): *Haiku no jōshiki* [Allgemeinwissen zum Haiku]. Q[uestion] & A[nswer]. In: *Kokubungaku – kaishaku to kyōzai no kenkyū. Gakutōsha* 41, 3 (Sonderausgabe im Februar: *Haiku no nazo: Kindai kara gendai made*), S. 187–195.

Kawamoto Kōji (1989): Basho's haiku and tradition. In: *Comparative Literature Studies* 26, 3, S. 245–251.

Kawamoto Kōji (1992): The silent cries of cicadas: The poetics of haiku. In: *Poetica* 35, S. 64–76.

Kawamoto Kōji (1997): Kirejiron [Zur Theorie des Schneideworts]. In: Kawamoto Kōji, Natsuishi Ban'ya und Fukumoto Ichirō: *Series Haiku sekai, bessatsu 1: Bashō, kaitai shinsho*. Tōkyō: Yūzankaku, S. 197–208.

Kawamoto Kōji (2000): *The poetics of Japanese verse: Imagery, structure, meter.* Tōkyō: University of Tokyo Press (Original 1991: *Nihon shiika no dentō*. Tōkyō: Iwanami shoten).

Keene, Donald (1987): *Dawn to the west: Japanese literature in the modern era: Poetry, drama, criticism* (Owl book edition; Erstveröff. 1984). New York: H. Holt & Co.

Kindai'ichi Haruhiko (1994): *Nihongo* [Japanisch] (Iwanami shinsho; Erstveröff. 1988). 2 Bde. Tōkyō: Iwanami shoten.

Koller, Werner (1992): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft* (UTB für Wissenschaft). 4. neu überarbeitete Aufl. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle & Meyer.

Konishi Jin'ichi (1995): *Haiku no sekai* [Die Welt des Haiku] (Kōdansha gakujutsu bunko, 1159). 2. Aufl. (Erstveröff. ebenfalls 1995). Tōkyō: Kōdansha.

Krusche, Dietrich (1970): *Haiku: Bedingung einer lyrischen Gattung*. Tübingen, Basel: Horst Erdmann.

Krusche, Dietrich (1994): *Haiku: Japanische Gedichte*. München: dtv.

Kuroda Momoko (1993): *Kyō kara hajimeru haiku* [Ab heute beginnen wir mit der Haikudichtung] (Shōgakukan raiburari, 21; Erstveröff. 1992). Tōkyō: Shōgakukan.

Kusumoto Kenkichi (1990): *Haiku jōtatsuhō* [Verbesserungsmethoden bei der Haikudichtung]. Tōkyō: Kōdansha.

Lewin, Bruno (1968): *Kleines Wörterbuch der Japanologie.* Wiesbaden: Harrassowitz.

Macheiner, Judith (1991): *Das grammatische Varieté oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden.* Frankfurt am Main: Eichborn.

May, Ekkehard (1985): Synästhesie bei Bashō – Zu einem Aspekt der Haiku-Metaphorik. In: Dombrady, G. S. und Franziska Ehmcke (Hg.): *Referate des des VI. Deutschen Japanologentages in Köln 12.–14. April 1984* (Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens [MOAG], 100). Hamburg: OAG, S. 184–190.

MAY, Ekkehard (1999a): Mukai Kyorai: Zwanzig Haiku. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 27 (November), S. 46–72.

MAY, Ekkehard (1999b): „Tiefer Sinn – nicht bewegt." Zu zwei *haiku*-Bändchen in der Reclam-Universal-Bibliothek. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 26 (Mai), S. 110–120.

MAY, Ekkehard und Claudia WALTERMANN (1995): *Bambusregen: Haiku und Holzschnitte.* Frankfurt am Main, Leipzig: Insel.

MURASAKI MILLET, Christine (1997): Bush clover and moon. In: *Monumenta Nipponica* 52, 3, S. 327–356.

OSEKI, Toshiharu (1990): *Basho's Haiku*. Vol. 1. Tōkyō: Maruzen.

ROTTAUSCHER, Anna von (1963): *Ihr gelben Chrysanthemen*. 9. Aufl. (o. J. der Erstveröff.). Wien: Walter Scherermann.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1998): Zum Beispiel der Mond. In: PUTZ, Otto (Hg.): *Aufschlußversuche: Wege zur modernen japanischen Literatur*. München: Iudicium, S. 144–162.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1999): Drei Zeilen Japanisch: Anmerkungen zu einem Haiku. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 26 (Mai), S. 108–109 (Erstveröff.: *FAZ* 10.05.1967).

SCHAMONI, Wolfgang (1997): Wiederkäuende HaiKühe in der Schwebebahn oder: Über die schrecklichen Folgen von BSE in der Reclam-Bibliothek (Rezension zu: Günter Wohlfart [1997]: Zen und Haiku oder Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts). In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 23 (November), S. 146–150.

SHIRANE Haruo (1997): Matsuo Bashō's Oku no hosomichi and the anxiety of influence. In: VLADECK HEINRICH, Amy (Hg.): *Currents in Japanese Culture: Translations and Transformations*. New York: Columbia University Press, S. 171–183.

SHIRANE Haruo (1998): *Traces of dreams: Landscape, cultural memory, and the poetry of Bashō*. Stanford: Stanford University Press.

STALPH, Jürgen (1996): Pro litteris japonicis oder Vom Schaden schlechten Übersetzens. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 8. München: Iudicium, S. 183–192.

ULENBROOK, Jan (1995): *Haiku: Japanische Dreizeiler.* Stuttgart: Reclam.

ULENBROOK, Jan (1998): *Haiku – Neue Folge*. Stuttgart: Reclam.

WITTKAMP, Robert F. (1994): Anmerkungen zur Onomatopoesie und Klangverarbeitung in der Dichtung Santōkas. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde* (NOAG) 155/156, S. 79–94.

WITTKAMP, Robert F. (1996): *Santōka. Haiku, Wandern, Sake* (OAG Taschenbuch, 66). Tōkyō: Bunkenseiha.

Wittkamp, Robert F. (1997a): Rezension zu: Jan Ulenbrook (1995): Haiku. Japanische Dreizeiler. In: *Rundschreiben der OAG*, März, S. 32–36.

Wittkamp, Robert F. (1997b): Sommergräser und Heideträume: Zur Übersetzungstechnik beim Haiku. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde* (NOAG) 161–162, S. 111–134.

Wittkamp, Robert F. (1998): Rezension zu: Günter Wohlfart (1997): Zen und Haiku oder Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde* (NOAG) 163/164, S. 212–213.

Wittkamp, Robert F. (1999): Ist das deutsche Haiku noch zu retten? In: *Listen* 53, S. 26–27.

Wohlfart, Günter (1997): *Zen und Haiku oder Mu in der Kunst HaiKühe zu hüten nebst anderen Texten für Nichts und wieder Nichts.* Stuttgart: Reclam.

Wolfram, Gerhard (1995a): Issa. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 18 (Mai), S. 98–107.

Wolfram, Gerhard (1995b): Issa. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* (HOL) 19 (November), S. 109–118.

Wuthenow, Ralph R. (1994): *Matsuo Basho: Hundertelf Haiku*. Zürich: Ammann Verlag (Erstveröff. 1985).

Erotische Zwiegespräche

Feministische Ansätze in der Übersetzung japanischer Literatur

Nicola Liscutin

> Die meisten Wörter, die aus meinem Mund herauskamen, entsprachen nicht meinem Gefühl. Dabei stellte ich fest, daß es auch in meiner Muttersprache kein Wort gab, das meinem Gefühl entsprach. Ich hatte das nur nicht so empfunden, bis ich in einer fremden Sprache zu leben anfing. Ich ekelte mich vor den Menschen, die fließend ihre Muttersprache sprachen. Sie machten den Eindruck, daß sie nichts anderes denken und spüren konnten als das, was ihre Sprache ihnen so schnell und bereitwillig anbietet.
>
> (Tawada 1996: 41–42)

Die in Hamburg lebende japanische Autorin Tawada Yōko verfaßt ihre Texte auf japanisch und auf deutsch. Ihre Erzählungen und Gedichte sind durchdrungen von dem Bewußtsein, *zwischen* den Sprachen zu leben, und stellen die angeblich umittelbare Beziehung von Sprache zu Bezeichnetem in Frage. Tawadas Texte exemplifizieren somit die Kritik an der vermeintlichen Ein-Deutigkeit von Zeichen, die feministischem, psychoanalytischem und dekonstruktivem Gedankengut gemein ist. Dort – man denke an die Schriften von Julia Kristeva, Gayatri Spivak, Jacques Lacan oder Jacques Derrida – wird in diesem Zusammenhang vor allem auch die Beziehung von Frauen zu Sprache problematisiert, die von Entfremdung (z.B. Kristeva 1979) oder Verschiebung (Spivak 1983/1992) charakterisiert wird.

Darüber hinaus scheint mir Tawadas Erfahrung, zwischen den Sprachen zu leben, besondere Relevanz für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu besitzen, die sich mit einer fremden Kultur befassen und damit in einen nicht endenden Übersetzungsprozeß von diversen Texten, Phänomenen, kulturellen Vorstellungen, Normen, Formen usf. und deren Repräsentationen verstrickt sind, ja selbst daran stricken. Wie gehen wir mit diesem „zwischen den Sprachen leben“ um, und welche Herangehensweisen lassen sich daraus für unsere Übersetzertätigkeit (im weiteren Sinne) ableiten?

Die folgende Skizzierung herkömmlicher und neuerer Vorstellungen zum Thema Übersetzen ist in ihrem kontrastiven Charakter weniger als Provokation, sondern vielmehr als Aufzeigen sehr unterschiedlicher Möglichkeiten gedacht. Sie soll darlegen, daß es einen lange Zeit unberücksichtigten Zusammenhang von Übersetzen/Übersetzung, Sprache und Geschlechterdifferenz[1] gibt, der sich in spezifischen sexualisierten (nicht selten sexistischen) Metaphern ausdrückt und weitreichende Auswirkungen auf das Verhältnis von Übersetzung zu (Original-)Text sowie von Ziel- zu Ausgangskultur haben kann. Anders formuliert, Geschlechtervorstellungen und Übersetzung scheinen vergleichbare Strategien von Differenzierung zwecks Herstellung und/oder Erhaltung bestimmter Dominanzverhältnisse zu sein.

In einem zweiten Schritt möchte ich kurz darstellen, wie sich besagter Zusammenhang anders gestalten läßt; genauer gesagt wird uns die Frage beschäftigen, wie feministische Wissenschaftlerinnen „Frau" (oder „das Weibliche"), Sprache und Übersetzung im *Zwischen* verortet und daraus neuartige Strategien „weiblichen Schreibens" und Übersetzens entwickelt haben. Dem wird im letzten Teil eine ausführlichere Betrachtung feministischer Herangehensweise an das Übersetzen am Beispiel japanischer Literatur folgen. [2]

TREU ODER SCHÖN – IST *DAS* DIE FRAGE? ZUR TRADITIONELLEN METAPHORIK VON ÜBERSETZUNG

Grundsätzlich läßt sich feststellen, daß man sich die Übersetzung weiblich dachte – wie auch das Genus des Wortes im Deutschen nahelegt. Weiblich im Gegensatz zum männlichen Urtext, zum Genius des Autors, zur Autorität des Originals.[3] Im Unterschied zum aktiven Verfassen eines

[1] Geschlechterdifferenz verstehe ich hier als potentiell plurale Ergebnisse oder Effekte einer Differenzierung, bei der Vorstellungen von „Weiblichem" und „Männlichem" konstruiert und in der Regel hierarchisch angeordnet werden.

[2] Die Begriffe „feministisch" und „Feminismus" werden in diesem Aufsatz im Sinne von wissenschaftlichen Theorien und Methodiken verwandt. Mit feministischen Ansätzen in der Übersetzungswissenschaft meine ich also Ideen und Strategien, die auf den kritischen Konzepten des Feminismus (richtiger müßte es heißen: der „Feminismen") philosophischer, literaturwissenschaftlicher, linguistischer, psychoanalytischer, poststrukturalistischer, aber auch politischer Prägung basieren.

[3] Lorie CHAMBERLAIN (1992) und Sherry SIMON (1996) zitieren eine Reihe von Metaphern, die die lange europäische Tradition nachzeichnen, Übersetzung als „weiblich" zu definieren. So beschrieb z.B. John Florio im Vorwort seiner

Textes wurde die Übersetzung eher als passiv gesehen. Sie galt gewissermaßen als eine Reproduktion maskulinisierter Schöpfung und damit auch als „sein Geschöpf". Die Übersetzung hatte (und hat wohl noch) vor allem treu zu sein. Sie hatte treu den Worten des Originals, den Absichten des Autors zu folgen. Die Übersetzer hatten dementsprechend unsichtbar oder zumindest unscheinbar zu bleiben. Ja es galt gar, die Spuren ihrer Arbeit zu verwischen.

War eine Übersetzung hingegen vor allem schön oder elegant, wurde sie mit der Metapher von weiblicher Frivolität belegt: Sie wurde mit dem Seitensprung einer Ehefrau verglichen. Der Ausdruck *les belles infidèles* [die schönen, untreuen Frauen] als Beschreibung oder Kategorie von Übersetzungen – man beachte: *les beaux infidèles* taucht nicht auf! – wurde von dem französischen Rhetoriker Ménage (1613–1692) geprägt. Nach seiner Auffassung konnten und mußten Übersetzungen, wie Frauen, entweder schön oder treu sein. Treue schien, nicht nur in Ménages Vorstellung, Schönheit auszuschließen. Eine Schule der französischen Übersetzung legte sich den Ausdruck als programmatischen und provokanten Namen zu (SIMON 1996: 10). Familie, Ehe, weibliche Treue und eben Untreue dienten am häufigsten als Metaphern, um das Verhältnis der Übersetzung zum Text und zum Autor des Originals zu beschreiben.[4]

Hinter diesen Metaphern verberge sich, so die Übersetzerin Lorie CHAMBERLAIN, auch jenes angstvolle Begehren, Geschöpfe/Kinder im Sinne patrilinear organisierter Systeme qua Vaterschaft – nicht Mutterschaft – zu legitimieren, und zudem ein fiktiver Streit zwischen Autor des Originals und Autor der Übersetzung um die Anerkennung von Vaterschaft über den Text. Das Bedürfnis der Übersetzer des siebzehnten und

Übersetzung (1603) zu Montaignes *Essais* Übersetzungen als unweigerlich „defective" und daher als „reputed females" (zitiert nach SIMON 1996: 1). Meine Ausführungen basieren auf den beiden genannten Aufsätzen.

[4] Häufig wurde auch das Konzept der Muttersprache des Übersetzers in die Auseinandersetzung um die Vaterschaft des Textes gebracht. Die Muttersprache mußte, siehe auch Schleiermacher, vor jeglicher Herabsetzung oder Penetration durch Fremdes geschützt werden. Ein Übersetzer hatte demnach die Pflicht, die Reinheit seiner Muttersprache zu sichern. Auch in diesem Fall wird also ein der Ehe ähnliches Verhältnis von Vater-Übersetzer zu Mutter-Sprache konstruiert, das erst die Geburt eines väterlicherseits legitimierten Geschöpfes garantieren soll. Hier entlarvt sich das Primat der Muttersprache als patriarchalische Macht derselben. Das Ideal der Treue, auf die Beziehung zur Muttersprache angewandt, scheint sich damit im Widerspruch zum Anspruch auf Originaltreue zu befinden. Allerdings läßt sich feststellen, daß die Metapher der Treue seltsam flexibel ist und unterschiedliche Deutungen erfährt, je nachdem, welche Zwecke Übersetzungen in einem größeren ästhetischen oder kulturellen Kontext zu erfüllen haben. Siehe auch CHAMBERLAIN (1992: 60–62).

achtzehnten Jahrhunderts, ihre Arbeit als Schaffen, als kreatives Schreiben, dem Genius schriftstellerischer Tätigkeit ebenbürtig zu machen, scheint gleichfalls in diesen Metaphern zur Übersetzung durch. (1992: 61)

Die Auffassung, daß Original und Übersetzung, Autor und Übersetzer in einem hierarchischen, also nicht gleichwertigen Verhältnis zueinander stehen, ist die dominante geblieben.[5] Sie zeigt noch heute ihre Auswirkungen in der Wissenschaft, besonders der anglo-amerikanischen aber auch der deutschen, die Übersetzungen kaum als vollwertige Arbeiten anerkennt und dementsprechend in der Rangliste der Publikationen weit unter analytischen Arbeiten ansiedelt. Die hierarchische Anordnung von Ausgangstext und Übersetzung sowie die Forderung, daß letztere originalgetreu zu sein habe, gelten besonders dann, wenn es sich z.B. um Bibelübersetzungen oder die Übertragung griechischer und lateinischer Klassiker handelt. Ungleich komplizierter gestaltet sich dagegen das Kräfteverhältnis von Texten in solchen Sprachen, die im Westen gern exotisch genannt werden, zu ihren Übersetzungen in sogenannte Weltsprachen wie dem Englischen aber auch dem Deutschen. Lassen sich andere Ansprüche ausmachen, wenn z.B. ein bengalischer Text ins britische Englisch übersetzt wird, ein japanischer Text ins Amerikanische oder eben auch ins Deutsche?

Im Unterschied zur herkömmlichen Übersetzungswissenschaft zielen neuere Konzepte gerade nicht darauf ab zu entscheiden, ob der Text einer Übersetzung gut oder schlecht, treu oder frei ist. Vielmehr konzentrieren sie sich auf die Funktionen und Effekte des Übersetzens in der intra- und interkulturellen Kommunikation, auf die Rolle der Übersetzer in bestimmten kulturellen und politischen Beziehungssystemen sowie auf den Zusammenhang, der zwischen Herrschaftsansprüchen, Machtstrukturen und Übersetzung als eines ihrer Ausdrucksmittel besteht. So liegt uns inzwischen eine Reihe faszinierender Arbeiten über die Verbindung von Kolonialismus und Übersetzen oder von Konzepten von Nationalliteratur und der Rolle von Übersetzungen vor (z.B. BASSNETT und TRIVEDI 1999, VENUTI 1992, DINGWANEY und MAIER 1995).

---

[5] Selbst George STEINER gelingt es in seinem *After Babel* (1975) nicht, dem Hierarchisieren zu entgehen – übrigens ebensowenig wie den sexualisierten Metaphern, mit denen er den Vorgang des Übersetzens belegt. Sein Modell des „angemessenen" Übersetzens (296–302) ist in die Metaphern einer aggressiven sexuellen Handlung gekleidet – Steiner spricht u.a. von einer „besitzergreifenden Penetration" – und kommt damit, trotz angestrebter Eleganz und Differenzierung, jenen Beschreibungen von Kolonialisierung und ihrem literarischen Äquivalent, der Übersetzung, sehr nahe, die schlicht Vergewaltigungen der kolonisierten Gesellschaft/Texte als Herangehensweise empfehlen.

Meine Argumentation folgt der Grundidee dieser neuen Übersetzungsforschung, nach der Übersetzen, noch immer kursierenden Mythen zum Trotz, *keine* handwerkliche Tätigkeit ist. Es ist, wie die Übersetzungswissenschaftler BASSNETT und TRIVEDI betonen, keine transparente, eindeutige oder gar unschuldige Übertragung eines Textes von einer Sprache in eine andere, sondern vom Moment der Auswahl bis zur Publikation eine manipulative Tätigkeit, die nur äußerst selten auf einer gleichberechtigten Beziehung zwischen Texten, Autoren und kulturellen Systemen beruht (1999: 2).

„DA-ZWISCHEN" – FRAU, SPRACHE UND ÜBERSETZUNG

Um noch einmal zur Betrachtung des „Weiblichen" und der Übersetzung zurückzukehren: In der Tat galt über lange Zeit für Frauen im europäischen Sprachraum die Übersetzung als die einzige akzeptable Form literarischer Tätigkeit (SIMON 1996: 1, 39–85).[6] Die weiblich gedachte Übersetzung wird – in diesem historischen Kontext – zum Symbol der Beziehung von Frau zu Sprache. Wobei Sprache hier als patriarchalisch determiniertes System von Bedeutungen verstanden wird. Innerhalb dieses Systems, das ihr uneigen ist, kann „Frau" nur nachahmen, nur reproduzieren, wird das „Weibliche" für sie zum entfremdenden Zeichen. Die Erfahrung als schreibendes Subjekt, das Erkunden einer subjektiven, weiblichen Identität durch Schreiben ist „Frau" durch die Konstruktion der psycho-sozialen Geschlechterrollen verwehrt. Dies gilt zumindest so lange, wie „Frau" dem System – und ihrer Funktion darin – treu bleibt.

Die dualistische Denkweise konfrontiert uns nun mit einer Reihe von Gegensatzpaaren – Original/Übersetzung, Schöpfung/Reproduktion, aktiv/passiv, treu/untreu, männlich/weiblich usf. –, bei denen die Autorität oder Stärke des erstgenannten auf der Ausgrenzung oder Unterdrückung des zweiten Terminus beruht. Aus dieser Ordnung binärer Oppositionen läßt sich ableiten, daß die Übersetzung und die schreibende, sprechende Frau etwas gemeinsam haben: Sie nehmen beide eine untergeordnete Stellung im Diskurs ein.

Einige moderne feministische Schriftstellerinnen haben von dieser merkwürdigen metaphorischen Partnerschaft des Weiblichen und der Übersetzung das Bild der schreibenden oder sprechenden *Frau als Übersetzung* geprägt und in kritischen wie literarischen Schriften thematisiert. In japanischer Sprache haben sich beispielsweise Kōra Rumiko und Itō

[6] Besonders in England während der Reformation, aber auch in der französischen Renaissance.

Hiromi intensiv mit dieser Problematik auseinandergesetzt. Ich denke hier an Kōras Essay von 1992 *Ushinawareta kotoba o motomete* [Auf der Suche nach einer verlorenen Sprache] oder an Itōs provokante und experimentelle Texte, in denen Frau durch Übersetzung erst sprechen lernt und dann doch ihre eigene Sprache findet.[7] Die deutsch-japanischen Texte der eingangs schon zitierten Tawada Yōko bieten ebenfalls einen reichen Fundus zu diesem Thema.

Zu erwähnen sind vor allem auch die Arbeiten der französischen Feministin Hélène Cixous. *Le rire de la Méduse* (englisch: *The Laugh of the Medusa*, 1976) und *La Jeune Née* (englisch: *The Newly Born Woman*, 1986), beide 1975 erschienen, haben die feministische Literaturkritik und das feministische Denken über Sprache entscheidend geformt. Cixous setzt sich in diesen beiden Texten kritisch mit den Ideen Jacques Derridas auseinander und versucht, diese für eine Politik und Poetik weiblichen Schreibens (*écriture feminine*) nutzbar zu machen. Wortspiele, oft multilingual, die hier fließend dort explosionsartig in Wortschöpfungen übergehen, syntaktische Verzerrungen sowie Bedeutungsverschiebungen und -brechungen kennzeichnen Cixous' Stil.[8] Auf seiner Oberfläche artikuliert sich darin die rhetorische Frage ‚wo ist Frau?' oder ‚wo kann Frau überhaupt (ein Subjekt) sein?', während sich gerade in den Wortspielen und Verzerrungen schon Auswege eröffnen.

Gefangen in den (imaginären) Grenzen der patriarchalischen Symbolik war die Frau, so Cixous, bislang entweder zum Schweigen verdammt, hat übersetzen oder Worte stehlen müssen. Einigen Frauen ist es dennoch gelungen, sich mit den Wörtern davonzustehlen. Die Frau, die bislang immer „inmitten" des Diskurses des Mannes[9] funktioniert habe, kann

---

[7] Beispielsweise „Nāsutī mōningu" [Fieser Morgen] aus ihrem Buch *Watashi wa Anjuhimeko de aru* [Ich bin Anjuhime!] von 1993 oder *Katei no igaku* (deutsch: *Das anarchische Aschenputtel*, 1999) von 1995.

[8] Ein wunderschönes Beispiel ist das folgende multilinguale Zitat aus Cixous' Text *Vivre l'orange/To Live the Orange* (1979: 53):

> La question des juifs. La question des femmes. La question des juifemmes. *La questione della donnarance. A questão das laranjas.* The question: Juis-je juive ou fuis-je femme? Jouis-je judia ou suis-je mulher? Joy I donna? Ou fruo filha? Fuis-je femme ou est-ce que je me ré-juive?
>
> The question of the Jews. The question of women. The question of jewomen. *A questão dans laranjudias. Della arancebrea.* Am I enjewing myself? Or woe I woman? Win I woman, or wont I jew-ich? Joy I donna? Gioia jew? Or gioi am femme? Fruo.

[9] Spivak erläutert, wie es zu dem Begriff des Diskurses des Mannes kommen mußte. Sie zitiert eine Passage aus Hegels *Rechtsphilosophie*, die sich mit dem Unterschied zwischen Denken und Gegenstand beschäftigt:

und muß sich nun gerade dieses „Inmitten", dieses „Zwischen" greifen, es sich zu eigen machen, „es in ihren Frauenmund nehmen, es mit ihren Frauenzähnen beißen, mit ihrer Zunge darin herumfahren …" (Cixous und Clément 1986: 95–96). Das heißt, sie muß sich ihre Körperlichkeit, ihren Körper zurückerobern, in ihn zurückgehen, und dies kann und wird mittels Schreiben (*écriture*) geschehen, denn „Schreiben ist die Schwelle, das Tor, ist Eingang, Ausgang und Aufenthaltsort des Anderen in mir … des Anderen, das ich bin und nicht bin, das ich nicht zu sein weiß, und das ich doch passieren fühle, das mich leben, lebendig macht …" (86). Dann werde Frau hervorquellen aus diesem „Inmitten" zu ihren Lippen (96).[10]

In der japanischen Fassung ist dieses „Inmitten" mit *naka de* übersetzt, aber man könnte es sich vielleicht noch anschaulicher vorstellen mit den Schriftzeichen für *mon*: 門 sowie 問 , nämlich als Tor sowie als geöffneten

---

> (…) denn erst im Denken bin ich *bei mir*, erst das Begreifen ist das *Durchbohren* des Gegenstandes, der nicht mehr mir gegenübersteht und dem ich *das Eigene* genommen habe, das er für sich gegen mich hatte. Wie Adam zu Eva sagt, du bist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, so sagt der Geist, dies ist Geist von meinem Geist, und die *Fremdheit* [die *Fremdheit*, die Andersheit, im Gegensatz zum *Eigenen*] ist verschwunden. (Hegel 1970: 47)

Man könnte hier eine ganze Sammlung „bedeutender Passagen" aus Literatur und Philosophie zusammenstellen, um zu zeigen, wie unauffällig aber folgenreich eine bestimmte Metapher der Frau einen Diskurs hervorgebracht (und nicht bloß illustriert) hat, den wir „historisch" als den Diskurs des Mannes bezeichnen müssen. Eingedenk der unstrittigen Last, die auf den Begriffen Produktion und Konstitution ruht, könnte man dies reformulieren: Der Diskurs des Mannes besteht in der Metapher der Frau. (Spivak 1992: 183)

[10] Tawada Yōko (1996: 101) hat das Schreiben aus dem weiblichen Körper heraus in ihrem Text „Sieben Geschichten der sieben Mütter" pointiert beschrieben. Dort heißt es unter „Gebärmutter":

> Ich versuche mein Schreibzimmer so herzurichten, daß es einer Gebärmutter gleicht. Dann befinde ich mich – während ich schreibe – in einer Gebärmutter. Gleichzeitig befindet sich meine Gebärmutter in meinem Körper, so werde ich zu einer Membrane zwischen der Außenmutter und der Innenmutter.
>
> Auf der Innenwand der Gebärmutter standen Notizen. Ich mußte mich davon trennen, als ich geboren wurde. Die Schrift, in der diese Notizen geschrieben sind, wird im Licht unlesbar, so daß man sie von dieser Welt aus nicht lesen kann. Aber manchmal bilde ich mir ein, ich hätte vage Erinnerungen an diese Notizen und könnte ohne sie kein Gedicht schreiben. Es ist eine mühsame Arbeit, sich an sie zu erinnern. Wenn mein Schreibzimmer einer Gebärmutter ähnelt, fällt mir diese Arbeit etwas leichter.

Mund im Zwischen, als Weg zu den Lippen, zu weiblichem Sprechen. Das Tor, *mon*, ist dabei eine wunderbare Metapher für die Berührung mit dem Anderen und auch für die Übersetzerin.[11]

Cixous' Inszenierung von „weiblichem Schreiben" rüttelt an den angeblichen Gesetzmäßigkeiten von Sprache, dekonstruiert die liebgewonnene Eindeutigkeit von Zeichen und Bezeichnetem und deutet stattdessen auf jenen Prozeß, der Bedeutung stets und endlos ins Anderswo oder ins „Zwischen" verweist. Sie legt zudem die Künstlichkeit jener hierarchischen Ordnung von Gegensatzpaaren bloß, bei der dem zweiten Begriff stets die untergeordnete Position zugewiesen ist.

Wichtiger ist noch, daß Identität, im Hegelschen Sinne, die sich durch einen dialektischen Prozeß von Aneignung und Negation des Anderen definiert und für ihren Erhalt mörderische Kämpfe ficht, *nicht* Cixous' Sache ist und sicherlich nicht den von ihr angestrebten Weg zu weiblicher Subjektwerdung markiert. Vielmehr betont sie die gleichsam dankbare Achtung des Anderen, seiner Anwesenheit, die durch ein respektvolles Erkennen und Anerkennen von Differenz zu gewinnen sei. Cixous spricht in diesem Zusammenhang von Liebe, die jedoch anders, neu, da nicht possessiv sei. Ihre Kollegin Luce Irigaray (1996) hat einen ähnlichen Gedanken in einer wunderbar verdrehten, syntaktisch „inkorrekten", aber gleichsam richtungsweisenden Redewendung auf den Punkt gebracht und einer ihrer Aufsatzsammlungen als programmatischen Titel vorangestellt: *i love to you* statt „I love you" – wobei das „ich" (das *i*) kleingeschrieben wird und nicht „dich liebt", sondern „zu dir (hin) liebt". Liebe wird hier also verstanden als Arbeit der Annäherung und des Lernens. Dieses Verständnis von Liebe findet sich auch in Platons Gebrauch des Wortes *erōs*, der mit Erotik zwar auch eine körperliche oder sexuelle Anziehung meint, aber damit vor allem eine Freundschaft zwischen Gleichberechtigten bezeichnet, die auf einer geistig-seelischen Anziehung basiert.[12]

Cixous' Gedanken zur Entwicklung weiblichen Schreibens hatten und haben eine ungeheuer befreiende Wirkung – auch auf Übersetzerinnen. Denn gleich, ob es um das Schreiben eines „eigenen" Textes oder die Übertragung eines fremden geht, die Grund- und Ausgangspositionen ähneln sich. Es handelt sich gewissermaßen um zwei Formen von *écriture féminine*, in deren Mittelpunkt die entscheidende „dankbare Achtung" von Differenz, die respektvolle Annäherung an das Fremde steht. Beide Formen verdeutlichen zudem das Bestreben, die Möglichkeiten multipler Identitäten zu erkunden.

---

[11] Ich spinne hier Tawadas Idee des Tors in ihrem Text „Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch" weiter (1996: 121–134).

[12] Siehe besonders Platons Diskussion des Begriffes in *Symposion*.

Feministische Ansätze in der literarischen Übersetzung: *Transformance*

Dieser Zwischenraum[13] von Freiheit und Anziehung, der durch Respekt vor tiefgreifender, doch positiv verstandener Fremdheit entsteht, spielt für die Arbeitsweise feministischer Übersetzerinnen eine entscheidende Rolle. Verortet im Dazwischen wird Übersetzung nun verstanden als Prozeß und nicht mehr als Produkt unsichtbar gewordener Übersetzer, als multiple Funktion innerhalb und zwischen Kulturen, als Interpretation und Vermittlung, jedoch auch als Intervention sowie als Schweigen. Betont wird dementsprechend auch der kreative Aspekt des Übersetzens als Umschreiben eines „fremden" Textes in einen „anderen" (u.a. Simon 1996: 134–140). Kanadische Feministinnen haben für die besonderen Eigenschaften der Übersetzung das Wort *transformance* ersonnen, das aus den drei englischen Begriffen *translation*, *transformation* und *performance* zusammengesetzt wurde (Godard 1990: 89–90). Der Begriff drückt den gestaltenden Charakter des Übersetzens aus und verdeutlicht die bewußte, aktive Rolle der Übersetzerin. *Transformance* bedeutet für feministische Übersetzerinnen demnach auch Intervention, die sich aus der fruchtbaren Ambivalenz jenes „Inmitten" speist.

Wie eine solche feministische Intervention zum Beispiel in der Übersetzung japanischer Literatur aussehen kann, möchte ich nun an drei Bereichen illustrieren, nämlich der Auswahl der zu übersetzenden Texte, dem Vor- bzw. Nachwort und der Herangehensweise an die rhetorische Beschaffenheit eines Textes.

Auswahl

Es dürfte heute schon als Binsenwahrheit gelten, daß die Auswahl bestimmter Autoren und Texte zur Übersetzung wesentlich zur Formierung eines Kanons, beispielsweise der japanischen Literatur, in der Zielkultur beiträgt. Diese Selektion beeinflußt jedoch nicht allein die Vorstellungen in der Zielkultur von der Literatur des Ausgangslandes, sondern eben auch die Vorstellungen von seiner Kultur. Nun kann ein literarischer Kanon dem der Ausgangskultur ähneln oder nachgebildet sein, er kann sich aber auch deutlich von ihm unterscheiden und mehr von den Erwartungen und ideologischen Strömungen der Zielkultur geprägt sein.

[13] Homi Bhabha hat diesen Zwischenraum, dieses Inmitten für den postkolonialen Diskurs als „Third Space" definiert (1994: 36–39).

Der amerikanische Japanologe Edward FOWLER (1992) hat eindringlich geschildert, wie für mehrere Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg die „großen Drei", d.h. Tanizaki Jun'ichirō, Kawabata Yasunari und Mishima Yukio, und bestimmte ihrer Werke den amerikanischen Kanon moderner japanischer Literatur dominierten. Das dem sogenannten traditionellen Japan verpflichtete, sanfte, exotische und feminisierte Japan-Bild, das die übersetzten Werke dieser drei Autoren zu vermitteln schienen, stand in einem für den amerikanischen Leser überraschenden Gegensatz zu dem nur kurz vorher verbreiteten Image Japans als kampfwütigem Aggressor. Das neue Bild fügte sich jedoch geschmeidig in die Ideologie des Kalten Krieges ein, in der Amerika Japan seiner Seite, seiner Politik zu verpflichten suchte und den ehemaligen Gegner nunmehr als Verbündeten darstellen wollte (FOWLER 1992, VENUTI 1998: 69–75).

Das bedeutet aber auch, daß der Buchmarkt für übersetzte japanische Literatur lange Zeit blockiert war für Autoren und Texte, die nicht in das angenommene Stereotyp paßten. So scheinen Humor, Ironie, Spielerisches, aber auch die literarischen Experimente zum Thema weiblicher Sexualität in diesem Bild nicht vorgesehen gewesen zu sein.

In den letzten zehn Jahren ist das Angebot japanischer Literatur in englischer Übersetzung sicherlich vielseitiger geworden. Dennoch fällt auf, daß zum einen die moderne japanische Literatur in den USA und Großbritannien, trotz der Bestseller von Yoshimoto Banana und Murakami Haruki, nach wie vor in einem Ghetto angesiedelt zu sein scheint. Zum anderen gibt es bemerkenswert wenige Übersetzungen von Romanen japanischer Schriftstellerinnen. In der Regel werden Autorinnen noch immer mit Kurzgeschichten in Anthologien moderner japanischer Literatur versteckt oder in Sammelbänden weiblicher Texte – leider häufig in wenig ansprechenden Übersetzungen – von winzigen Verlagen herausgegeben. Dies entspricht kaum dem Spektrum und der Wichtigkeit der Arbeiten von Schriftstellerinnen in Japan – man denke hier nur an die zahlreichen Preisträgerinnen des Akutagawa-Preises in den vergangenen fünfzehn Jahren.

Einen erfreulichen Gegensatz zu der Situation des englischsprachigen Marktes bildet das relativ breite Angebot an Monographien in deutscher Sprache, das sich dem intensiven Engagement – als Übersetzerinnen und Herausgeberinnen – deutscher Japanologinnen wie Irmela Hijiya-Kirschnereit und Barbara Yoshida-Krafft, aber auch männlicher Kollegen verdankt sowie dem Interesse und der Experimentierfreudigkeit deutscher Verlage. Einige Autorinnen, zu nennen wären u.a. Sata Ineko, Saegusa Kazuko oder Itō Hiromi sind mit Einzelbänden im Deutschen vertreten, aber gar nicht oder nur mit kurzen Texten ins Englische übersetzt. Die

deutschen Übersetzungen von anderen, wie z. B. Kōno Taeko, erschienen deutlich früher als die englischen Versionen.[14]

Noch heute zählt es zu den wichtigsten Aufgaben der feministischen Literaturwissenschaft, vergessene und ignorierte Schriftstellerinnen und ihre Werke sichtbar werden zu lassen, sie durch Neuausgaben, Biographien oder eben Übersetzungen präsent und damit den Lesern zugänglich zu machen. Dahinter steht auch der Anspruch, die üblicherweise auf namhafte männliche Autoren fixierte Literaturgeschichte und -kritik zu korrigieren und Frauen als aktiven Teilnehmern den ihnen gebührenden Platz in der Kulturgeschichte eines Landes zu verschaffen. Eine solche Intervention muß sich keineswegs auf die eigene Kultur beschränken, sondern ist zweifelsohne gleichermaßen von Bedeutung für eine angemessen differenzierte Repräsentation einer „fremden" Kultur und eben auch „anderer" Frauen.

Vor- und Nachwort

Vor- oder Nachwort zu Übersetzungen nehmen bei diesem Unterfangen eine wesentliche Funktion ein. Nehmen wir als Beispiel die 32seitige Einführung von Barbara Yoshida-Krafft zu dem Band von Erzählungen *Frauen in Japan* (1989). Die ausführlichen kulturgeschichtlichen Erläuterungen konzentrieren sich einerseits darauf, die Bedeutung weiblichen Schreibens in der frühen Entwicklung der japanischen Literatur und besonders der Prosa hervorzuheben, andererseits wird versucht, den scheinbaren Widerspruch der untergeordneten Rolle der modernen japanischen Schriftstellerin aufzulösen. Yoshida-Kraffts geschickte Einleitung ist nichts weniger als eine japanische Literaturgeschichte aus weiblicher Perspektive und gleichzeitig eine Kritik am herrschenden Kanon, denn in ihr spielen die Frauen die Hauptrollen. So ungeheuer wichtig dieser Band und seine Einführung gerade für neue Leser sind, birgt dieser feministische Ansatz allerdings auch ein Risiko in sich. Die Hervorhebung der Frauenliteratur als solcher, so dringend notwendig sie sein mag, kann auch wieder zu ihrer Trennung von „der japanischen Literatur" und damit zur Nischenbildung führen. Es ist das alte Dilemma des Feminis-

[14] Der Richtigkeit halber sei jedoch darauf verwiesen, daß auch die Auswahl deutscher Übersetzer manchmal ebenso geschlechtsspezifisch ausfällt wie die ihrer englischsprachigen Kollegen. So finden sich in der Anthologie *Das große Japan-Lesebuch*, das 1990 von Schaarschmidt beim Goldmann Verlag herausgegeben wurde, nur drei Frauen unter 21 modernen japanischen Autoren, und von diesen Schriftstellerinnen wird nur eine im Vorwort erwähnt.

mus, das mit dem (literatur-)politischen Anspruch auf Gleichbehandlung stets einhergeht.

Ein Vor- oder Nachwort, besonders bei einer Einzelübersetzung, kann jedoch ganz verschiedene, explizite wie implizite Funktionen erfüllen, abgesehen von der eher offensichtlichen, aber nicht gar so unschuldigen Intention, eine Lesehilfe für den „fremden" Text zu bieten. Um nur einige Funktionen zu nennen: Erstens macht es auch die Übersetzerin und/oder Herausgeberin sichtbar und ermöglicht damit einen Dialog zwischen Autorin/Text, Übersetzerin und Leserin. Zweitens können Vor- oder Nachwort versuchen, der Exotik ein Ende zu bereiten, indem den Lesern z.B. eine mögliche Interpretation des Textes angeboten wird, die ein Gefühl von Vertrautheit vermittelt. Drittens gibt ein Vor- oder Nachwort Aufschluß über die Beziehung von Übersetzer zu Text und Autor. Viertens, dies allerdings häufig implizit, verrät uns ein Vor- oder Nachwort etwas über die Einstellungen der Zielkultur zur Ausgangskultur.

Ein interessantes Beispiel besonders für die zweite Funktion sind die Nachworte zu den Übersetzungen von Erzählungen Kōno Taekos. 1988 gab der Insel Verlag die Erzählungssammlung *Knabenjagd* heraus, die erste deutsche Übersetzung Kōnos in Buchform. Im Nachwort scheint das Bemühen noch deutlich durch, mögliches Befremden über Motivwahl und Stilmittel Kōnos zu bannen, z.B. in den einleitenden rhetorischen Fragen nach dem typisch „Japanischen" der Erzählungen (Hijiya-Kirschnereit 1988b: 142). 1993, im Nachwort zur Übersetzung des Romans *Riskante Begierden*, haben sich die Strategien verändert: Es wird vorausgesetzt, daß die Leser mit Kōno Taekos Texten vertraut sind. Damit wird ihnen äußerst geschickt suggeriert, daß sie natürlich die Kenntnis und Bereitschaft besitzen, den Text „sozusagen von gleich zu gleich" (Hijiya-Kirschnereit 1996: 709) zu rezipieren. Das bedeutet jedoch nicht, daß hier Differenz „begradigt" werden soll, vielmehr entsteht bei Leserinnen und Lesern der Eindruck, teilzuhaben am Prozeß der Übersetzung. Und Lesen läßt sich ja durchaus als Übersetzung begreifen.

Die folgenden ausführlicheren Beispiele sollen die dritte und vierte Funktion von Vor- oder Nachwort illustrieren, die sich auf das Verhältnis von Übersetzerin bzw. Übersetzer zu Autorin bzw. Autor und von Zielkultur zu Ausgangskultur beziehen, und unterschiedliche Strategien im Umgang mit den rhetorischen Eigenheiten des Ausgangstextes demonstrieren. Die beiden Beispiele zeigen deutlich, wie sich das Kräfteverhältnis zwischen Ausgangstext und Übersetzung verändern kann, wenn ein Text aus einer „exotischen" Sprache in eine westliche übertragen wird, und ferner, welche geschlechtspolitischen Faktoren beim Übersetzen ins Spiel kommen können. Für diese Analyse habe ich zwei Übersetzungen desselben japanischen Textes und deren Vorworte ausgewählt, die sich ob

ihrer grundverschiedenen Herangehensweisen exzellent für einen Vergleich eignen: Edward SEIDENSTICKERS (1964) und Sonja ARNTZENS (1997) Übersetzungen des *Kagerō nikki* ins Amerikanische.

1964 erschien Edward Seidenstickers überarbeitete Fassung seiner Übersetzung des *Kagerō nikki*, des Tagebuchs der Adligen, die der Nachwelt nur als Michitsunas Mutter bekannt ist. In der Erweiterung seines Vorwortes sinniert der Übersetzer über Notwendigkeit und Wert seiner Überarbeitung, zu der er vom Verlag aufgrund zahlreicher Fehler in der ersten Übersetzung aufgefordert worden war, und kann dabei kaum seinen Widerwillen verbergen. Für Seidensticker ist die Überarbeitung zwar auch ein wichtiger Lernprozeß, seine vehemente Rechtfertigung vermittelt jedoch den Eindruck, daß er diese Neuübersetzung als Angriff auf seine Autorität über den Text empfindet. Der Anspruch auf *Herr*schaft über den fremden Text ist in den folgenden Stellen nicht zu übersehen.

> Das *Kagerō Nikki*[15] ist ein bemerkenswert freimütiges, persönliches Bekenntnis und ein starker Versuch, eine schwierige Beziehung und einen verwirrten Gemütszustand zu beschreiben. Als solches nimmt es, so denke ich, einen ungeheuer wichtigen Platz in der Entwicklung der Heian-Literatur ein. (SEIDENSTICKER 1964: 13)[16]

Zum klaren Verständnis füge ich die jeweiligen Zitate aus dem englischen Text von Seidensticker hinzu:

> The *Kagerō Nikki* is a remarkably frank personal confession and a strong attempt to describe a difficult relationship and *a disturbed state of mind*. As such it occupies, I think, an extremely important place in the development of Heian literature.[17]

Eine Aussage wenige Sätze darauf stellt diese Beurteilung jedoch in Frage. Sollte Seidensticker oben vielleicht nur ironisch gewesen sein?

> Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß dem *Kagerō* der Phantasiereichtum des *Genji* fehlt. Die Autorin und ihr großes Problem stehen *allein*. Sie befinden sich in einer dunklen Höhle, in die kaum das Licht der Außenwelt fällt.

---

[15] Großschreibung im Original.

[16] Die Übersetzung dieser und der folgenden Passagen ins Deutsche von N. L.

[17] Alle kursiv gesetzten Passagen in diesem und in den folgenden Zitaten dienen der Hervorhebung (N. L.). Die Belege beziehen sich auf die zehnte Ausgabe als Tuttle-Taschenbuch von 1992.

> Yet one cannot deny that the *Kagerō* lacks the imaginative breadth of the *Genji*. The *author* and her great problem are alone in a dark cave into which little light from the outside world enters. (14)

Erstleser des *Kagerō Nikki* mögen an dieser Stelle bereits geneigt sein, das Buch zur Seite zu legen und sich stattdessen vom Glanz des *Genji monogatari* betören zu lassen. Scheint der Inhalt des Tagebuchs bereits eher unattraktiv, so wird den Lesern durch Seidenstickers Begutachtung des Stils der japanische Text nun gründlich verdorben. Die beiden folgenden Zitate verdeutlichen die Herangehensweise des Übersetzers, allerdings mit einer interessanten Wendung in der zweiten Passage:

> Wie die meisten Werke jener Zeit, ist auch dieses Tagebuch voller Gedichte. Genauer gesagt enthält es 306 kurze und drei lange Gedichte, von denen die meisten nicht besonders gut sind. Ich habe daher keine Anstrengungen unternommen, bis auf einige wenige Ausnahmen, sie auch in Gedichtform zu übertragen.
>
> Like most works of the period, this diary is full of poems. There are in fact three hundred and six short ones and three long ones, most of them not very good. I have not attempted to put them into verse, except for a very few ones … (24)
>
> … es machte mir damals [d.h. bei der ersten Übersetzung, N. L.] nichts aus, *meiner Autorin* auf die Sprünge zu helfen, wenn ihre Fähigkeit sich auszudrücken zu versagen schien.
>
> … in those days …[I] did not mind helping *my authoress* when on occasion her ability to express herself seemed to falter. (25)

Der Wechsel vom vorher benutzten *the author* (14) zu *my authoress* (25) sticht hier ins Auge, denn nur sehr selten wird im Englischen diese feminine Bezeichnung benutzt. Die feminisierte Denomination „*my* authoress" signalisiert einen Besitzanspruch, der an die sexualisierten Metaphern in den konservativen Ideen zum Übersetzen erinnert. Gleichzeitig scheint sie jedoch die übliche Hierarchie von Autor/Original zu Übersetzer/Übersetzung umzukehren, *die Autorin* also dem Übersetzer unterzuordnen.[18] Dieser Eindruck verstärkt sich in der folgenden Bemer-

[18] Eine ähnliche Umkehrung findet sich auch bei Steiner, der den Originaltext, wie bereits erwähnt, feminisiert: „To class a source-text as *worth* translating is *to dignify* it immediately and to involve it in a dynamic magnification. … The motion of transfer and paraphrase *enlarges* the stature of the original." (Steiner 1975: 300)

kung, die dem Munde eines in seinem Stolz verletzten Autors entstammen könnte:

> Der literarische Effekt der Übersetzung scheint mir nicht mehr von übergeordneter Bedeutung, wie er das noch beim ersten Mal tat, insbesondere da der Stil des Originals sich keineswegs über jeden Tadel erhebt.
>
> The literary effect of the translation no longer seems as all-important as it once did, especially since the style of the original is not always above reproach. (27)

Aber, so Seidensticker, er bevorzuge nun doch die zweite wortwörtlichere Übersetzung, weil sie das der Autorin und ihrer Zeit eigene Selbstmitleid besser hervortreten lasse, auch wenn dieses Selbstmitleid Befremden beim heutigen Leser auslösen muß. Wohlgemerkt, der Leser ist stets männlich bei Seidensticker und scheint damit einen ähnlich possessiven Anspruch auf die heianzeitliche Dame zu haben:

> Should the passage then be toned down so that, though *he* loses the words that are probably nearest the original sense, the reader does not take it in the wrong spirit? Or should *he* be asked to accommodate *himself* a little to *his* tenth-century authoress? (29)

Seidenstickers Übersetzung entspricht in aller Konsequenz seinen Urteilen im Vorwort. Von respektvoller Anerkennung des Anderen oder gar dankbarer Achtung kann kaum mehr die Rede sein. So „originalgetreu", wie sie vorgibt, ist die Übersetzung allerdings nicht: Seidensticker hat nicht nur Stil und Funktion der Gedichte im *Kagerō nikki* eliminiert, sondern ist auch jeglichem Versuch ausgewichen, die langen verschachtelten Sätze des Tagebuchs ins Englische hinüberzuretten, die schließlich das rhetorische Gewebe des Textes und damit eine Bedeutungsebene tragen. So tritt uns in oft kühnen, knappen Formulierungen eines modernen akademischen Englisch eine Frau entgegen, die den Lesern in ihrem Egozentrismus, aber auch ihrer Isolation, ihrer Weinerlichkeit und ihrer Verbitterung fremd bleiben muß.

Im vergleichsweise bescheidenen Nachwort zu der 1955 erschienenen deutschen Übersetzung von Tsukakoshi Satoshi, deren Lesevergnügen leider von zahlreichen Fehlern eingeschränkt wird, soll den Lesern ihr Befremden mit der Beschwörung von Universalität genommen werden: „Diese wahrhaftige Stimme einer verlassenen Frau hat ewige Gültigkeit und für die ganze Welt." (281)

Herangehensweise an die rhetorischen Eigenheiten des Ausgangstextes

1997 veröffentlichte die in Kanada tätige Japanologin Sonja Arntzen ihre Übersetzung des *Kagerō nikki* (englisch: *The Kagerō Diary*). Sie ist erfrischend und frappierend anders, wie so manche Rezensentin mit einem Seufzer der Erleichterung feststellte (Rez. Childs 1998, Miyake 1998). In ihrer Einleitung mit dem programmatischen Untertitel „Reclaiming an Ancestress" widmet sich Arntzen mit großer Sorgfalt der Beschreibung der Autorin, ihres Tagebuchs und seines historischen Kontexts. Hier „stehen die Autorin und ihr großes Problem" *nicht* allein wie bei Seidensticker – im Gegenteil, die Wissenschaftlerin bettet das *Kagerō*-Tagebuch in die Lebens- und Ideenwelt des Heian-Adels ein. Was uns vordem als „Selbstmitleid" präsentiert wurde, erläutert Arntzen als den zeitgenössischen „discourse of sorrow" (*mono no aware*), der lautstarke Freudesbekundungen nicht erlaubte, insbesondere nicht – und das ist ein entscheidender Punkt – in einem Genre, das sehr wohl öffentlich, also an eine Leserschaft gerichtet war (1997: 5–8, 13–17). Arntzen verwendet viel Mühe darauf, den Leser in die rhetorischen und sprachlichen Eigenheiten des Textes und seiner Zeit einzuführen. Ihr Vorwort ist 50 Seiten lang, während Seidenstickers – dies sei am Rande bemerkt – nur 21 Seiten umfaßt. Nach so viel Liebe zum Detail bekommt man Lust aufs Lesen, möchte diese andere Frau kennenlernen, die sich durch Schreiben zu befreien scheint.

In ihrer Übersetzung geht es Arntzen in erster Linie darum, die Stimme der Autorin hörbar zu machen. Sie rät in der Tat, sich das Tagebuch laut vorzulesen, um dieses japanische *écriture feminine* spürbar werden zu lassen. Dementsprechend unterwirft sie sich in ihrer Übersetzung, so weit wie nur irgend möglich, den sprachlichen Stilmitteln und dem diskursiven Gewebe des Textes. Sie geht bis an die Grenzen des grammatikalisch „richtigen" Englisch, wenn sie es beispielsweise wagt, die Zeitensprünge innerhalb einer japanischen Passage ins Englische zu übertragen – Zeitensprünge, die unter anderem die Funktion haben können, Erinnertes in der Gegenwart wieder „wirklich" werden zu lassen. Nehmen wir zum Beispiel einen Abschnitt aus dem dritten Buch des *Kagerō*, der einen überraschenden und unpassenden Besuch Kaneies zum Thema hat. Arntzens Übersetzung folgt exakt den Zeitformen des japanischen Textes:

> On the sixteenth, the pattering of the rain *sounded* so forlorn. As it *gets* light, I find that an affectionate letter has come from him while I was sleeping. It contains among other things the lines, "Today, it seems your place is in a forbidden direction for me. Though I won't be able to stay, what if I come anyway?" No sooner do I send off a

> reply than he arrives himself. Since it is getting on for dusk, one can imagine I find this somewhat strange. Night comes and he has the air of being undecided about leaving. "How about making some offerings for a special dispensation tonight?" he suggests. "That would not be the proper thing to do," I *say,* urging him to leave. … Then, as might be expected after that, I *didn't* hear from him for awhile… (299)

Seidensticker hingegen benutzt in seiner Übersetzung ausschließlich Vergangenheitsformen und verzichtet damit auf den dem japanischen Text eigenen rhetorischen Effekt des „Vergegenwärtigens". Daraus folgt eine radikal andere Erzählperspektive: Bei Seidensticker nimmt das Tagebuch insgesamt den Charakter einer Lebensrückschau an, also quasi einer Autobiographie. Die betrachtende, distanzierte Position ist damit die einzig mögliche für die Leser. Demgegenüber scheint sich in Arntzens Übersetzung die Szene „direkt" vor den Augen der Leser abzuspielen; ja es wird eine Nähe zu den Figuren geboten, die Identifizierung erlaubt.

Ebenso mutig wie die Zeitensprünge geht Arntzen die langen Sätze des heianzeitlichen Textes an und versucht, die eigentümlichen Gedankengänge der Autorin im Englischen zu rekonstruieren und die Diktion der japanischen Sätze zu bewahren. In der folgenden Szene löst Arntzen die Verschachtelung von Gegenwart, Assoziation und Erinnerung des einen (!) japanischen Satzes auf, indem sie Teile kursiv setzt:

> The mountain path was not anything particular to speak about – *ah – I can only think of the times in the past when just the two of us traveled this road together; there was that time when I was ill, we were here around three or four days; yes, it was around this time of the year; he didn't even go to serve at court, together we were hidden from the world*; thinking about this and other things, I go along the long path, tears pouring down. I am accompanied by only three attendants. (233)

Derselbe Satz ist bei Seidensticker in vier kürzere Sätze aufgeteilt und liest sich in seiner Paraphrasierung sehr viel nüchterner:

> The mountain road was not particularly striking. For me it was crowded with associations, however, and I could not help weeping. We had traveled it together a number of times, and there had been that time, just at this season, when he had played truant from court and we had spent several days together in this same temple. I had only three attendants with me now. (SEIDENSTICKER 1964: 100)

Eine weitere stilistische Eigenheit des japanischen Textes findet sich vor allem in den Reisebeschreibungen oder Darstellungen von Festivitäten –

Arntzen bezeichnet sie als „‚cinematic' style of description" (1997: 48). So ließe sich zum Beispiel der folgende Absatz leicht in Kameraeinstellungen umsetzen:

> We left from there, and as we go along, even though the path is nothing to speak of, it still gives one the feeling of being deep in the mountains, and the sound of the water is very affecting. Those famed cedars are living, even now piercing the sky; all kinds of colors of tree leaves can be seen. From among many stones, the water gurgles forth. Seeing this scene struck by the light of the setting sun, tears pour forth endlessly. The path to here had not been so especially charming. There were as yet no red autumn leaves; the flowers were all gone; one could only see withered pampas grass. Yet, here, the feeling is special, when I look out, rolling up the outer blind, pushing aside the inner blind, the color of this well-worn robe is quite different. When I pull the train of lavender gauze around me, the ties cross over my lap; how well their color complements the burnt umber of this robe, how enchanting I find it all. The beggars with their pots and bowls set on the ground before them, how sad they seem. Feeling so close to the poor and lowly, entering the temple precincts is less uplifting than I expected. (157–159)

Insbesondere die beiden letzten Sätze nehmen in Seidenstickers Übersetzung eine ganz andere Bedeutung an: „The beggars at the temple, each with his earthen bowl, were most distressing. I recoiled involuntarily at being brought so near the defiling masses." (1964: 67) Möglicherweise nimmt Seidensticker hier eine Wertung vor, denn der japanische Text spricht von *ito kanashi* und nicht „distressing", ferner erlaubt er nicht die Deutung „recoiled involuntarily".[19] Die Übersetzung situiert die Erzählerin in einer selbstbewußten Position sozialer Übergeordnetheit, deren scheinbar logische Folge Abscheu vor den Bettlern und Armen ist. (Übrigens sind auch Seidenstickers „defiling masses" eine wertende Interpretation.) Arntzens Phrase „feeling so close to the poor and lowly" reflektiert hingegen die Ambivalenz des Japanischen und läßt damit offen, ob sich Michitsunas Mutter in ihrem temporären Status als Pilgerin den Armen nahe fühlt, ob die Unsicherheit ihrer eigenen sozialen Rolle Mitleid gegenüber den Außenseitern verursacht oder ob es sich tatsächlich um ein Gefühl physischer Nähe handelt.

[19] Der japanische Text dieser beiden Sätze lautet: „Kataidomo no tsuki, nabe nado suhete oru mo ito kanashi. Gesu chikanaru kokochi shite, iriotorishite zo oboyuru." (*Kagerō nikki* 1989: 91)

Es ließen sich noch zahlreiche Beispiele finden, die die divergierenden Herangehensweisen der beiden Übersetzer und deren Effekte verdeutlichen würden – besonders im Umgang mit den Gedichten des Textes, denen Arntzen, im Gegensatz zu Seidensticker, allergrößte Aufmerksamkeit widmet. Doch beschränke ich mich hier auf eine letzte Passage, die die Konstruktionen sehr unterschiedlicher Bilder der Erzählerin betrifft. Es handelt sich um die abschließenden Sätze des ersten Buches, die dem gesamten Text seinen Namen, *Kagerō nikki*, gegeben haben dürften:

> Thus, the years and months have piled up. As I lament that this has not been the life I wanted, even voices of well-wishers mingled with the birds singing anew bring no happiness; all the more I sense how fleeting everything is; the feeling arises – am I, is the world, here or not – this could be called the diary of a mayfly or the shimmering heat on a summer's day. (ARNTZEN 1997: 163)

> And so the months and years have gone by, but little has turned out well for me. Each new year in turn has failed to bring happiness. Indeed, as I think of the unsatisfying events I have recorded here, I wonder whether I have been describing anything of substance. Call it, this journal of mine, a shimmering of the summer sky. (SEIDENSTICKER 1964: 69)

Die beiden Übersetzungen unterscheiden sich deutlich voneinander und somit auch die Figuren der Erzählerin, die sie entwerfen. Bei Seidensticker erscheint Michitsunas Mutter – wie bereits in seinem Vorwort erläutert – als jammernde, bald unzufriedene, bald griesgrämige Dame von Stand, die nicht *willens* ist, sich in ihr Schicksal zu finden. Arntzen thematisiert in ihrer Übersetzung hingegen jene verunsicherte Frau, die aus dem Dilemma ihres undefinierten sozialen Status und ihrem daraus resultierenden Unbehagen schreibend einen Weg zu finden versucht.

Das Layout der Übersetzung ist ebenfalls – wie bereits die Übersetzung des *Murasaki Shikibu nikki* von Richard BOWRING aus dem Jahr 1982 – interessant: Im Sinne eines Zwiegesprächs mit der Autorin laufen Arntzens Anmerkungen parallel zum Text, das heißt jeweils auf der linken Seite, die Übersetzung auf der rechten. Übersetzung und Anmerkungen kommentieren sich quasi gegenseitig. Außerdem werden damit sofort übersetzerische Eingriffe in den Text offengelegt und für den Leser nachvollziehbar.

Zum (vorläufigen) Ausgang: Ethik und Erotik des Übersetzens

Arntzens Ansatz entspricht den drei wesentlichen Prinzipien, die Gayatri Spivak besonders für das Übersetzen von Texten aus nicht-westlichen Sprachen formuliert hat (1993). Die Übersetzerin muß erstens mit größter Aufmerksamkeit an die rhetorische Natur des Textes herangehen. Dazu ist es nötig, daß sie nicht nur völlig vertraut ist mit ihrer eigenen Sprache, sondern auch ein solch nahes Verhältnis zur fremden Sprache hat, daß sie intime Dinge darin auszudrücken vermag. Zweitens muß sich die Übersetzerin dem Text zunächst ganz und gar ergeben, sich ihm ausliefern. Und drittens, und dazu nur scheinbar im Widerspruch stehend, muß sie eine größtmögliche Distanz zum Text und seiner Verfasserin wahren.

Spivak unterscheidet zwischen einer ethischen und einer erotischen Übersetzung (181).[20] Eine *ethische* Herangehensweise mag der Versuchung erliegen, im Sinne eines humanistischen Universalismus, das Andere in etwas, dem Selbst Gleichenden zu verwandeln. Oder, wie Hegel es in seiner *Rechtsphilosophie* formulierte: „Erst das Begreifen ist das *Durchbohren* des Gegenstandes, der nicht mehr mir gegenübersteht und dem ich *das Eigene* genommen habe, das er für sich gegen mich hatte. (…) und die *Fremdheit* [die Andersheit, im Gegensatz zum *Eigenen*] ist verschwunden." (1970: 47)

Ihre Vorstellung einer erotischen Übersetzung basiert auf der bereits erwähnten Bestimmung des Begriffes *erōs* von Platon. Demnach entsteht, in Spivaks Sicht, ein *erotisches Zwiegespräch* zwischen Übersetzerin und Text nur dann, wenn Differenz geachtet, das Nicht-Reduzierbare des Anderen respektiert wird und die Übersetzerin sich dennoch, wie Cixous es darstellt, davon durchströmt fühlt.

Das Tor der Übersetzerin …

Literaturverzeichnis

Arntzen, Sonja (Hg. und Üb.) (1997): *The Kagerō Diary.* Ann Arbor: Center for Japanese Studies, The University of Michigan.

Bassnett, Susan (1992): Writing in No Man's Land: Questions of Gender and Translation. In: *Ilhao do Desterro* 28, S. 63–73.

[20] Die bereits genannte englische Literatur- und Übersetzungswissenschaftlerin Susan Bassnett benutzt den Begriff des „Orgasmischen" in einem ähnlichen Zusammenhang. Übersetzung hat nach ihrer Auffassung das Resultat zu sein von „elements that are fused into a new whole in an encounter that is mutual, pleasurable and respectful". (1992: 72)

Bassnett, Susan und André Lefevere (Hg.) (1990): *Translation, history, and culture.* London: Cassell.

Bassnett, Susan und Harish Trivedi (Hg.) (1999): *Post-Colonial Translation: Theory and Practice.* London, New York: Routledge.

Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture.* London, New York: Routledge.

Bowring, Richard (1982): *Murasaki Shikibu, her diary and poetic memoirs: a translation and study.* Princeton: Princeton University Press.

Chamberlain, Lorie (1992): Gender and the Metaphorics of Translation. In: Venuti, Lawrence (Hg.): *Rethinking Translation: Discourse, Subjectivity, Ideology.* London, New York: Routledge, S. 57–74.

Childs, Margaret H. (1998): [Rez.] *The Kagero Diary* translated by Sonja Arntzen, 1997. In: *The Journal of Asian Studies* 57, 3, S. 862–863.

Cixous, Hélène (1976): The Laugh of the Medusa. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 1, 4, S. 875–893.

Cixous, Hélène (1979): *Vivre l'orange/To Live the Orange.* Paris: Éditions des femmes.

Cixous, Hélène und Catherine Clément (1986): *The Newly Born Woman.* Manchester: Manchester University Press.

Cixous, Hélène (1993): *Medyūsa no warai* (Üb.: Matsumoto Isako, Kokuryō Sonoko und Tokura Keiko). Tōkyō: Kinokuniya shoten.

Dingwaney, Anarudha und Carol Maier (Hg.) (1995): *Between languages and cultures: translation and cross-cultural texts.* Pittsburgh, London: University of Pittsburgh Press.

Fowler, Edward (1992): Rendering Words, Traversing Cultures: On the Art and Politics of Translating Modern Japanese Fiction. In: *The Journal of Japanese Studies* 18, 1, S. 1–44.

Godard, Barbara (1990): Theorizing Feminist Discourse/Translation. In: Bassnett, Susan und André Lefevere (Hg.) (1990): *Translation, history, and culture.* London: Cassell. S. 87–96.

Hegel, Georg Friedrich Wilhelm (1970): *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (Werke in zwanzig Bänden, Band VII). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1988a): *Das Ende der Exotik.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1988b): Nachwort. In: Kōno Taeko: *Knabenjagd: Erzählungen.* Frankfurt am Main: Insel, S. 141–148.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1993a): Von der Übersetzbarkeit japanischer Literatur. In: Dies. (Hg.): *Traumbrücke ins ausgekochte Wunderland: Ein japanisches Lesebuch.* Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, S. 71–83.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1993b): Nachwort. In: Kōno Taeko: *Riskante Begierden.* Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, S. 327–332.

Hijiya-Kirschnereit, Irmela (1996): Nintendō-Oper und Bonsai-Geschichten: Zur aktuellen Rezeption japanischer Literatur im deutschen Sprachraum. In: Wierlacher, Alois und Georg Stötzel (Hg.): *Blickwinkel: Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik Düsseldorf 1994* (Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik, 5). München: Iudicium, S. 701–711.

Irigaray, Luce (1996): *i love to you: Sketch of a Possible Felicity in History.* London, New York: Routledge.

Itō Hiromi (1993): *Watashi wa Anjuhimeko de aru* [Ich bin Anjuhime!]. Tōkyō: Shichōsha.

Itō Hiromi (1995): *Katei no igaku* (deutsch: *Das anarchische Aschenputtel*, 1999). Tōkyō: Chikuma shobō.

Kagerō nikki (1989): Tōkyō: Iwanami shoten (Shin Nihon koten bungaku taikei, 24).

Kōra Rumiko (1992): *Ushinawareta kotoba o motomete* [Auf der Suche nach einer verlorenen Sprache]. Tōkyō: Ochanomizu shobō.

Kristeva, Julia (1979): Le temps des femmes. In: *Cahiers de recherche de sciences des textes et documents* 5 (Winter), S. 5–19; (englisch 1981): Women's Time. In: *Signs* 7, S. 13–55.

Miyake, Lynne (1998): [Rez.] *The Kagero Diary* translated by Sonja Arntzen, 1997. In: *Monumenta Nipponica* 53, 3 (Herbst), S. 386–388.

Schaarschmidt, Siegfried (Hg.) (1990): *Das große Japan-Lesebuch.* München: Goldmann.

Seidensticker, Edward (Hg. und Üb.) (1964): *The Gossamer Years (Kagerō Nikki): The Diary of a Noblewoman of Heian Japan.* Tōkyō: Charles E. Tuttle Company.

Simon, Sherry (1990): Translating the Will to Knowledge: Prefaces and Canadian Literary Politics. In: Bassnett, Susan und André Lefevere (Hg.) (1990): *Translation, history, and culture.* London: Cassell, S. 110–117.

Simon, Sherry (1996): *Gender in Translation: Cultural Identity and the Politics of Transmission.* London, New York: Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1983): Displacement and the Discourse of Woman. In: Krupnick, Mark (Hg.): *Displacement – Derrida and After.* Bloomington: Indiana University Press, S. 169–195; (deutsch 1992): Verschiebung und der Diskurs der Frau. In: Vinken, Barbara (Hg.): *Dekonstruktiver Feminismus – Literaturwissenschaft in Amerika.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 183–218.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1993): The Politics of Translation. In: Dies.: *Outside in the teaching machine*. London, New York: Routledge, S. 179–200.

STEINER, George (1975): *After Babel: Aspects of Language and Translation.* London: Oxford University Press; (deutsch 1994): *Nach Babel: Aspekte der Sprache und des Übersetzens.* Erw. Neuaufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

TAWADA Yōko (1996): *Talisman.* Tübingen: konkursbuch Verlag Claudia Gehrke.

TSUKAKOSHI Satoshi, IMAIZUMI Tadayoshi und Max NIEHANS (Üb.) (1955): *Kagerō nikki.* Zürich: Max Niehans.

VENUTI, Lawrence (Hg.) (1992): *Rethinking translation: discourse, subjectivity, ideology.* London, New York: Routledge.

VENUTI, Lawrence (1998): *The Scandals of Translation: Towards an ethics of difference.* London, New York: Routledge.

YOSHIDA-KRAFFT, Barbara (Hg.) (1989): *Frauen in Japan: Erzählungen.* München: dtv.

Maschinelle Übersetzungen aus dem Japanischen

Lexikalische, syntaktische und semantische Ambiguitäten

Barbara Manthey

Die maschinelle Übersetzung (in Fachkreisen übliche Abkürzung: MÜ) ist ein multidisziplinärer Forschungszweig der Computerlinguistik, an dem – nach einer deutlichen ingenieurwissenschaftlichen Dominanz bis Ende der siebziger Jahre – heutzutage nicht nur Computerlinguisten, Informatiker und Ingenieurwissenschaftler beteiligt sind, sondern auch Linguisten, Kognitionsforscher, Übersetzer und Übersetzungswissenschaftler sowie Psychologen. Im Rahmen von Veranstaltungen im Bereich der (literarischen) Humanübersetzung hat die Problematik der maschinellen Übersetzung seit jeher einen schweren Stand. Hauptgrund war (und ist noch immer) die mangelnde Kommunikation und Kooperation zwischen den beteiligten Disziplinen und das damit einhergehende fehlende Verständnis für die jeweils unterschiedlichen Standpunkte und Herangehensweisen. Während Kritik an der Qualität von maschinellen Übersetzungssystemen jedoch in Europa – und hier speziell in Deutschland – deutlich formuliert und in der Forschung aufgegriffen wird, findet Forschung und Entwicklung in Japan nach wie vor in einem computerlinguistisch und ingenieurwissenschaftlich dominierten Vakuum ohne nennenswerten interdisziplinären Austausch statt.

Das Japanese Technology Evaluation Center (JTEC) veröffentlichte 1992 eine komparative Analyse des MÜ-Bereichs in Japan und den USA und kam zu dem Schluß, daß die finanzielle Förderung der Forschung und Entwicklung im Bereich maschineller Übersetzung in Japan bereits Anfang der neunziger Jahre substantiell höher war als in den USA. Auch Bestrebungen zur Kommerzialisierung von maschineller Übersetzungssoftware gibt es in den USA nicht in diesem Umfang, da dort die Entwicklungszeiten für neue maschinelle Übersetzungssysteme – ebenso wie in Europa – verhältnismäßig lang sind und die Ergebnisse aus Forschung und Entwicklung aus diesem Grund erst seit kurzem mit einer Kommerzialisierung in Verbindung gebracht werden (Carbonell 1992: 12–13). Entsprechend der politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Erfordernisse Japans konzentrierten sich die japanischen Aktivitäten im Bereich der maschinellen Übersetzung größtenteils auf Englisch und Japanisch.

Anfang der neunziger Jahre existierten bereits über zwanzig Systeme für Übersetzungen zwischen diesen beiden Sprachen. Der Schwerpunkt der Bemühungen lag zunächst auf Übersetzungen aus dem Japanischen ins Englische wegen der weit größeren Nachfrage für diese Übersetzungsrichtung. Zugleich nahm die Motivation, Systeme für Übersetzungen vom Englischen ins Japanische zu entwickeln, stark zu. Während im Fall der Übersetzungen ins Englische japanische Informationen einem breiten ausländischen Markt zugänglich gemacht werden können, sprechen verschiedene Gründe für eine verstärkte Entwicklung von maschinellen Übersetzungssystemen für die Übersetzung ins Japanische: Zum einen besteht in Japan eine große Nachfrage nach Übersetzungen englischsprachiger Informationen, zum anderen ist die maschinelle Analyse der Ausgangssprache Englisch im Vergleich zum Japanischen wesentlich einfacher. Hinzu kommt, daß für die Zielsprache Japanisch eine erheblich größere Anzahl von Posteditoren zur Verfügung steht, deren Schulung und Anstellung wesentlich geringere Kosten verursacht als die Schulung und Anstellung von englischen Muttersprachlern. Seit Beginn der neunziger Jahre ist man in der Forschung und Entwicklung jedoch dazu übergegangen, auch andere Sprachen einzubeziehen. Das Center for the International Cooperation in Computerization (CICC), ein vom Ministry of International Trade and Industry (MITI) organisiertes internationales Konsortium unter Beteiligung von sieben bedeutenden Industrieunternehmen, entwickelt bereits seit 1987 ein interlinguabasiertes maschinelles Übersetzungssystem für die Sprachen Japanisch, Chinesisch, Thailändisch, Malaiisch und Indonesisch (VASCONCELLOS 1992: 41–46).[1]

Bei der Kommerzialisierung bereits entwickelter maschineller Übersetzungssysteme fällt Japan heute eine internationale Schlüsselposition zu. 22 japanische Unternehmen vertreiben inzwischen rund einhundertzehn Produkte im Bereich der maschinellen Übersetzung allein für die Übersetzung in die bzw. aus der japanischen Sprache (AAMT 1998: 18–23). Die Kommerzialisierung von maschineller Übersetzungssoftware „für den Hausgebrauch" begann in Japan 1990 aufgrund einer technischen Verbesserung im PC-Bereich (32-Bit-Shift): Die bislang nur auf Mainframe-Geräten oder Workstations installierbaren maschinellen Übersetzungssysteme konnten nun auch als PC-Versionen vertrieben werden. Kostete die erste Software („PC-Transer/ej" der Firma Nova) noch 248 000 Yen, kollabierten die Preise bereits im November 1994, als Catena die Software „Korya Eiwa" für 9 800 Yen auf den Markt brachte. Noch 1994 ging man in Japan davon aus, pro Monat lediglich einige

[1] CICC-Projektberichte finden sich z.B. bei KAWASHIMA (1997: 18) und KAMIGANE (1997: 29–33).

tausend dieser Softwarepakete verkaufen zu können, doch infolge des immer stärkeren Übersetzungsbedarfs der wachsenden Internet-Gemeinde wurde diese Schätzung ab 1996 um ein Vielfaches übertroffen (KOGA 1996: 6).[2]

Den Produkten der einzelnen Unternehmen, zu denen die großen Elektronik- und Computerhersteller wie Hitachi, NEC, Fujitsu, Oki, Sharp, Toshiba, Matsushita und IBM Japan ebenso gehören wie auf maschinelle Übersetzungssoftware spezialisierte Unternehmen (z.B. CSK, Catena, Nova), liegt zwar in der Regel die gleiche, in den achtziger Jahren entwickelte Technologie zugrunde (TANAKA 1996: 2–3), aber sie unterscheiden sich in folgenden Bereichen: erforderliches Betriebssystem, bereitgestellte Sprachenpaare, Übersetzungsrichtung, Umfang des mitgelieferten Basiswörterbuchs, notwendiger Speicherplatz, Verarbeitungsgeschwindigkeit und Preis.

Betriebssystem: / Sprachen:	Windows	Mac OS	MS-Dos	Unix	Sonstige
E-J	54	9	1	4	2
J-E	29	6		4	
F-J	2				
D-J	1				
J-K	1		1		
K-J	1		1		
Ch-J	1				
J-Ch			1		
I-J	1				

Tab.: Maschinelle Übersetzungssysteme auf dem japanischen Markt (nach Sprachenpaaren)
E=Englisch, J=Japanisch, F=Französisch, D=Deutsch, K=Koreanisch, Ch=Chinesisch, I=Italienisch;
Mehrfachnennungen bei Hybrid-Systemen möglich.

Quelle: Eigene Berechnungen nach AAMT (1998: 18–23).

Das in den vergangenen zwei Jahrzehnten stark zunehmende Interesse an elektronischen Hilfsmitteln für die Bewältigung des rasant anwachsenden weltweiten Übersetzungsbedarfs konfrontiert Entwickler, Vertrei-

[2] Im japanischen MÜ-Boom-Jahr 1996 wurden ca. 1 500 000 MÜ-Softwarepakete verkauft (AAMT 1996: 21).

ber und potentielle Anwender von maschineller Übersetzungssoftware einerseits mit der Frage, inwieweit elektronisch bzw. mit elektronischer Unterstützung hergestellter Übersetzungsoutput den Anforderungen des Marktes gerecht werden kann. Auf der anderen Seite sieht man sich zunehmend mit dem Mangel an geeigneten Methoden zur objektiven Beurteilung der Qualität von Übersetzungsoutput[3] sowie der Effizienz von maschinellen Übersetzungssystemen im Hinblick auf Kosten und Zeitersparnis – verglichen mit dem ausschließlichen Einsatz von Humanübersetzern – gegenübergestellt. Eine Aufgabe der Forschung muß es daher sein, neue Strategien für die Evaluation von maschinellen Übersetzungssystemen zu entwickeln, zu systematisieren und zu vereinheitlichen. Angesichts der häufigen Fehleinschätzungen und Mißverständnisse im Zusammenhang mit Aspekten der maschinellen Übersetzung besteht eine weitere wichtige Aufgabe darin, die öffentlichen Diskussionen mit Informationen darüber zu bereichern, was solche Systeme gegenwärtig leisten können und was sie möglicherweise in Zukunft leisten werden, aber auch, wo ihre Grenzen liegen. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit Problemen des qualitativen Outputs gängiger maschineller Übersetzungssysteme für die Übersetzung geschriebener Texte aus dem Japanischen. Dabei stellt sich die Frage, welche qualitativen Maßstäbe an die Bewertung des Outputs angelegt werden können und welche Bestrebungen in Japan auf dem Gebiet der Forschung und Entwicklung unternommen werden, um den Output maschineller Übersetzungssysteme qualitativ zu verbessern.

MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DES PRAKTISCHEN EINSATZES MASCHINELLER ÜBERSETZUNGEN

Neben rein technischen Beschränkungen für den Einsatz von maschinellen Übersetzungssystemen, die hauptsächlich Speicherkapazitäten und Prozessorgeschwindigkeiten der benutzten Computer betreffen, und der jeweils sprachenpaarabhängigen linguistischen Komponente der maschinellen Sprachverarbeitung, um die es im folgenden gehen wird, bestim-

[3] Dies gilt im übrigen nicht nur für maschinell erstellte Übersetzungen, sondern auch für die qualitative Bewertung von Humanübersetzungen. Im Bereich der Übersetzungswissenschaft stand die Frage nach geeigneten Methoden zur Bewertung von Übersetzungen seit Bestehen der Disziplin im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion und führte in den vergangenen Jahrzehnten zur Etablierung verschiedener übersetzungswissenschaftlicher „Schulen". Einen Überblick gibt z.B. KOLLER (1997).

men viele weitere Faktoren die Möglichkeiten und Grenzen eines praktischen Einsatzes:

- Nicht alle Textsorten sind gleichermaßen für die maschinelle Übersetzung geeignet. Während ein „zufriedenstellender" Output für den gesamten literarischen Bereich, persönliche Korrespondenz, Fragebögen sowie appellative Texte (z.B. politische Reden und Werbung) auch in Zukunft ausgeschlossen wird und die Ergebnisse im sonstigen allgemeinsprachlichen Bereich ebenfalls verhältnismäßig dürftig ausfallen, ist man sich darüber einig, daß der Einsatz für Fachtexte, Gebrauchsanleitungen und Handbücher o. ä. ökonomisch und qualitativ sinnvoll ist (z.B. NIRENBURG *et al.* 1992: 8–10, LEÓN und AYMERICH 1997: 6–7).
- Der Einsatz von maschineller Übersetzung ist nur für große Textmengen geeignet.
- Ein „zufriedenstellender" Output kann nur durch ein gewisses Maß an Prä- bzw. Postedition erzielt werden. Hinzu kommt, daß die meisten maschinellen Übersetzungssysteme interaktiv arbeiten und der Anwender während des Übersetzungsprozesses Entscheidungen treffen muß (z.B. HUTCHINS 1986: 178, NIRENBURG *et al.* 1992: 36, FUJI 1996: 20, LEÓN und AYMERICH 1997: 26–27, NARITA 1997: 54–62). Damit liegt auf der Hand, daß für Benutzer von maschinellen Übersetzungssystemen Kenntnisse beider Sprachen von großem Vorteil sind.
- Kurze Sätze werden mit weniger Fehlern übersetzt als lange Sätze, da kurze Sätze in der Regel weniger syntaktische Ambiguitäten aufweisen (z.B. NAGAO und MAKINO 1995: 54–55, FUJI 1996: 18).
- Die Qualität des Outputs maschineller Übersetzungssysteme hängt in hohem Maße vom Umfang der mitgelieferten Wörterbücher ab. Die Basiswörterbücher enthalten je nach System zwischen zehn- und mehreren hunderttausend Worteinträgen.[4] Der Benutzer hat fast immer die Möglichkeit, ein Benutzerwörterbuch (*user dictionary*) nach seinen individuellen Bedürfnissen selbst aufzubauen. Die meisten Unternehmen stellen zusätzlich Fachwörterbücher für verschiedene Bereiche zur Verfügung (z.B. NAGAO und MAKINO 1995: 71–82, KOIZUMI 1996: 14–15, LEÓN und AYMERICH 1997: 28–32, NARITA 1997: 71–75).

[4] Die vom Hersteller angegebenen Größenordnungen für Basiswörterbücher sollten jedoch kritisch hinterfragt werden: Erstens wird in der Regel bei den Zahlenangaben nicht nach den jeweils mitgelieferten Wörterbüchern für Analyse, Transfer und Synthese differenziert, sondern ein Gesamtumfang angegeben. Zweitens wird offengelassen, ob es sich bei den Einträgen im Basiswörterbuch ausschließlich um Allgemeinwortschatz handelt oder ob auch Fachwortschatz integriert ist (SCHWANKE 1991: 40).

– Maschinelle Übersetzungssysteme für strukturell verwandte Sprachen funktionieren „besser" als für strukturell sehr unterschiedliche Sprachen. Je umfangreicher die syntaktischen Unterschiede zwischen Sprachen sind, desto größer ist die Notwendigkeit einer semantischen Analyse des ausgangssprachlichen Textes, die in der maschinellen Übersetzung nach wie vor nur ansatzweise geschieht (z.B. NAGAO 1989: viii–ix).
– Aufgrund des unterschiedlichen Analyseaufwands funktionieren maschinelle Übersetzungssysteme, die in die japanische Sprache übersetzen, „besser" als solche, die aus dem Japanischen in andere – vor allem in europäische – Sprachen übersetzen (z.B. NARITA 1994: 29–31, NARITA 1997: 15–18, 157–159).

Das Hauptproblem jeglicher maschineller Übersetzung ist die allen natürlichen Sprachen immanente Ambiguität sprachlicher Ausdrücke. Dies gilt vor allem für strukturell sehr verschiedene Sprachen wie Japanisch und Englisch bzw. Deutsch. Dabei muß unterschieden werden zwischen Ambiguitäten, die sowohl für Humanübersetzer als auch für die maschinelle Übersetzung mehrdeutig sind, und solchen, die zwar für den Humanübersetzer eindeutig lösbar, für die maschinelle Übersetzung aber mehrdeutig sind.[5]

Beispiel:

> *Kare wa suki kirai ga hageshii. Buta wa tabenai.* – [Er hat stark ausgeprägte Vorlieben und Abneigungen. Schweinefleisch ißt er nicht.][6]

Was für den Humanübersetzer auf der Hand liegt, ist für ein gängiges maschinelles Übersetzungsystem unmöglich: Es kann sich bei der Interpretation von *Buta wa tabenai* nicht auf den vorangegangenen Satz stützen. Gängige kommerzielle Systeme verarbeiten einen Text, der aus mehreren Sätzen besteht, nicht auf einmal, sondern separieren den Text zunächst in einzelne Sätze. Dieser Prozeß wird *sentence cutout* (jap.: *ichi-*

[5] Falls nicht anders gekennzeichnet, stammen die angeführten Satzbeispiele und Analysen aus eigenen Testreihen mit der japanischen Software „PC-Transer/je" (Version 3.0) der Firma Nova.

[6] Hier und im folgenden in eckigen Klammern gesetzte deutsche Übersetzungen stammen von mir und sind als Orientierungshilfe gedacht, d.h. sie sind nicht von einem maschinellen Übersetzungssystem übersetzt. Kursiv gesetzte englische Übersetzungen im Zusammenhang mit Beispielsätzen sind i. d. R. aus dem praktischen Betrieb eines maschinellen Übersetzungssystems hervorgegangen und werden nicht mehr ins Deutsche übersetzt.

bun kiridashi) genannt.[7] Erst dann werden alle Sätze unabhängig voneinander übersetzt (YOSHIMI 1997: 7).

Eine weitere grundlegende Einschränkung für die maschinelle Übersetzung besteht in der Organisation von Wissensquellen. Zur Durchführung einer Übersetzung benötigt man linguistisches Wissen über Ausgangs- und Zielsprache, Fachkenntnisse über das behandelte Thema und nicht-linguistisches Wissen, das in der Fachliteratur als Common sense bzw. Weltwissen bezeichnet wird. Von einem Humanübersetzer wird in der Regel verlangt, über diese Wissensquellen zu verfügen, auch wenn dies in der Praxis längst nicht immer der Fall ist. Ein maschinelles Übersetzungssystem enthält demgegenüber aber nur Teile des linguistischen Wissens und keine der anderen genannten Fähigkeiten; es muß daher die Bedeutung eines Satzes ausschließlich auf der Basis von lexikalischem, syntaktischem und einem Minimum an semantischem Wissen erschließen (SHIRAI 1997: 10–11). Die technische Repräsentation von Fach- und Weltwissen fällt in den Forschungsbereich der künstlichen Intelligenz und der Kognitionsforschung. Bekanntermaßen steckt die Entdeckung der Prozesse im menschlichen Gehirn noch in den Kinderschuhen; zum einen ist es noch völlig unklar, in welcher Form Weltwissen ausgedrückt wird, geschweige denn in welcher Form es per Computer simuliert werden könnte. Zum anderen enthält das Lexikon eines kommerziellen maschinellen Übersetzungssystems bereits viele tausend Einträge; das Hinzufügen von Weltwissen zu jedem einzelnen Eintrag – beispielsweise in Form von semantischen Netzen – wäre in quantitativer Hinsicht viel zu umfangreich und würde enorme Mengen an Arbeitskraft und Entwicklungszeit beanspruchen. Es muß somit betont werden, daß maschinelle Übersetzungssysteme über die Differenzierungsmöglichkeiten eines Humanübersetzers im Hinblick darauf, welche Interpretation bzw. Übersetzung für einen ausgangssprachlichen Ausdruck qualitativ am besten geeignet ist, hauptsächlich aus zwei Gründen nicht verfügen:

– Humanübersetzer können aus dem Kontext gewonnene Hinweise als Evaluationskriterien für die Interpretation verwenden, maschinelle Übersetzungssysteme nicht.

[7] Aufgrund des Prinzips des *sentence cutout* kommt es bei der maschinellen Analyse dieses Satzes zu lexikalischen, syntaktischen und semantischen Ambiguitäten: Ist z.B. *buta wa* [Schwein(efleisch)] Subjekt oder Objekt von *tabenai* [nicht essen]? Welches Pronomen wird bei der maschinellen Übersetzung ins Englische bzw. Deutsche für das (nicht explizit genannte) Subjekt gewählt? Bedeutet *buta* in diesem Satz das Tier (*pig*/*Schwein*) oder das Fleisch (*pork*/*Schweinefleisch*)? Wie sind die Numerus und Definitheit betreffenden Probleme zu lösen? Diese Mehrdeutigkeiten sind nicht unabhängig voneinander zu betrachten, sondern stehen in enger Beziehung zueinander.

– Im Gegensatz zu maschinellen Systemen können Humanübersetzer als Evaluationskriterien für die Interpretation nicht nur linguistisches Wissen, sondern auch nicht-linguistisches Wissen wie Fach- und Weltwissen verwenden.

PROBLEME DER MASCHINELLEN ÜBERSETZUNG AUS DEM JAPANISCHEN

Die heute in Japan gängigen maschinellen Übersetzungssysteme durchlaufen in der Regel die für sogenannte Transfersysteme[8] typischen drei Verarbeitungsschritte: Analyse der Ausgangssprache, Transfer zwischen Ausgangs- und Zielsprache, Generierung der Zielsprache. Die Tiefe der Analyse – und somit auch die Qualität des Übersetzungsoutputs – hängt davon ab, welche Analyseschritte durchgeführt werden. Die Probleme der maschinellen Übersetzung aus dem Japanischen werden anhand dieser Schritte (morphologische, syntaktische und semantische Analyse) dargestellt.

LEXIKALISCH-MORPHOLOGISCHE ASPEKTE

Die morphologische Analyse beginnt mit der Zerlegung eines Satzes in seine Worteinheiten. Anders als z.B. im Englischen oder Deutschen werden die Wörter im geschriebenen Japanisch nicht durch Leerstellen in individuelle Einheiten zerlegt, so daß die morphologische Analyse des Japanischen vergleichsweise komplex ausfällt. Um zu ermitteln, wo ein Wort beginnt und endet, muß eine Folge aneinandergereihter Schriftzeichen vorläufig extrahiert und die An- oder Abwesenheit dieser Folge im Lexikon überprüft sowie bei Anwesenheit ihre Wortklasse bestimmt werden (NAGAO 1989: 71–72). Je mehr Kanji verwendet werden, desto weniger Ambiguitäten fallen bei der morphologischen Analyse an (Beispiele aus NAGAO und MAKINO 1995: 45, SHU 1997: 23):

Beispiel:

> *Kuruma de* / *hako o* / *hakobu* – [Eine Schachtel mit dem Auto transportieren.]

[8] Übersichten über die unterschiedlichen Methoden maschineller Übersetzung finden sich etwa bei HUTCHINS (1986: 174–188), LEHRBERGER und BOURBEAU (1988: 11–38), HUTCHINS und SOMERS (1992: 69–76), NIRENBURG *et al.* (1992: 13–18). Die kommerziellen japanischen maschinellen Übersetzungssysteme gehören ohne Ausnahme zu den Transfersystemen. Diese sind für die bilinguale maschinelle Übersetzung geeignet, während andere Methoden (z.B. Interlinguasysteme) eher für multilinguale maschinelle Übersetzung entwickelt werden.

Kuruma de wa / ko o / hakobu – [Kinder mit dem Auto transportieren.]

Kuru made / hako o / hakobu – [Eine Schachtel bis zum Kommen transportieren/tragen.]

Kuru made wa / ko o / hakobu – [Kinder bis zum Kommen transportieren/tragen.]

Beispiel:

Niwa ni wa niwa niwatori ga iru. – [Im Garten sind zwei Hühner.]

Sumomo mo momo mo momo no uchi. – [Sowohl (gelbe) Pflaumen als auch Pfirsiche gehören zu den Pfirsichgewächsen.]

Schreibt man diese Beispielsätze ausschließlich in Hiragana, wären für die morphologische Analyse zahlreiche Interpretationsmöglichkeiten gegeben.

Zu den lexikalisch-morphologischen Besonderheiten der japanischen Sprache, die bei einer maschinellen Übersetzung ins Englische bzw. Deutsche problematisch sind, gehören das Fehlen von Definitheit, Numerus und Geschlechtsangaben sowie andere Tempuskategorien als im Englischen/Deutschen.

Beispiel:

Watashi wa gakusei desu. – [Ich bin Student/Studentin.]

Der gleiche Satz kann sich ohne Veränderung der Verbform (z.B. durch Ergänzung einer adverbialen Bestimmung) auf ein Ereignis in der Zukunft beziehen:

(Rainen) watashi wa gakusei desu. – [(Im nächsten Jahr) werde ich Student/Studentin sein.]

Das Fehlen von Definitheits- und Tempusinformation im Japanischen stellt ein Hauptproblem der maschinellen Übersetzung ins Englische bzw. Deutsche dar, da in diesen Sprachen zwischen bestimmten und unbestimmten Artikeln sowie Singular und Plural unterschieden wird.[9] Singular und Plural werden im Japanischen auf der lexikalischen Ebene

[9] Ausnahmen, in denen auch japanische Nominalphrasen Definitheitsinformation enthalten, bilden einige attributive Demonstrativa (*kono, sono, ano* und das Fragewort *dono* [dies, das, jenes/das, welch(es)]) sowie bestimmte Adjektive und Genitivkonstruktionen (z.B. *onaji, tsugi no, kondo no* [der/die/das gleiche/selbe, der/die/das nächste, der/die/das kommende/nächste/letzte] u.ä.) (Siegel 1997: 146–147).

i. d. R. nicht unterschieden (FUJINAMI und NANZ 1997: 3–4, SIEGEL 1997: 145):[10]

Beispiel:

hon – [ein Buch, das Buch, Bücher, die Bücher]

Lexika für maschinelle Übersetzungssysteme unterscheiden sich stark von „normalen" Lexika. Als zweite Form von Wissensbasen neben den Grammatiken stellen solche Lexika folgende Informationen bereit:

(1) Linguistische Phänomene für jedes Wort (z.B. Flexionsformen, Satzpattern etc.)

(2) Übersetzungsrelationen

(3) Informationen zur Generalisierung linguistischer Phänomene: Um jedes Wort den in der Grammatik für maschinelle Übersetzungssysteme aufgeführten allgemeinen Regeln zuordnen zu können, ist es notwendig, die Klassifizierung von Wörtern im Lexikon zu beschreiben (Wortklassen, semantische Kategorien etc.)

Die auffälligsten Unterschiede zwischen Lexika für maschinelle Übersetzungssysteme und für Humanübersetzer bestehen zum einen in der engen Korrespondenz des maschinell lesbaren Lexikons mit der maschinell lesbaren Grammatik und zum zweiten in der Art und Weise der Beschreibungen. Kein Lexikon für maschinelle Übersetzungssysteme kann eine Verbindung zwischen einzelnen Wörtern und Grammatikregeln herstellen, ohne genaue Übereinstimmung der Klassifizierung des Wortes in Wortklassen und semantische Kategorien mit dem verallgemeinerten Klassifizierungsschema in der Grammatik. Humanübersetzer können selbst bei Abweichungen der Klassifizierungsmaßstäbe Übereinstimmungen feststellen, maschinelle Übersetzungssysteme sind in dieser Hinsicht inflexibel. Die Rolle eines Wortes im Satz sowie die Klassifizie-

[10] Während der syntaktischen Analyse können allerdings Numerale Aufschluß über Tempus- und Numerusinformation geben (z.B. *ichijikan, sanjikan/hitori, gonin* [eine Stunde, drei Stunden/eine Person, fünf Personen] etc.). Und in einigen Substantiven (z.B. *mina* [alle(s)]) ist der Wert „Plural" in der lexikalischen Information bereits enthalten (SIEGEL 1997: 149). Eine ausführliche Diskussion über die Problematik Definitheit und Numerus fand im Rahmen des VERBMOBIL-Forschungsprojekts an der Universität Bielefeld statt (vgl. SIEGEL 1994, SIEGEL 1997: 145–153). VERBMOBIL ist ein automatisches Dolmetschsystem für die Sprachen Deutsch/Englisch/Japanisch. Die Forschungen beschäftigen sich daher mit der Problematik gesprochener Sprache, die sich in vielerlei Hinsicht vom Gegenstand der maschinellen Übersetzung geschriebener Texte unterscheidet.

rung des Wortes erfolgt in Lexika für Humanübersetzer meist ebenfalls in Worten bzw. beispielhaft veranschaulicht. Ein Lexikon für die maschinelle Übersetzung erfordert demgegenüber explizite und formale Beschreibungen (KOIZUMI 1996: 10–11).

Als Eintrag wird registriert, was bei der Übersetzung als minimales Kompositionselement eines Satzes behandelt wird. Die Registrierung von semantischen Einheiten (*imiteki na matomari*) wie z.B. *ka mo shirenai* [vielleicht, wohl] kann sowohl Zeit bei der maschinellen Verarbeitung einsparen als auch zur Vermeidung von Fehlern bei der morphologischen Analyse beitragen. Weitere Beispiele sind *zaru o enai* [nicht umhinkönnen, zu …], *ta koto ga aru* [schon (einmal) … gemacht haben], *te wa naranai* [nicht … tun dürfen]. Solche semantischen Einheiten werden in der maschinellen Übersetzung zumeist als Postpositionen oder als Hilfsverben klassifiziert und entsprechen somit nicht den schulgrammatischen Verbindungsstrukturen, sondern eher den tatsächlichen Anwendungen. Ebenso werden (Substantiv-)Komposita wie etwa *kikai hon'yaku* [maschinelle Übersetzung] behandelt: Verglichen mit Lexika für Humanübersetzer müssen in Lexika für die maschinelle Übersetzung eine größere Menge an Komposita und Idiomen aufgeführt werden; problematisch dabei ist, daß deren Anzahl fast grenzenlos ist. Während ein Lexikon für die maschinelle Übersetzung sämtliche erforderlichen Komposita einzeln enthalten muß (seien sie auch noch so ähnlich), reicht in einem Lexikon für Humanübersetzer im Prinzip ein einziges Beispiel (z.B. *vitamin-enriched food*), um die Anwendung ähnlicher Ausdrücke (wie *mineral-enriched food*, *calcium-enriched food* etc.) ableiten zu können (NAGAO 1989: 62–64).[11]

„Selektionsbeschränkung" nennt man die Beschreibung von Informationen im Lexikon, die darüber Aufschluß geben, welcher Wortinhalt in dem jeweiligen syntaktischen Element (Subjekt, Objekt, Komplement, präpositionales Objekt etc.) im Hinblick auf Kategorien wie Verb, Substantiv, Adjektiv gerade vorkommt. Selektionsbeschränkungen sind für die Auswahl eines geeigneten Wortes oder die Auflösung bestimmter Ambiguitäten wichtig.

Beispiel:

[<*hito ga*> <*densenbyō ni*> <*kansen suru*>]

[11] Alle in Japan derzeit im Handel erhältlichen maschinellen Übersetzungssysteme arbeiten nach dem Prinzip der „Kompositionalität" (vgl. NAGAO 1989: 62–64): Bei der morphologischen Analyse werden Zeichenketten prinzipiell bis in die kleinste im Lexikon auffindbare Einheit zerlegt, es sei denn, längere Zeichenketten sind dort als idiomatische Wendungen bzw. als semantische Einheiten registriert.

[<man> <with contagious disease> <is infected>]

= Beschreibung einer der verbalen Bedeutungen von *to catch* in einem Lexikon für Humanübersetzer

Lexika für maschinelle Übersetzungssysteme beschreiben sehr ähnliche Selektionsbeschränkungen. Der Hauptunterschied besteht darin, daß bei Anwendung einer semantischen Kategorie in der Selektionsbeschränkung ein semantischer Klassifikationscode für das Wort, das auf diese semantische Kategorie paßt, beschrieben wird. In einem Lexikon für Humanübersetzer fehlen semantische Kategorien wie <*densenbyō*> [ansteckende Krankheit] bei der Beschreibung der in Frage kommenden Substantive. Wenn ein solches Lexikon etwa für die Übersetzung von *measles* das japanische Wort *mashin* [Masern] vorgibt, verstehen Humanübersetzer aufgrund von außerlinguistischem Wissen, daß Masern eine ansteckende Krankheit sind. Kein maschinelles Übersetzungssystem kann jedoch beurteilen, daß der Ausdruck *catch the measles* die im Beispiel angeführte Selektionsbeschränkung befriedigt – es sei denn, in dem Worteintrag *measles* würde die semantische Kategorie <*densenbyō*> beschrieben. Um *catch the measles* mit *mashin ni kakaru* übersetzen zu können, besteht zusätzlich die Möglichkeit der Eintragung als Idiom. Entsprechende Idiome müßten dann aber für alle ansteckenden Krankheiten (*diphteria, mumps* etc.) in das Lexikon für die maschinelle Übersetzung eingetragen werden.

Solche Lexika beschreiben viele linguistische Phänomene, die nicht zwangsläufig auch in Lexika für Humanübersetzer eingetragen sind, wie z.B. Zählwörter. In einigen rein japanischen und den meisten japanisch-englischen oder japanisch-deutschen Lexika für Humanübersetzer finden sich bei Einträgen wie *usagi* [Hase] oder *karasu* [Krähe] keine Hinweise auf ihre Zählweise. Entsprechend findet sich aber bei einem Eintrag wie *wa* [= Numeralklassifikator für Vögel und Hasen] die Erklärung „wird zur Zählung von Vögeln oder Hasen an Numerale angehängt" o. ä. Eine korrekte Anwendung solcher Hinweise bei der Übersetzung von *sieben Krähen* in *nana-wa no karasu* ist nicht nur für maschinelle Übersetzungssysteme unmöglich, sondern stellt auch Humanübersetzer oftmals vor Probleme. In Lexika für die maschinelle Verarbeitung müssen die Anwendungsarten von Numeralklassifikatoren deutlich beschrieben werden (KOIZUMI 1996: 11–12).

Bei der Übersetzung von Sprachen mit sehr unterschiedlichen Satzstrukturen wie Japanisch und Englisch bzw. Deutsch ist es in vielen Fällen besser, Substantive als Verben zu übersetzen oder umgekehrt. Die meisten Lexika für Humanübersetzer beschreiben aber nur Übersetzungen von korrespondierenden Wortklassen (z.B. *complete – oeru* [vollenden],

completion – kanryō [Vollendung] etc.). Während eine flexible Übertragung von Wortklassen für Humanübersetzer kein Problem darstellt, betrachtet das maschinelle Übersetzungssystem beide Sprachen als Fremdsprachen; Lexika für den maschinellen Gebrauch müssen daher Übersetzungen für verschiedene Wortklassen bereitstellen, da etwa eine Übersetzung von *complete* mit *kanryō* bzw. von *oeru* mit *completion* ansonsten nicht möglich wäre. Solche Lexika beschreiben aber nicht nur Derivativa, bei denen die Bedeutungen gleich, die Wortklassen aber unterschiedlich sind, sondern stellen auch Übersetzungen für Derivativa bereit, die Negation, Potentialis etc. ausdrücken.

Beispiel:

> Für *applicable* als eine mögliche Übersetzung von *tekiyō* [anwenden, anwendbar, Verwendung u.ä.] wird der Lexikoneintrag für die maschinelle Übersetzung durch die Information <*tenka imi: +kanō*> [Zusatzbedeutung: +Potentialis] ergänzt.

Zur Übersetzung von Ausdrücken wie *tekiyō dekiru, tekiyō shiuru, tekiyō ga kanō da, tekiyō suru koto ga dekiru* als *applicable* sind erstens eine Analyseregel zur Interpretation des jeweiligen Ausdrucks als *tekiyō* <*+kanō*>, zweitens ein Lexikon mit derivativen Informationen wie oben beschrieben sowie drittens eine generative Regel (z.B. „Wenn es ein Übersetzungswort mit <*+kanō*> gibt, verwende dieses Wort für die Übersetzung.“) notwendig. Im Japanischen häufig vorkommende Derivativa enthalten nicht nur Präfixe wie *hi-, fu-, mi-* und Suffixe wie *-sei, -teki, -ka*, sondern auch Substantivierungen von Verben wie *tatakai* [der Kampf], *warikomi* [das Hineindrängen/Einmischen] etc. (Koizumi 1996: 12–13).

Syntaktische Aspekte

Nach Abschluß der morphologischen Analyse folgt die Analyse der syntaktischen Struktur der einzelnen Sätze. In maschinellen Übersetzungssystemen werden für die syntaktische Analyse viele hundert Grammatikregeln verwendet.[12] Das Hauptproblem der syntaktischen Analyse ist die

[12] Die meisten heute gängigen maschinellen Übersetzungssysteme benötigen drei Grammatiken: eine Analysegrammatik zum Verständnis der Strukturen der Ausgangssprache (*kaiseki bunpō*), eine Transfergrammatik zur Konvertierung der ausgangssprachlichen Strukturen in die Zielsprache (*henkan bunpō*) und eine Synthesegrammatik zur Generierung der Zielsprache in die der zielsprachlichen Grammatik entsprechenden Strukturen (*seisei bunpō*). Grammatische Regelwerke für maschinelle Übersetzungssysteme sind wesentlich präziser formuliert als Schulgrammatiken. Japanische maschinelle Überset-

Auflösung von strukturellen Mehrdeutigkeiten (NAGAO 1989: 71–74). Viele strukturelle Ambiguitäten können weder mit Hilfe der syntaktischen noch mit Hilfe der semantischen Analyse aufgelöst werden, wie z.B. viele Sätze mit mehrdeutigen Bezügen (Beispiele aus NAGAO und MAKINO 1995: 34, SHU 1997: 24):

Beispiel:

> *Watashi wa hashi de nete iru hito o mita.* – [Auf der Brücke (= als ich auf der Brücke stand / von der Brücke aus o. ä.) sah ich eine Person, die schlief. / Ich sah eine Person, die auf der Brücke schlief.]

Beispiel:

> *Keisanki de keisan shita kekka o kenshō suru.* – [Die Resultate, die man mit dem Computer errechnet hat, verifizieren. / Die errechneten Resultate mit dem Computer verifizieren.]

Als weitere für die maschinelle Übersetzung aus dem Japanischen ins Englische bzw. Deutsche bislang unlösbare Aufgabe hat sich die Übersetzung parataktischer Phrasen (*heiretsuku*) erwiesen (Beispiele aus NAGAO 1989: 93, FUJI 1996: 18):

---

zungssysteme der ersten Generation basierten auf einfachen japanischen Schulgrammatiken. Mit der Zeit wurden immer neue Grammatikregeln hinzugefügt, die zunächst als Ausnahmen von den zugrunde gelegten Grammatikregeln formuliert wurden. Mit anwachsender Anzahl dieser Ausnahmeregeln entstanden zunehmend Widersprüche. Das Scheitern dieser ausschließlich grammatikorientierten Methode für die maschinelle Übersetzung führte in Japan zur Entwicklung einer beispielsatzorientierten Herangehensweise. Als Grundlage dient ein sprachlicher Korpus, der eine große Anzahl von Paaren bereits übersetzter Sätze enthält. Bei Eingabe eines beliebigen Satzes in das maschinelle Übersetzungssystem werden Übersetzungspaare aus diesem Korpus durchsucht, die dem Inputsatz strukturell ähnlich sind; dann wird die geeignetste Übersetzung ausgewählt und die alten Übersetzungswörter werden durch die dem Inputsatz entsprechenden Übersetzungswörter ersetzt, z.B. *Atarashii shamei ga yūkō ni naru. (The change of the company's name takes effect.) – Atarashii kōmei ga yūkō ni natta. (The change of the school's name took effect.).* Auf den ersten Blick schien die Beispielsatz-Methode den Einsatz von Grammatikregeln überflüssig zu machen. Aber auch die für die Beschreibung der zu ersetzenden Ausdrücke notwendigen Regeln erfordern natürlich die Anwendung grammatischer Kategorien (für das o. a. Beispiel etwa die Regel, daß xxx in dem Ausdruck „the change of xxx's …" durch bestimmte Nomen ersetzt werden kann). Es gibt bis heute keine Methode für die maschinelle Übersetzung, bei der auf die Verwendung grammatischer Elemente verzichtet werden könnte (FUJI 1996: 17–18).

Beispiel:

> *Tarō to Hanako no inu – (Tarō to Hanako) no inu / Tarō to (Hanako no inu)*
> [Der Hund von (Tarō und Hanako) / Tarō und (Hanakos Hund)]

Beispiel:

> *denshi kairo no (denatsu to denryū) – the voltage and the current of the electronic circuit*

aber:

> *(denshi kairo no zatsuon) to zentai shisutemu – the electronic circuit's noise and the entire system*

Syntaktische Phänomene, in denen sich das Japanische vom Englischen bzw. Deutschen unterscheidet und die bei der maschinellen Übersetzung Probleme bereiten, sind z.B. die verhältnismäßig freie Wortreihenfolge (ähnlich dem Russischen), die Verwendung von Postpositionen zum Anzeigen grammatischer Funktionen,[13] das Fehlen von Relativpronomina, Topikmarkierungen, Formalsubstantive, Leidenspassiv und Potentialis (NAGAO 1989: 93–104, NARITA 1994: 35–38, FUJINAMI und NANZ 1997: 4–7, 37–39). Das Fehlen von Relativpronomina kann vor allem in Kombination mit Nullpronomina zu Ambiguitäten führen:

Beispiel:

> *Hanako ga katta kōhī o nomimasu. – Hanako drinks the coffee that she bought. / Hanako drinks the coffee that <I, he, Tarō* etc.*> bought. / <I, he, Tarō* etc.*> drink(s) the coffee that Hanako bought.*

Die syntaktische Analyse erkennt entweder (1) *Hanako ga* als Subjekt des Hauptsatzes und entscheidet, (a) daß das Subjekt der Relativkonstruktion ebenfalls *Hanako ga* ist, oder (b) daß das Subjekt der Relativkonstruktion unbekannt ist; außerdem kann (2) *Hanako ga* als Subjekt der Relativkonstruktion erkannt und entschieden werden, daß das Hauptsatz-Subjekt fehlt.

Die im Japanischen häufig vorkommenden doppelten Verneinungen können besondere Probleme für die maschinelle Übersetzung verursachen:

---

[13] Erhebliche Probleme bereiten die Postpositionen *ni* und *de* mit ihren zahlreichen grammatischen Funktionen sowie die topikmarkierende Postposition *wa* und die Austauschbarkeit der Postpositionen *o* und *ga* in vielen Fällen. Die entsprechenden Regeln werden in Tabellenform dargestellt und sind sehr umfangreich (NAGAO und MAKINO 1995: 41–45).

Beispiel:

> *Mattaku imi no nai bunshō to wa ienai. – It cannot be said that the sentence has no meaning at all. / It absolutely cannot be said that the sentence has no meaning.*

Japanische Sätze, die aufgrund der freien Wortstellung unterschiedliche syntaktische Oberflächen, aber die gleiche Grundbedeutung besitzen, müssen in der syntaktischen Analyse gleiche Ergebnisse erzielen, auch wenn die Haltung des Sprechers und die Betonungen innerhalb der Sätze variieren (Beispiel aus NAGAO 1989: 68–69):

Beispiel:

> *Watashi wa kinō Shinkansen de Tōkyō e itta. / Kinō watashi wa Shinkansen de Tōkyō e itta. / Watashi wa kinō Tōkyō e Shinkansen de itta.* – [Gestern fuhr ich mit dem Shinkansen nach Tōkyō.]

Anhand der Verarbeitung der japanischen Wortklassen (*hinshi*) wird in der Folge veranschaulicht, warum die Regeln der japanischen Schulgrammatik für die morphologische und syntaktische Analyse der maschinellen Übersetzung nicht ausreichend sind.[14] Bei der morphologischen Analyse wird – wie bereits erläutert – jeder Satz in seine bedeutungstragenden Einheiten zerlegt. Jedes Morphem ist im Lexikon registriert und mit der jeweiligen Wortklasse versehen. Bei der maschinellen Analyse des folgenden Satzbeispiels wird das System mit Interpretationsmöglichkeiten konfrontiert, die für einen Humanübersetzer undenkbar wären:

Beispiel:

> *Kanojo wa gaikoku ni ikitai sō da.* – [Ich habe gehört, daß sie ins Ausland gehen will.]

[14] Hiermit zusammenhängend ist auch die Verarbeitung der Flexionsstufen zu betrachten. Die maschinelle Übersetzung verwendet weder genau die in der japanischen Schulgrammatik genannten Wortklassen und Flexionsstufen noch völlig andere. Im Falle der Verben ist es z.B. von Vorteil, *mizenkei* [Verbal-Indefinitform] und *ren'yōkei* [Konjunktionalform] in jeweils zwei Kategorien zu unterteilen. Statt sechs werden auf diese Weise acht Flexionsstufen verwendet. Wenn außerdem die in einer Flexionstabelle aufgelisteten unveränderbaren Bestandteile als Stammformen der oberen und unteren einstufigen Verben betrachtet werden, fallen sie insgesamt in die gleiche Flexionskategorie. Grammatiken für die maschinelle Übersetzung werden mit diesen Kunstgriffen einerseits detaillierter als Schulgrammatiken, andererseits aber in vielen Fällen auch einfacher (KUMANO 1996: 18).

Entsprechend der morphologischen Analyse wären laut Lexikon folgende Zerlegungen möglich:

(1) *iki* (Verb) / *tai* (Hilfsverb) / *sō da* (Hilfsverb)

(2) *iki* (Verb) / *tai* (Hilfsverb) / *sō* (Adverb) / *da* (Hilfsverb)

(3) *iki* (Verb) / *ta* (Hilfsverb) / *i* (Verb) / *sō da* (Hilfsverb)

(4) *iki* (Verb) / *ta* (Hilfsverb) / *i* (Verb) / *sō* (Adverb) / *da* (Hilfsverb)

Mit Hilfe der syntaktischen Analyse beurteilt das maschinelle Übersetzungssystem als erstes (3) und (4) als falsch: das Hilfsverb *ta* wird nicht direkt an die Konjunktionalform *iki* des Verbs *iku* [gehen/fahren] angefügt. In (1) und (2) wird *iki* als *ren'yōkei* [Konjunktionalform] für das Hilfsverb *tai* interpretiert. Bei (2) wird jedoch erkannt, daß *tai shūshikei* [Finalform] oder *rentaikei* [Attributivform] ist und kein Adverb direkt an die *shūshikei* anschließen kann. Wenn das System nun davon ausgeht, daß es sich um die *rentaikei* handelt, so wird auch diese Interpretation als falsch erkannt, weil danach kein Substantiv mit adnominaler Bestimmung folgt. Aufgrund solcher Interpretationsprobleme ist es für die Analyse der Ausgangssprache absolut notwendig, erkennen zu können, ob eine beliebige Flexionsform eines beliebigen Morphems sich mit einem anderen Morphem verbinden kann oder nicht. Eine einfache Methode für die maschinelle Übersetzung besteht darin, alle möglichen Kombinationen in einer Tabelle aufzulisten. Diese „Tabelle grammatischer Verknüpfungen" (*chokusetsu tēburu*) ist für die morphologische Analyse des Japanischen besonders geeignet (KUMANO 1996: 19).[15]

Beispiel:

> *Kyō honnin kara kikimashita.* – [Ich habe es heute direkt von ihm gehört.]

Entsprechend der morphologischen Analyse wären laut Lexikon für die erste Satzhälfte folgende Zerlegungen möglich:

---

[15] Für eine Tabelle grammatischer Verknüpfungen benötigt man so viele Zeilen, wie unterschiedliche Flexionsformen der jeweiligen Flexionswörter existieren. Da die *shūshikei* der fünfstufigen Verben unabhängig von den Flexionszeilen gleiche Verbindungen eingeht, kann sie zu einer Kategorie zusammengefaßt werden. Durchschnittlich sind für eine Tabelle ca. zweihundert Zeilen notwendig; ca. einhundert Spalten werden für die verschiedenen Arten von Postpositionen, Hilfsverben, Formalsubstantiven, modalen Hilfsverben etc. benötigt. Solche Tabellen sind wesentlich detaillierter als schulgrammatische Vorgaben. Ein Tabellenbeispiel findet man bei KUMANO (1996: 19).

(1) *kyō* / *honnin* / *kara* / *kikimashita*

(2) *kyō* / *hon* / *hito* / *kara* / *kikimashita*

(3) *ima* / *Nihonjin* / *kara* / *kikimashita*

(4) *ima* / *Nihon* / *hito* / *kara* / *kikimashita*

(5) *ima* / *hi* / *honnin* / *kara* / *kikimashita*

(6) *ima* / *hi* / *hon* / *hito* / *kara* / *kikimashita*

(*kikimashita* wird als *kiki* + *mashi* + *ta* zerlegt)

Kyō [heute], *ima* [jetzt], *Nihonjin* [Japaner(in)], *Nihon* [Japan], *hi* [Sonne/Tag], *honnin* [er/sie selbst], *hon* [Buch] und *hito* [Mensch] sind Substantive. Aber einige von ihnen unterscheiden sich durch die Rollen, die sie im Satz einnehmen. Substantive werden von direkt anschließenden Postpositionen begleitet und werden dadurch zu grammatischen Kategorien wie z.B. Subjekt oder Objekt (wie etwa das *honnin* in *honnin kara kikimashita*). Das Substantiv *kyō* hingegen wird neben der Verwendung mit Postposition (wie etwa in *kyō wa samui* [Heute ist es kalt.]) auch als Adverb (wie etwa in *kyō kare ni atta* [Heute habe ich ihn getroffen.]) verwendet. Gleiches gilt für die Verwendung von *ima*, aber nicht für *Nihon, Nihonjin, honnin* etc. Diese Eigenschaft ist für die syntaktische Analyse von großer Bedeutung. Dabei werden Wörter wie *kyō* oder *ima* von „normalen" Substantiven separiert und als „adverbiales Substantiv" (*adverb-like noun, fukushiteki meishi*) gesondert behandelt. Anschließend wird anhand der syntaktischen Analyse die richtige Interpretation gesucht und die Versionen (1) und (3) als korrekte japanische Sätze akzeptiert.

Die morphologische Analyse des folgenden Beispielsatzes ist schulgrammatisch umfangreicher als für eine Grammatik für die maschinelle Übersetzung:

Beispiel:

Sore wa hontō kamo shirenai. – [Das ist vielleicht wahr.]

Analyse: *sore* (Demonstrativpronomen, *shiji-daimeishi*) *wa* (Adverbiale Postposition, *fukujoshi*) *hontō* (Stammform eines verbalen Qualitativums, *keiyōdōshi no gokan*) *ka* (Adverbiale Postposition, *fukujoshi*) *mo* (Adverbiale Postposition, *fukujoshi*) *shire* (Verbal-Indefinitform, *dōshi no mizenkei*) *nai* (Finalform eines Hilfsverbs, *jodōshi no shūshikei*)

Bei der Übersetzung ins Englische würde ein Humanübersetzer *sore wa hontō da* als *it is true* und inklusive der Ergänzung *kamo shirenai* als *it*

may be true übersetzen, wobei die schulgrammatische Klassifizierung von *kamo shirenai* wie oben beschrieben keine Anwendung finden würde. Gleiches geschieht bei der maschinellen Übersetzung dieses Satzes: *kamo shirenai* wird bereits im Lexikon für maschinelle Übersetzungssysteme als Einheit (hier: als *jodōshi*) aufgeführt und bei der morphologischen Analyse als Einheit mit *may* wiedergegeben. Hintereinander stehende Bestandteile eines Satzes, die nach der automatischen Separierung in Wortklassen keine Bedeutung ergeben, werden wieder zusammengesetzt und als Einheit behandelt. Die morphologische Analyse von semantischen Einheiten ist eine programmiertechnisch rationale Methode (KUMANO 1996: 20). Weitere semantische Einheiten, die schulgrammatisch detaillierter analysiert, bei der maschinellen Verarbeitung aber als postpositionale Einheiten betrachtet werden, sind z.B. *ni yotte*, *o mochiite*, *no tame ni* u.ä.

SEMANTISCHE UND PRAGMATISCHE ASPEKTE

Bis Mitte der sechziger Jahre wurde in der Forschung vielfach die Ansicht vertreten, eine Analyse von Sätzen sei gänzlich ohne Einbeziehung semantischer Aspekte zu bewältigen. Nach der vernichtenden Kritik im ALPAC-Report[16] gelangte man – wenn auch widerwillig – allmählich zu der Erkenntnis, daß die Anwendung semantischer Methoden für die maschinelle Übersetzung unerläßlich sei (NAGAO 1989: 76). Im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Universität Kyōto wurden spezielle semantische Kategorien (sogenannte *semantic primitives*: z.B. *animal*, *human*, *plant*, *inorganic matter*, *place*, *time*) zur Eliminierung semantischer Ambiguitäten entwickelt, die heute in fast allen japanischen maschinellen Übersetzungssystemen zum Einsatz kommen. Bei der Analyse einer Folge von Nominalphrasen werden etwa diejenigen Substantive, die mit in Beziehung zueinander stehenden semantischen Kategorien versehen sind, zweckmäßiger zusammen plaziert als diejenigen mit unterschiedlichen Bedeutungsstrukturen.[17] Mit solchen semantischen Kategorien kön-

[16] 1964 berief die National Academy of Sciences in den USA mehrere Gutachter zur Untersuchung von Stand und Perspektiven der maschinellen Übersetzung. Das daraus entstandene Gutachten des Automatic Language Processing Advisory Committee (ALPAC-Report) führte zur Streichung sämtlicher staatlicher Forschungsinvestitionen in den USA und zu einer weltweiten Krise der Forschung im Bereich der maschinellen Übersetzung (ALPAC 1966: 11–24).

[17] Dabei muß zusätzlich die Beschaffenheit des Verhältnisses zwischen den betroffenen Wörtern in Tabellenform explizit gemacht werden (z.B. übergeordnetes/untergeordnetes Konzept, Synonym, Antonym). Ein übergeordnetes Konzept für das Wort *children* wäre *human being*; ein übergeordnetes Konzept für

nen auch die vielen verschiedenen Bedeutungen der japanischen Postpositionen ermittelt werden (NAGAO 1989: 79–82).

Elliptische Phänomene, d.h. das Fehlen von für die Zielsprache obligatorischen Argumentpostitionen des Verbs in der Ausgangssprache, sind im Japanischen häufig anzutreffen und ein Hauptproblem für die semantische Analyse.[18] Subjekt und/oder Objekt können im japanischen Satz ausgelassen und ohne Kontextwissen nicht ermittelt werden (z.B. NAGAO 1989: 121, NAGAO und MAKINO 1995: 48–50, FUJINAMI und NANZ 1997: 8, SIEGEL 1997: 72–84). Eine einfache, wenn auch stilistisch selten tolerierbare Lösung ist in einigen Fällen die Bildung von Passivkonstruktionen:

Beispiel:

Tabemono o ataeta. – Food was given.

Beispiel:

Jikken to hikaku shi yoi itchi o mita. – Comparison was made with experiment and good agreement was seen.

Eine weitere für die maschinelle Übersetzung typische semantische Mehrdeutigkeit, die ohne Kontextwissen nicht aufgelöst werden kann, ist die Unterscheidung von Appelativa (*futsū meishi*) und Eigennamen (*koyū meishi*):

Beispiel:

Nihon to Igirisu ryōkoku no shushō ga tomo ni kisha kaiken ni nozonda. – [Die Premierminister Japans und Englands wohnten gemeinsam dem Presseinterview bei.]

(Verwendung von *ryōkoku* als Appelativum = „beide Länder“)

Beispiel:

Ōzumō Hatsubasho wa 12 nichi kara Ryōgoku no Kokugikan de hajimaru. – [Das Sumō-Neujahrsturnier beginnt in zwölf Tagen in der Sumō-Halle von Ryōgoku.]

(Verwendung von *Ryōgoku* als Ortsname)

---

die semantische Kategorie *human being* wäre *animal*. Untergeordnete Konzepte für *children* wären z.B. *infant* oder *student*. Eine Tabelle mit sämtlichen semantischen Kategorien samt ihrer Beziehungsstrukturen wird Thesaurus genannt. Ein Beispiel findet sich in NAGAO (1989: 78).

[18] Für das Dialogdolmetschen von besonderer Relevanz sind Nullpronomina, die im gesprochenen Japanisch sehr häufig vorkommen. Der Thematik wurde im Rahmen des VERBMOBIL-Projekts eine eigene Studie gewidmet (METZING und SIEGEL 1994).

Als ein Grund, warum Humanübersetzer die jeweils richtige Bedeutung von *ryōkoku/Ryōgoku*, die mit identischen Schriftzeichen geschrieben werden, auf Anhieb erfassen können, wird angenommen, daß Humanübersetzer für die Beurteilung „Schlüsselwörter" finden können und anschließend die syntaktischen Relationen zwischen Schlüsselwörtern und *ryōkoku/ Ryōgoku* analysieren. Die Schlüsselwörter, die im ersten Beispiel auf die Bedeutung „beide Länder" hindeuten, sind *Nihon* [Japan], *Igirisu* [England] und *shushō* [Premierminister]. Die Schlüsselwörter, die im zweiten Beispiel auf den Eigennamen *Ryōgoku* hinweisen, sind *Ōzumō Hatsubasho* [Sumō-Neujahrsturnier] und *Kokugikan* [Sumō-Halle] (Yoshimi 1997: 9–10).[19] Auch bei der Unterscheidung von Orts- und Personennamen im Japanischen können Humanübersetzer auf Schlüsselwörter referieren (Beispiel aus Shu 1997: 24):

Beispiel:

> *Watashi wa Murayama de katsute sannen gurai Nihongo no benkyō o shita koto ga aru.* – [Ich habe einmal etwa drei Jahre lang in Murayama Japanisch studiert. / Ich heiße Murayama und habe einmal drei Jahre lang Japanisch studiert.]
>
> *Watashi wa Murayama de katsute Nihon-koku no seifu sōri daijin o shita koto ga aru.* – [Ich heiße Murayama und war einmal Premierminister der japanischen Regierung.]

Im ersten Satz kann weder ein Humanübersetzer noch ein maschinelles Übersetzungssystem entscheiden, ob es sich um eine Person namens Murayama oder um den Ort Murayama in der Präfektur Yamagata handelt. Im zweiten Satz ist es für den Humanübersetzer sofort ersichtlich, daß vom ehemaligen Premierminister Murayama Tomiichi die Rede ist.

Lokale Angaben sind im Englischen bzw. Deutschen manchmal perspektivisch anders als im Japanischen:

Beispiel:

> *Handoru no mae ni suwatte kudasai. – Sit down in front of the driving wheel.*

[19] Die letztendliche Entscheidung für die Übersetzung erfordert aber nicht nur das Ausmachen eines oder mehrerer Schlüsselwörter, sondern auch die Analyse der syntaktischen Relationen zwischen *ryōkoku/Ryōgoku* und Schlüsselwort. Denn selbst wenn *Ryōgoku*, *Ōzumō Hatsubasho* und *Kokugikan* in einem Satz auftauchen, könnte es sein, daß ersteres als Appelativum interpretiert werden muß. Das bloße Auffinden von Schlüsselwörtern kann zu Fehlurteilen führen (Yoshimi 1997: 10).

Würde die angesprochene Person dieser Instruktion folgen, würde sie sich außen auf der Kühlerhaube sitzend wiederfinden. In englisch- und deutschsprachigen Ländern setzt man sich nämlich hinter das Lenkrad.

Pragmatische Aspekte, die im Japanischen vor allem den Ausdruck von Respekt und Höflichkeit, den sozialen Status und das Geschlecht des Rezipienten betreffen, sind bei der maschinellen Übersetzung ins Japanische von größerer Bedeutung als bei der maschinellen Übersetzung vom Japanischen in europäische Sprachen. Da ohnehin davon ausgegangen wird, daß die heute gängigen maschinellen Übersetzungssysteme zum einen pragmatische Aspekte nicht berücksichtigen können und zum anderen nur für die Übersetzung terminologisch eng determinierter Bereiche geeignet sind, ist die hiermit in Zusammenhang stehende Problematik auf Diskussionen rein theoretischer Natur beschränkt.[20]

Die vorangegangenen Ausführungen haben deutlich gemacht, daß die Qualität von maschinellen Übersetzungssystemen, die aus dem Japanischen in europäische Sprachen übersetzen, starken lexikalischen, syntaktischen und semantischen Beschränkungen unterworfen ist. Da solche Systeme weder Kontextwissen verarbeiten noch von anderen Wissensquellen als denen linguistischer Natur profitieren können, ist davon auszugehen, daß eine qualitativ hochwertige maschinelle Übersetzung ohne menschliches Eingreifen derzeit nicht möglich ist und auf absehbare Zeit auch nicht möglich sein wird. Bei dem Output von maschinellen Übersetzungssystemen handelt es sich daher immer um „Rohübersetzungen", die der Post- oder Präedition bzw. weiterer Modifikationen bedürfen (SPARCK JONES und GALLIERS 1996: 70–71). Der qualitativen Bewertung bereits existierender maschineller Übersetzungssysteme im kommerziellen Bereich – für potentielle Anwender und Käufer – und im Bereich der Forschung und Entwicklung – zur Verbesserung der Systeme – sind daher enge Grenzen gesetzt. Im Rahmen zahlreicher Projekte, die derzeit in den USA, Europa und Japan an der Entwicklung einer neuen Generation von maschinellen Übersetzungssystemen arbeiten, stehen neben den herkömmlichen, computerlinguistisch motivierten Evaluationsmethoden, die der qualitativen Verbesserung des Übersetzungsoutputs besonders auf lexikalischer und syntaktischer Ebene zugute kommen, neuerdings auch kognitive und übersetzungswissenschaftliche Überlegungen im Mittelpunkt der Forschungen. Hierbei wird untersucht, welche Strate-

[20] Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß bei maschinellen Übersetzungssystemen vom Englischen ins Japanische in der Regel mindestens unter zwei Höflichkeitsebenen ausgewählt werden kann (höflichkeitsleere *ru*/*u*-Form oder standardhöfliche *desu*/*masu*-Form).

gien Humanübersetzer während des Übersetzungsprozesses anwenden und ob diese Strategien maschinell simulierbar sind.

Eine der ersten Methoden, die in Japan aus den Forschungen der neuen Generation hervorging, war die sogenannte *example-based machine translation* (EBMT) bzw. *machine translation by analogy,* die grundlegend davon ausgeht, daß bestimmte Satzmuster im Gedächtnis gespeichert sind, die mit identischer syntaktischer Struktur, aber unterschiedlichen Wörtern immer wiederkehren und ohne Kenntnis grammatischer Regeln immer wieder auf die gleiche Weise übersetzt werden können (FUJI 1996: 17–18, SHIRAI 1997: 8, WATANABE 1998: 10–13). Ein maschinelles Übersetzungssystem, das Textdaten ohne lexikalische und syntaktische Analyse gewinnen kann, wird *translation memory* genannt. Bei der Überarbeitung von Gebrauchsanweisungen, Handbüchern u.ä. ändert sich oft nur ein Bruchteil der Produktbeschreibungen gegenüber der ursprünglichen Version. Von Verbesserungen eines Produktes sind durchschnittlich nur zehn bis zwanzig Prozent des Gesamttextes der jeweiligen Gebrauchsanleitung betroffen (SHIRAI 1997: 8). Bei der Überarbeitung der für den Export bestimmten Übersetzungen der Gebrauchsanweisungen und Handbücher greifen maschinelle Übersetzungssysteme der neuen Generation per *translation memory* auf die bereits vorliegenden Übersetzungen zurück. Da maschinelle Übersetzungssysteme überdurchschnittlich häufig im sogenannten *manual*-Bereich zum Einsatz kommen, wird durch diese neue Methode viel Zeit und Geld gespart.

Wie bereits angesprochen, ist es auf absehbare Zeit unmöglich, einem Computer Weltwissen bzw. Common sense zu vermitteln, da der damit verbundene Arbeitsaufwand zur Erstellung semantischer Netze zu hoch ist. Die *example-based translation* bietet der maschinellen Übersetzung aber immerhin die Möglichkeit, Sätze korrekt zu übersetzen, die ausschließlich mit Hilfe der lexikalischen, syntaktischen und semantischen Analyse nicht korrekt übersetzt werden könnten. Damit diese Methode in der Praxis eingesetzt werden kann, werden seit einigen Jahren große Beispielsatz-Korpora angelegt.[21] Je umfangreicher solche Textkorpora sind, desto größer ist die Chance, zukünftig Erfolge mit statistischen Methoden für die maschinelle Übersetzung erzielen zu können (SHIRAI 1997: 11).[22] Bei-

[21] Ein umfangreicher japanischer Textkorpus ist z.B. der *JEIDA Nichi-Ei taiyaku kōpasu* unter Leitung der Japan Electronics Industries Development Association (JEIDA), der Übersetzungsäquivalente aus japanischen Weißbüchern speichert und inzwischen einen Umfang von mehreren zehntausend Sätzen hat (ISAHARA 1998: 2–5).

[22] Zur Kritik an statistischen und beispielsatzorientierten Methoden der maschinellen Übersetzung vgl. TANAKA (1996: 2–3).

spielsatz-Korpora dienen aber nicht nur als Basis für verschiedene korpusbasierte Methoden, sondern auch als Testkorpora für linguistische Evaluationen von maschinellen Übersetzungssystemen.

Eine japanische Erhebung von 1994/95 hat ergeben, daß der Bedarf an maschineller Übersetzungssoftware in Japan fast ebenso hoch ist wie die Nachfrage nach Textverarbeitung (ATSUKAWA 1996: 12). Es stellt sich die Frage, warum dieser extrem hohen Nachfrage bis heute nicht zufriedenstellend entsprochen werden kann. Neben den Faktoren Preis, Übersetzungsgeschwindigkeit, Entwicklungszeit für die Generierung von englischem Text und angemessene Berücksichtigung der Anwenderbedürfnisse – Faktoren, die seit der Kommerzialisierung der ersten japanischen maschinellen Übersetzungssysteme sprunghaft verbessert werden konnten und zusammen mit der raschen Verbreitung des PC das Anwenderspektrum erweitert und die Marktsituation verändert haben – spielt die Übersetzungsqualität dabei die entscheidende Rolle. Bei Entwicklern und Herstellern steht die Verbesserung der Übersetzungsqualität heute zwar an erster Stelle, und man ist sich darüber im klaren, ein in der Entwicklung unfertiges, fehlerhaftes Produkt zu vertreiben. Aber aufgrund der den gängigen maschinellen Übersetzungssystemen zugrunde liegenden veralteten Technologie werden kleine Verbesserungen heute nur durch Erweiterung und Veränderung der Lexika und Grammatiken erzielt. Eine wirklich bemerkenswerte Steigerung der Übersetzungsqualität kann – wenn überhaupt – nur vor dem Hintergrund wirklich neuer Entwicklungslinien in der Forschung und Entwicklung und somit nicht kurz- und mittelfristig, sondern nach jahrzehntelangem Forschungsaufwand erwartet werden. Mittelfristige Verbesserungen in der Übersetzungsqualität können mit einer Kombination syntaktischer und beispielsatzorientierter Methoden erwartet werden, wobei einfach zu übersetzende Sätze mit den herkömmlichen Strategien, schwer übersetzbare Sätze mit Hilfe von EBMT übersetzt werden.

Der heutige japanische Fokus in Forschung und Entwicklung auf den sogenannten korpusbasierten Methoden der maschinellen Übersetzung (EBMT und statistische maschinelle Übersetzung) sollte jedoch nicht von der Notwendigkeit ablenken, sich mit den tieferen Strukturen der menschlichen Sprache auseinanderzusetzen. Dies erfordert, neben einer in Zukunft – besonders in Japan – wesentlich intensiveren multidisziplinären Zusammenarbeit mit Linguistik, Übersetzungswissenschaft und Kognitionsforschung, neue Erkenntnisse über die Verarbeitung menschlicher Sprache im Gehirn, die Entwicklung neuer, semantikorientierter Methoden sowie einen starken Forschungsschwerpunkt auf der linguistischen Evaluation von maschinellen Übersetzungssystemen.

Literaturverzeichnis

AAMT (1996): Doko made dekiru? Konpyūtā hon'yaku [Bis wohin ist die Computerübersetzung möglich?]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 17 (December 1996). Tōkyō: AAMT, S. 21.

AAMT (1998): Kikai hon'yaku kanren sofutouea ichiranhyō [Aufstellung über maschinelle Übersetzungssoftware]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 23 (July 1998). Tōkyō: AAMT, S. 18–23.

ALPAC (Hg.) (1966): *Languages and Machines: Computers in Translation and Linguistics.* Report by the Automatic Language Processing Advisory Committee, National Academy of Sciences, National Research Council. Washington, D.C.: National Academy of Sciences, National Research Council (Publication 1416).

Atsukawa Yoshikazu (1996): Hon'yaku sofuto shijō no genzai [Der gegenwärtige Markt für Übersetzungssoftware]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 16 (September 1996). Tōkyō: AAMT, S. 12–13.

Carbonell, Jaime (1992): Machine Translation in Japan and the U.S. In: Japanese Technology Evaluation Center (JTEC) (Hg.): *JTEC Panel Report on Machine Translation in Japan*. Baltimore, Maryland: Loyola College, S. 7–22.

Fuji Masaru (1996): Kikai hon'yaku to bunpō [Maschinelle Übersetzung und Grammatik]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 16 (September 1996). Tōkyō: AAMT, S. 16–20.

Fujinami, Tsutomu und Christine Nanz (1997): *The 101 Translation Problems between Japanese and German/English* (Vm-Report 199, July 1997). Stuttgart: Universität Stuttgart, Institut für Maschinelle Sprachverarbeitung.

Hutchins, W. John (1986): *Machine Translation: Past, Present, Future.* Chichester: Ellis Horwood.

Hutchins, W. John und Harold L. Somers (1992): *An Introduction to Machine Translation.* London, San Diego: Academic Press.

Isahara Hitoshi (1998): Tagengo kōpasu no dōkō: Denshi kyō Nichi-Ei taiyaku kōpasu [Trends bei multilingualen Korpora: Elektronischer Korpus für Japanisch-Englisch]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 23 (July 1998). Tōkyō: AAMT, S. 2–5.

Kamigane Kōhei (1997): CICC kinrin shokoku aida no kikai hon'yaku shisutemu purojekuto [Das CICC-Projekt zur Entwicklung eines maschinellen Übersetzungssystems für die Übersetzung zwischen Spra-

chen von Nachbarstaaten]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 19 (June 1997). Tōkyō: AAMT, S. 29–33.

Kawashima Makoto (1997): CICC tagengo kikai hon'yaku shisutemu forō appu jigyō [Folgeprojekt für das multilinguale CICC-MÜ-System]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 18 (March 1997). Tōkyō: AAMT, S. 18–21.

Koga Katsuo (1996): Hon'yaku sofuto no shijō dōkō [Tendenzen des Marktes für Übersetzungssoftware]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 15 (June 1996). Tōkyō: AAMT, S. 6–8.

Koizumi Atsuko (1996): Kikai hon'yaku to jisho [Maschinelle Übersetzung und Lexika]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 17 (December 1996). Tōkyō: AAMT, S. 10–15.

Koller, Werner (1997): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. 5., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Quelle und Meyer.

Kumano Akira (1996): Kikai hon'yaku to hinshi [Maschinelle Übersetzung und Wortklassen]. In: Ajia Taiheiyō Kikai Hon'yaku Kyōkai (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 15 (June 1996). Tōkyō: AAMT, S. 18–23.

Lehrberger, John und Laurent Bourbeau (1988): *Machine Translation: Linguistic characteristics of MT systems and general methodology of evaluation.* Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

León, Marjorie und Julia Aymerich (1997): *Making MT Work for You.* MT Summit VI, 29 October – 1 November 1997, San Diego, California (unveröffentlichter Vortrag).

Metzing, Dieter und Melanie Siegel (1994): *Zero pronoun processing: some requirements for a Verbmobil system* (Vm-Memo 46, September 1994). Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Abt. Computerlinguistik.

Nagao Makoto (1989): *Machine Translation: how far can it go?* Übersetzt von Norman D. Cook. Oxford: Oxford University Press.

Nagao Makoto und Makino Takenori (Hg.) (1995): *Konpyūta de hon'yaku suru* [Mit Computern übersetzen]. Tōkyō: Kyōritsu shuppan.

Narita Hajime (Hg.) (1994): *Kō sureba tsukaeru kikai hon'yaku* [Wie man die maschinelle Übersetzung anwendbar machen kann]. Tōkyō: Baberu Puresu.

Narita Hajime (1997): *Pasokon hon'yaku no sekai* [Die Welt der PC-Übersetzung]. Tōkyō: Kōdansha.

Nirenburg, Sergei, Jaime Carbonell, Masaru Tomita und Kenneth Goodman (1992): *Machine Translation: A Knowledge-Based Approach.* San Mateo, CA: Morgan Kaufmann.

SCHWANKE, Martina (1991): *Maschinelle Übersetzung: Ein Überblick über Theorie und Praxis.* Berlin und Heidelberg: Springer.

SHIRAI Satoshi (1997): Taiyaku reibun to kikai hon'yaku [Zweisprachige Beispielsätze und maschinelle Übersetzung]. In: AJIA TAIHEIYŌ KIKAI HON'YAKU KYŌKAI (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 20 (September 1997). Tōkyō: AAMT, S. 7–12.

SHU Gyokuryu (1997): Nihongo no benkyō to hon'yaku [Japanischstudium und -übersetzung]. In: AJIA TAIHEIYŌ KIKAI HON'YAKU KYŌKAI (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 19 (June 1997). Tōkyō: AAMT, S. 21–24.

SIEGEL, Melanie (1994): *Definitheit und Numerus: Anforderungen an den Transfer Japanisch-Englisch* (Vm-Memo 56, Dezember 1994). Bielefeld: Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Abt. Computerlinguistik.

SIEGEL, Melanie (1997): *Die maschinelle Übersetzung aufgabenorientierter japanisch-deutscher Dialoge: Lösungen für Translation Mismatches*. Berlin: Logos.

SPARCK JONES, Karen und Julia R. GALLIERS (1996): *Evaluating Natural Language Processing Systems: An Analysis and Review* (Lecture notes in computer science, 1083). Berlin, Heidelberg u.a.: Springer. (Vorher erschienen als: Technical Report 291, University of Cambridge Computer Laboratory, March 1993).

TANAKA Hozumi (1996): Kikai hon'yaku shisutemu no kongo [Die Zukunft von MÜ-Systemen]. In: AJIA TAIHEIYŌ KIKAI HON'YAKU KYŌKAI (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 16 (September 1996). Tōkyō: AAMT, S. 2–4.

VASCONCELLOS, Muriel (1992): Languages and Application Domains. In: JAPANESE TECHNOLOGY EVALUATION CENTER (JTEC) (Hg.): *JTEC Panel Report on Machine Translation in Japan*. Baltimore, Maryland: Loyola College, S. 41–46.

WATANABE Hiyoshi (1998): Yōrei o mochiita hon'yaku [Beispielsatzorientierte Übersetzung]. In: AJIA TAIHEIYŌ KIKAI HON'YAKU KYŌKAI (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 22 (April 1998). Tōkyō: AAMT, S. 10–13.

YOSHIMI Katsuhiko (1997): Ningen no kizukanai aimaisa [Vom Menschen unbemerkte Ambiguitäten]. In: AJIA TAIHEIYŌ KIKAI HON'YAKU KYŌKAI (AAMT) (Hg.): *AAMT Journal* 18 (March 1997). Tōkyō: AAMT, S. 7–10.

Übersetzen und Übersetztwerden

Furui Yoshikichi

Lassen Sie mich von meinem Lebensweg als Übersetzer berichten.

Im Jahre 1965 übersetzte ich Nietzsches *Die Geburt der Tragödie*. Diese Arbeit stellte die erste in meiner Übersetzertätigkeit dar, wurde jedoch nie veröffentlicht. Das Manuskript wird wohl auch jetzt noch in irgendeinem Winkel meiner Bibliothek schlummern. Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern, wie die Übersetzung war.

Im darauffolgenden Jahr (1966) übersetzte ich Hermann Brochs „Bergroman" *Der Versucher*. Ein volles Jahr dauerte die Übersetzung. Nein, innerhalb eines Jahres konnte ich sie zu Ende bringen. Abend für Abend rang ich mit den ach so langen Sätzen Hermann Brochs. In erster Linie geriet durch diese Arbeit mein Japanisch in eine Krise. Um Brochs Sätze aufnehmen zu können, mußte ich mein Japanisch in seiner Tragfähigkeit bis zum Äußersten, ja fast bis zum Zusammenbruch belasten.

Noch jetzt habe ich nicht die Verzweiflung vergessen, die sich einstellte, als ich mit der Übersetzung begann. Einen ganzen Tag brauchte ich für die Übersetzung der ersten Seite. Glücklicherweise wurde diese Übersetzung im April des folgenden Jahres veröffentlicht.

Man sagt im Japanischen: Ein Unglück kommt selten allein. Nein, nein – ein Übersetzer muß sich glücklich schätzen, wenn er mit einer schwierigen Übersetzung gesegnet wird. Deshalb wäre es wohl besser zu sagen: Auf ein Glück folgt das nächste. Ein Jahr nach der Veröffentlichung von Brochs „Bergroman", im Januar 1968, wurde ich vom gleichen Verlag mit der Übersetzung von Robert Musils beiden unter dem Titel *Vereinigungen* zusammengefaßten Erzählungen „Die Vollendung der Liebe" und „Die Versuchung der stillen Veronika" beauftragt. Mit diesen zwei Erzählungen hatte ich mich sehr intensiv beschäftigt. Aber ich zögerte. Es schien mir unmöglich, diese Texte ins Japanische zu übertragen.

Letztendlich nahm ich den Auftrag doch an. Man sagt im Japanischen auch: Gibt dir jemand Gift, dann nimm auch den Giftteller. Das Sprichwort will sagen: Wenn dir jemand eine schwierige Aufgabe übertragen hat, dann führe sie bis zum „bitteren" Ende – auch wenn du jenen Mut der Verzweiflung aufbringen mußt, der an Tollheit grenzt.

Es liegt mir fern, Broch als Gift zu bezeichnen, geschweige denn Musil als einen Giftteller.

Im nachhinein stelle ich mir aber die Frage, ob ich zu der Zeit, als ich mich zur Übersetzung dieser zwei Erzählungen von Musil entschlossen hatte, noch ausschließlich Germanist war. Oder war ich schon ein wenig Schriftsteller? Es scheint mir jetzt so, daß ich damals, meine Fähigkeiten im Deutschen und Japanischen überdenkend, den Übersetzungsauftrag dankend abgelehnt hätte, wenn ich noch ausschließlich Germanist gewesen wäre. Wo nun dieses in seiner Ausdrucksweise so komplizierte Manuskript vor mir lag, ergriff mich auf jeden Fall der Wunsch, die Möglichkeiten des Japanischen zu erproben. Es war im wahrsten Sinne des Wortes „eine Versuchung".

Die Übersetzung der beiden Erzählungen Musils dauerte vier Monate. Vier Monate, die von Eifer und Fleiß geprägt waren. Da ich nun schon lange nicht mehr im Lehramt bin, kann ich es laut sagen: Mein Eifer war von solcher Intensität, daß ich beinahe meine Lehrverpflichtungen an der Universität vergessen hätte. Seien Sie ganz beruhigt! Ich habe wegen dieser Übersetzung kein einziges Mal eine Vorlesung ausfallen lassen.

Für mein Japanisch bedeuteten diese vier Monate jedoch eine unentwegte Krise. Auch die Sätze Musils sind oft lang. Darunter gibt es solche, die je nach der Form der Nebensätze verschiedene Schichten und feinste Bedeutungsnuancen in sich bergen. Da ist die Schicht der Entwirklichung. Da ist die Schicht der Vernichtung. Vielleicht ist es angebrachter, nicht von Schicht, sondern, im Hinblick auf die Ausdehnung, von Horizont zu sprechen. Ein Satz wird, von einer Wirklichkeit ausgehend, aufgestellt, betritt dann einen fremden Horizont und geht von dort zu einem weiteren fremden Horizont über. Nachdem der Satz wiederholt solche Übergänge durchlaufen hat, wendet er sich, auf einen Höhepunkt hinweisend, zum Abstieg und landet in einer Wirklichkeit. Natürlich ist der Sachverhalt nicht so einfach. Eine genaue Analyse ist für mich, der ich nun kein Musil-Forscher mehr bin, nicht durchführbar.

In meiner Rolle als Übersetzer überlegte ich mir, ob das, was jedesmal diese zarte Bewegung der Wörter herbeiführt und den komplizierten und stets gefährdeten Aufbau der Wörter stützt, nicht etwas Lyrisch-Musikalisches, also jedesmal eine Melodie ist. Das Tragen schwerer Bausteine von dort nach hier – diesem Transport entspricht eine Übersetzung. Allerdings spürt der Übersetzer manchmal bei einem Text, daß er dessen Übersetzung gleichsam distanziert, indem er sich vom anderen Ufer fernhält, auf der hiesigen Uferseite entstehen lassen muß. Als Vermittler fungiert dabei etwas Musikalisches. Deshalb ist es natürlich wichtig, den Text zu lesen, jedoch sollte man ihm erst einmal zuhören. Und wurde der Text hörbar, dann muß vor dem Ergreifen der Übersetzerfeder versucht

werden, ein wenig mit ihm mitzusingen. Oder es muß auf der Flöte eine kleine Weise gespielt werden, um mit ihr die Übersetzung hervorzulokken.

Ein Übersetzer ist kein indischer Schlangenbeschwörer.

Sobald aber ein Übersetzer anfängt, sich mit einer Übersetzung zu beschäftigen, blickt er notwendigerweise unverwandt auf den Text. Die Struktur des Textes wird sichtbar. Allein, er ist durch das ständige Anstarren des Textes nicht mehr in der Lage, dessen Musik zu vernehmen. Ebenso scheitert sein Versuch, die Übersetzung mit einer Flöte hervorzulocken, da er irgendwann unmusikalisch geworden ist. Diagnostiziert werden kann ein akutes Versagen des Hörvermögens. Unter diesen Umständen entsteht nicht eine einzige Zeile in der Muttersprache.

„Die heilige Schlange" ist nicht bereit, ihren Kopf aus dem Korb zu heben.

Leider gab es für mich in solch einer Situation kein bestimmtes Rezept, das mir einen Ausweg aus dem Dilemma verschafft hätte. Ich entfernte mich von meinem Schreibtisch und schaute die Bäume im Freien an. Nach einer Weile konnte ich das Flüstern der Blätter vernehmen. Daraufhin kehrte ich an den Schreibtisch zurück. Immer noch von Kraftlosigkeit übermannt, fing jedoch plötzlich meine Feder an, sich zu bewegen, und ich übersetzte die Stelle, an der ich bisher gescheitert war. Eine wundersame Begebenheit. Stimuliert durch das Musikalische des Originaltextes war auch in mir etwas Musikalisches gewachsen, das den Übersetzungstext ans Licht führte. Allerdings wollte ich nicht den Charakter dieser und jener Melodie sofort andersartig gestalten, vielmehr ging es mir darum, Melodien ihrer Abkunft entsprechend unterschiedlich auszudrücken. Wahrscheinlich wurde ich beim Übersetzen von Musil in den Ton der Schriften der japanischen Klassik von der Nara- und Heian-Zeit bis zum Mittelalter getragen. Wie so etwas möglich ist, verstand ich weder damals noch heute.

Nachdem ich die Übersetzung der beiden höchst schwierigen Erzählungen Musils doch noch irgendwie abgeschlossen hatte, fühlte ich mich erleichtert. Die Arbeit hatte allerdings dazu geführt, daß mir das Japanischschreiben nicht mehr gut gelang. Es wollte mir einfach nichts mehr von der Hand gehen. Hatte ich dann endlich einen Text geschrieben, vermißte ich an ihm die Natürlichkeit und Flüssigkeit meiner früheren Texte. Auch das Lesen deutscher Texte verlernte ich. Stieß ich bei meiner Lektüre auf einen aussagekräftigen Text, dann sann ich darüber nach, wie man ihn wohl übersetzen könne, obwohl mich niemand darum gebeten

hatte. Auf diese Weise kommt man mit dem Lesen nicht voran und ist letztendlich ganz verwirrt.

Zwei Jahre später hatte ich mich vom Lehramt an der Universität schon völlig losgesagt und war Berufsschriftsteller geworden.

Ich denke, daß die Übersetzung der zwei Erzählungen Musils für mich als Germanisten ein Fluß war, den es zu überqueren galt. Die Stromschnellen mit ihrem tückischen Sog hatte ich mit aller Kraft überwunden – als Germanist. Als ich endlich am gegenüberliegenden Ufer anlangte, war ich zwar auch noch Germanist und hegte den Wunsch, mich von nun an intensiv mit Meister Eckhart zu beschäftigen. Irgendwie muß ich mich aber im Anlegeplatz geirrt haben; und indem ich eine Weile vor mich hinging, war ich irgendwann auf den Weg des Schriftstellers geraten.

Nicht auszuschließen ist allerdings auch, daß sich schon seit der Überquerung der Musilschen „Stromschnellen" ein schweres Kind an meinen Rücken geklammert hatte.

Zu einem Zeitpunkt, als ich diesen Weg weiterverfolgte und schon nicht mehr zum ursprünglichen Flußufer zurückkehren konnte, betrachtete ich diese Übersetzung Musils als den letzten Dienst in meiner Germanistenlaufbahn. Indessen befand ich mich als japanischer Schriftsteller in einer ungünstigen Lage. Als Nachwirkung der langwierigen und mühseligen Beschäftigung mit den Übersetzungen war mein Japanisch nun überspannt. Ich hatte mir einen Stil angeeignet, der sich Musils Satzbau angleichen konnte. Der Stil ruft unwillkürlich den Inhalt herbei. Folglich tadelten die Leute meine Romane als schwer verständlich.

Während der Übersetzungsarbeiten hatte ich auf japanisch niedergeschrieben, was ich vorher auf deutsch gelesen hatte. Des öfteren streifte ich dabei neutrales Gebiet, das weder dem Deutschen noch dem Japanischen unterlag. Es geschah auch, daß ich dort verweilte, wenn auch nur für eine kurze Zeit. Bisweilen hatte ich vor lauter Verlegenheit sogar meine Ausdruckskraft als Übersetzer daraus geschöpft. Diese Gewohnheit blieb auch erhalten, als ich später auf japanisch Romane schrieb. Was schöpft jedoch ein Schriftsteller aus solch einem abstrakten, fast entwirklichten und unrealisierbaren Sprachraum? Verweilt man an so einem Ort, dann ist man als Schriftsteller in Gefahr, seiner Intuitions- und Ausdrucksfähigkeit verlustig zu gehen, wohingegen beim Übersetzen der Text nicht entfliehen kann.

Ferner vermied ich, so gut es ging, deutsche Bücher zu lesen, da mit dem Lesen zwangsläufig auch das Auftauchen des Übersetzers verbunden war. Das Lesen war eine Qual. Noch qualvoller aber war es, im Anschluß daran etwas auf japanisch zu schreiben.

Dennoch sagte mir ein befreundeter Schriftsteller: „Du schreibst, als würdest du übersetzen." „Genauso ist es. Mein Ideal als Schriftsteller ist es, wie ein Übersetzer zu schreiben", schrie etwas in meinen Innern. Und dann klagte es leise: „Allerdings gibt es beim Romaneschreiben keine Textvorlage."

Nachdem ich Schriftsteller geworden war, verstrichen zehn Jahre, bis ich endlich wieder ein paar deutsche Bücher lesen konnte. Du brauchst das nicht zu übersetzen. Darüber mußt du keine Abhandlung schreiben. – Diese Zwangsvorstellungen waren verschwunden. Was für ein unbeschreibliches Glück!

Ich befand mich im zwanzigsten Jahr nach dem Abschluß meines „Übersetzerdienstes", doch waren mir die zwei Erzählungen Musils inzwischen vorausgeeilt und warteten auf mich. Der Herausgeber eines Taschenbuchverlages sagte mir, daß er die beiden Erzählungen in einer seiner Reihen herausgeben wolle. Bestürzt antwortete ich ihm: „Warten Sie! So kann die Übersetzung nicht in Druck." So bat ich ihn doch tatsächlich selbst um eine Überarbeitung der Übersetzung! Und das, nachdem ich sie zwanzig Jahre lang – wenn auch nur einem beschränkten Leserkreis – vorgesetzt hatte! Wahrscheinlich ging es mir um mein in zwanzig Jahren erworbenes Ansehen als Schriftsteller.

Es wurde ein Kampf mit „jungen Leuten", denn ich war inzwischen schon fünfzig Jahre alt. Der „ursprüngliche Übersetzer" dagegen war 31 Jahre alt, ebenso wie der Autor zur Zeit der Veröffentlichung der Erzählungen 31 Jahre alt war. Diese zwei waren im Hinblick auf die Erzählungen immer noch jung. Nur ich war alt geworden. Ferner besaß ich Selbstvertrauen durch meine Karriere als Schriftsteller. „Hier muß man so und so schreiben." – Dies sagte ich natürlich nicht dem Autor der Erzählungen, aber es war äußerst angenehm, es dem ursprünglichen Übersetzer beizubringen, gelegentlich über ihn zu lachen und gnadenlos den Korrekturstift zu zücken. Überlegenheit besaß mein gegenwärtiges Ich im Hinblick auf die Erfahrung, wohingegen der junge „ursprüngliche Übersetzer" mich mit seiner Stärke und Schärfe der Sinneswahrnehmungen oftmals in den Schatten stellte. Ich korrigierte die alte Übersetzung. Als ich danach die Korrektur sorgfältig durchlas, mußte ich feststellen, daß es nicht selten Stellen gab, an denen die alte Übersetzung bei weitem besser war – wohl oder übel mußte ich nachgeben.

Indem die Überarbeitung der Übersetzung fortschritt, ergriff mich Fünfzigjährigen erneut die Leidenschaft des Übersetzens. Sie war kein bißchen anders als vor zwanzig Jahren. Doch, sie war noch heftiger. Denn es blieb nicht bei einer Leidenschaft fürs Übersetzen, vielmehr schien hier beim Übersetzen eine andere, umfassendere Leidenschaft zutage zu treten: jene, mit der seit der Modernisierung des Landes und der Sprachre-

form vor hundert Jahren auf einem dornenreichen Weg nach einer Erneuerung und – auch wenn dies auf den ersten Blick widersprüchlich klingen mag – gleichzeitig einer Wiederherstellung der krisengeschüttelten japanischen Sprache gesucht wird. Wiederherstellung benutze ich hier in der Bedeutung „zum Ursprung zurückkehren". Die Definition des „Ursprungs" allerdings ist schwierig.

Letztendlich fiel die Überarbeitung der Übersetzung umfangreich aus. Im Dezember 1987 wurden die zwei Erzählungen dann veröffentlicht. Die Arbeit hatte an meinen Kräften gezehrt. Ich sagte mir: „Das war nun aber wirklich dein letzter Übersetzerdienst." Indessen gaben mich diese zwei Erzählungen Musils nicht frei. Acht Jahre später, im Jahre 1995, mußte ich erkennen, daß ich wegen der vor mir liegenden Korrekturfahnen der zwei Erzählungen einen harten Kampf mit mir durchstand. In Japan ist es üblich, Korrekturen, Streichungen und Ergänzungen mit einem Rotstift vorzunehmen. Beim Durchlesen der Korrekturfahnen mußte ich feststellen, daß jede Seite von roten Zeichen überquoll. Ein kleiner Verlag in Kyōto entschloß sich, die *Gesammelten Werke Musils* herauszugeben und nahm die zwei von mir übersetzten Erzählungen in diese Ausgabe auf. Als ich davon hörte, war ich bereits an die sechzig Jahre alt und hatte gerade eine schwere Krankheit hinter mir. Meine Energiereserven reichten nicht mehr aus, um mich mit den abenteuerlichen Romanen eines Genies in den Dreißigern zu beschäftigen.

Wiederholt sich jetzt alles noch einmal?

Nun, in bezug auf das Übersetztwerden sind meine Betrachtungen noch allzu ungenügend. Die Erfahrungen des Übersetztwerdens als solche sind in mir noch nicht genug gereift. Der Grund liegt darin, daß ich mich beim Lesen der Übersetzung meiner eigenen Werke nach wie vor auf der übersetzenden Seite befinde. Da ich überall die Mühen des Übersetzers spüre, komme ich mit dem Lesen nur langsam voran. Eine Erleichterung nach der anderen bei jeder Krise, die der Übersetzer überwunden hat, aber ebenso eine fortgesetzte Furcht. Es ist auch sehr hart, eine Übersetzung der eigenen Werke zu lesen. Ich frage mich dabei: Wer bin ich eigentlich? Kein Zweifel, ich bin der Autor. Der Text ist mein eigenes Werk. Aber …

Bis jetzt habe ich es nämlich noch nicht über mich gebracht, eine Übersetzung mit dem betreffenden Text aus meinem eigenen Werk zu vergleichen. Ich behaupte nicht, daß der vom Übersetzer bearbeitete Text in mir ins Schwanken gerät, aber er kehrt in den Zustand des Möglichen zurück. Dabei entdecke ich mich wieder an einem seltsamen, theoretisch unrealisierbaren Ort des Denkens, der weder einer Fremdsprache noch

der Muttersprache unterliegt. Dort werde ich von der Übersetzung angestrahlt und sehe mich und mein Werk in einem neuen Licht. Versuche ich aber, diese Erkenntnis mit Worten – natürlich auf japanisch – zu ergreifen, findet keine richtige Berührung statt.

Ich frage mich manchmal, was für ein „Text" wohl entstehen würde, wenn der Autor des Originals die Übersetzung wieder rückübersetzte. Diese Rückübersetzung ist wahrscheinlich unrealisierbar. Wagte man den Versuch, dann wäre es nichts anderes als das Schreiben eines neuen Werkes. Entstehen würde wohl ein vollkommen neues Werk.

Die schwache Selbsterkenntnis, die ich durch das Lesen der Übersetzung meiner Werke gewann, verdeutlichte mir, daß sich meine Werke in einem Zustand der ursprünglichen Möglichkeit befinden, was auch ihr Ausdruck vermittelt, der sich ebenfalls inmitten des Möglichen befindet.

Wenn der Originaltext und seine Übersetzung gegenseitig auf ihre noch nicht verwirklichten Möglichkeiten ihr Licht werfen, so entspricht das meiner Meinung nach einem Schöpfungsprozeß.

Aus dem Japanischen übersetzt von Isolde Asai

Übersetzen und übersetzt werden

Ursula Krechel

Das Unübersetzbare zuerst: Unübersetzbar sind die Vögel auf einem fremden Kontinent, Blattfiederung, Gerüche, die Gärung fauliger Kohlstrünke, die fiebrige Schlaflosigkeit nach einem durchwachten Tag, dem ein nächster durchwachsener Arbeitstag folgen wird. Ein Arbeitstag bis in die Nacht. Wer arbeitet, wartet, geht so weit in seinem Bemühen, bis er das Tor zum Zweifel an der Arbeit erreicht. Das Tor ist riesengroß, doch man muß sich bücken beim Eintreten. Die Zweifel sind so groß. Man wird demütig vor ihnen. Wer an einem Text arbeitet, ist selbst der Fehler des Textes. Er arbeitet an seinem Ausschluß. Er ist sich bewußt, so fehlerhaft, so flatterhaft, so unsicher bei jedem Schritt zu sein. Sage ich Schritt oder Schrift? Und schon ist das Schiff da, das die Wasser schneidet, das Schriftschiff des Übersetzers, der von Sprachküste zu Sprachküste seine ozeanographischen Linien zieht. Eine Kalligraphie der Annäherung, auch der Abstoßung. Annäherung: Soll ein fremdes Werk der eigenen Sprache gleichsam fugenlos eingeschrieben werden? Abstoßung: Wieviel zu bewahrende Fremdheit verträgt ein Text? Wieviel Fremdheit braucht der fremde Text in der Ankunftssprache? Hinter diesen Fragen verbirgt sich fast eine Kulturtheorie. Denn in einer mobilen, vernetzten Welt ohne die eurozentrischen Hierarchisierungen ist die Dialektik zwischen Anpassung des Fremden und Toleranz dem Fremden gegenüber eine täglich zu leistende Aufgabe. Schneeweiße Gischt, spritzende Schaumkronen. Es sind nicht Dinge, die wir wahrnehmen, es sind Laute, die an den Dingen haften. Wörter sind keine Etiketten für schon vorhandene Gegenstände, keine „Namen" für vorgegebene Dinge. Das Unübersetzbare zuerst.

Bewußt habe ich den Anfang dieses Textes mit Homophonien gespickt, mit Krächz-, Zisch- und Kehllauten, mit Rabenvögellauten, von denen ich nicht weiß, in welcher Sprache sie eine Analogie haben könnten. Schiff, Schrift, Schritt – nur winzige Bewegungen, Umstellungen, und die Sprache flimmert, gibt Rätsel auf. Nur eine winzige anagrammatische Drehung, und aus dem italienischen CHI (wer?) wird ein deutsches ICH. Ein Rufen im Walde über die Alpen hinweg: chi? ich! Wer mit der Sprache arbeitet, geht über ein weites Feld von glucksenden, gellenden, krächzenden Lauten. Ihre einzige Hierarchie ist die Wertigkeit, in der sie benutzt werden, die Rhythmisierung, die ihnen ein Text gibt, der Atem, die Balance zwischen den Lauten, die Atemwende (ein Begriff von Paul

Celan). Vertrauen auf die Laute, Zutrauen zu den Geräuschen, die die Wörter haben und machen. So ist es auch im Märchen, die Tiere sprechen, die Bäume rauschen in verständlichen Wörtern, das Bienengesumm scheint vernünftig. Wer im Deutschen „ein weites Feld" sagt, hat gleich eine literarische Konnotation eingebaut, eine doppelte Konnotation von Theodor Fontane zu Günter Grass. Der magische Mensch hört sich wie das Kind in diese Ordnung ein, ist selbst ein Teil der Ordnung, erfindet sie mit, bildet Analogien, lernt. Er lernt Zunge, Kiefer, Lippen anders zu bewegen, die Luft im Mund anders zirkulieren zu lassen, lernt vor aller Semantik, lernt jenseits der Semantik. Sprachmusik, Sprachmelodie. Sprachmagie. Ich erinnere mich an meinen ersten Aufenthalt in Japan. Der erste Laut, der mir auffiel, der immer wieder vorkam, der bedeutungsvoll, mit gerunzelter Stirn ausgesprochen wurde, hieß „anō". Das offene O am Ende ließ viel erwarten, das noch keine Sprache hatte. Der Laut schien mir ein erstes Schlüsselwort zu sein, eine hoffnungsvolle Öffnung mit einem Code. Aber nein, aber nein, wurde ich belehrt, diese Lautverbindung entspräche dem deutschen „Äh", einer Dehnung, Versprechen auf späteren Sinn, der durch den nicht offenkundigen Unsinn vorbereitend verzögert wird. Man zöge damit die Aufmerksamkeit des Zuhörers an.

Unübersetzbar ist auch die Anstrengung, die das Übersetzbare glättet, illusionär macht, als sei es nie übersetzt worden von hier nach dort mit der winzigen Abweichung, so daß HIER und DORT in der anderen Sprache sich überlappen. Das Knattern der Hubschrauber am Sonntagnachmittag scheint mir übersetzbar zu sein, auch das Laserlicht, das am Abend die Hochhäuser abtastet mit großräumigen Wischbewegungen *gültig für alle Länder der Welt*, wie es früher in deutschen Pässen stand. Die hierarchisierten Sachbeziehungen schienen mir übersetzbar, bis meine italienische Freundin sich in diesem Sommer Sandalen kaufte, solche mit zwei Bändern, die zwischen dem großen Zeh und dem nächsten Zeh an der Sohle befestigt werden. Meine umständliche Beschreibung kommt zustande, weil das Deutsche kein Wort für *zōri*, diesen Gegenstand des japanischen Alltagslebens, hat. Meine italienische Freundin wunderte sich darüber, denn das Italienische hat einen Begriff: *sandale infradito*. Das Unübersetzbare zuerst, das Tasten, das Erfühlen von Valeurs. Übersetzbar ist die Liebe zu einem Text, die Neigung, ihn in die eigene Sprache herüberzuholen. Übersetzbar ist das Hybride des Sprachempfindens – an der Schwelle zur Unübersetzbarkeit.

Daß ein aktivischer Zustand und ein passivischer Zustand sich verschränken, verknäulen in einer einzigen Person, ist rar. Lieben heißt nur in Ausnahmefällen, in raren Glücksmomenten, auch geliebt werden. Gefressen werden setzt nicht unmittelbar das Fressen voraus. Der klassische

Übersetzer wird nicht übersetzt, bei ihm werden Anleihen gemacht, sein Name wird häufig genug verschwiegen, als sei ein Text selbständig von einer Sprache an die Küste einer anderen Sprache geschwommen, ohne Nautik, ohne lexikalische Hilfsmittel, ohne eine durchnäßte Handschrift. Immer wieder haben literarische Autoren übersetzt, sind der Stimmführung anderer Autoren in Geschichte und Gegenwart nachgereist, haben Texte neu gelesen oder in einer ersten Lektüre ihrer Muttersprache übereignet, sie in den Kanon eingefügt. Dabei haben sie ihre Sprach-Autorität einem fremdsprachlichen Autor verliehen. Man kann mit D. E. Sattler von einer „dichterischen Rezeption" sprechen. Meine winzigen Bemühungen um Anne Sexton und Jacques Roubaud sind nur Beginne, Anwendungen, Gaben im Kulturtransfer, Übersetzungsproben. Der übersetzende Autor stellt sich im Abendland in die Mönchstradition des Neuschreibens von heiligen Texten, des treuen Überlieferns und Weitergebens. Das Bild des Übersetzers ist einigermaßen klar definiert. Er hat sich einen stillen Beruf gewählt, vermittelt zwischen Kulturen und Sprachebenen. Selbstlosigkeit ist diesem Berufsbild eingeschrieben. Sein Kenntnisreichtum verbirgt sich in leisen Entscheidungen, die nur in Ausnahmefällen fußnotenträchtig werden. Sie werden auch viel zu selten kritisiert oder gelobt. Der Autor, der übersetzt, tut dies mit programmatischer Geste. Er gießt die Wurzeln, aus denen heraus er schreibt. Seine phylogenetische Wachsamkeit verschränkt das eigene Schreiben mit der Aneignung des fremden Textes – was nichts über die zu leistende philologische Genauigkeit sagt.

Am auffälligsten ist, daß die epischen Autoren in dieser Tradition keine Rolle spielen. Die großen Textmassen, die sie zu bewältigen haben, ihr Drang, Systeme zu bilden, fiktionale Höhlen mit Wirklichkeitsanspruch, schließt die Systeme anderer Autoren aus. Man könnte den Verdacht äußern, daß epische Autoren sich auch gegenseitig seltener lesen. Der Zugriff dramatischer Autoren auf fremde Texte ist eher ein stofflicher, ein operativer. Das gegebene Werk wird Vorlage oder Steinbruch. Ein Text wird nicht trans-skribiert, er wird trans-formiert, eine Aneignung findet statt, der Text wird in einen neuen Kontext gestellt, der ihn auflöst, verändert, vielleicht ganz und gar auf den Kopf stellt. Goethes *Torquato Tasso*, der 1790 in endgültiger Form erschien, erkundet den Spiel- und Denkraum des Dichters im höfischen Raum. Hugo von Hofmannsthal hat in seiner „Unterhaltung über den Tasso" darauf reagiert, und Carl Sternheim hat in seiner Polemik „Tasso oder Kunst des Juste Milieu" einen weiteren Bezugspunkt geschaffen. Dies ist nur ein Beispiel. Die Stücke, die die Theatergeschichte überlebt haben mit ihrer robusten Konflikthaftigkeit, ziehen Dramatiker an. Es reizt die Vorstellung, große Zeitdistanzen und soziale Formationen überwinden zu können. Neu-Schrei-

ben, Anpassen an andere Gegebenheiten, Vorstellungen vom Raum und Menschen heißt nicht: den Text neu übersetzen. Eher die Tradition der Sehweise versetzen. Aus dem starken Zugriff wird manchmal ein Sich-Vergreifen. Vorwiegend haben Dichter andere Dichter übersetzt, die Vorstellung von einem poetischen Kosmos spielt dabei eine Rolle. Hinzu kommt: die Textmengen sind entschieden überschaubarer, der Übersetzer von Dichtung weiß von Anfang an, dies ist kein Brotberuf, das Brot muß anderswo vom Himmel fallen oder zusammengekrümelt werden. Wenn ein gegenwärtiger Lyriker das Gedicht eines anderen Lyrikers übersetzt, ist dies häufig eine Geste der Freundschaft, eine Abbreviatur des (vorausgesetzten) Verständnisses füreinander. Die Fremdheit schmilzt, sie ist physisch aufgehoben. Der Text entsteht neu. Eine tangentiale Berührung zwischen Original und Übersetzung. Die Berührung ist nur ein Hauch, kein Klammergriff. Doch sind weder viele Dichter in der Lage, eine andere Sprache so zu „beherrschen", daß der Transfer möglich ist, noch ist die Texttreue ein absoluter Wert, der nicht von jeder Zeile wieder in Frage gestellt werden muß. Friedrich Hölderlin hat mit seiner großen Pindar-Übertragung in der deutschen Literatur erstmals das Fremde, den Einbruch des radikal ernstgenommenen Fremden, in der Ankunftssprache reflektiert. Er schreibt im Brief an Casimir Ulrich Böhlendorff vom 4. Dezember 1801: „Ich habe lange daran laborirt und weiß nun daß außer dem, was bei den Griechen und uns das Höchste seyn muß, nemlich dem lebendigen Verhältniß und Geschik, wir nicht wohl etwas *gleich* mit ihnen haben dürfen. Aber das eigene muß so gut gelernt seyn wie das Fremde. Deßwegen sind uns die Griechen unentbehrlich." Was Hölderlin in seiner Übersetzungsarbeit tut, ist revolutionär in der deutschen Dichtung – und wurde kaum verstanden und gewürdigt. Er zieht Pindar nicht hinüber zum Leser, er stößt den Leser in die griechische Fremdheit. Sein Dichten bleibt einen Spalt weit offen, der Untergrund ist immer sichtbar, hörbar. Er versucht, griechisch zu denken, bis in die syntaktischen Fügungen schmiegt er sich dem Original an. Seine Annäherung an das Fremde ist gleichzeitig der Versuch, sich aus der deutschen Misere zu retten, Wunsch und Erfindung einer Doppelexistenz: auf deutsch griechisch zu dichten.

Paul Celan hat neben seiner dichterischen Arbeit ein großes Übersetzungswerk vorgelegt, das erst 1997 in seiner ganzen Breite durch eine Ausstellung im Deutschen Literaturarchiv in Marbach gewürdigt worden ist. Er hat mit seiner Übersetzungen von Arthur Rimbaud, von Ossip Mandelstam, Sergej Jessenin, Alexander Block, Paul Valéry, René Char, Emily Dickinson den Deutschen ein Geschenk gemacht, dessen Tragweite sie kaum geachtet haben. Die Mehrsprachigkeit, mit der ihn seine ostjüdische Heimatstadt Czernowitz ausgestattet hatte, erweiterte er zu

einer multiplen Sprachmächtigkeit. Schon der 21jährige hatte übersetzt, er nahm in das Arbeitslager Tabăreşti ein kleines Notizbuch mit, auf dessen erster Seite in Reinschrift das 57. Sonett von William Shakespeare eingetragen war. Lebenslang begleiteten ihn die Übersetzungsprojekte. Übersetzen und Dichten verliefen in parallelen Schüben, auch bei Lesungen hat Celan neben seinen Gedichten auch die anderer Autoren in seiner Übersetzung vorgestellt. Nicht nur das Abschneiden aller Traditionen der Moderne durch den deutschen Faschismus, auch der herrschende Kulturkonservatismus der fünfziger Jahre hinderte die fließenden Übergänge, den Austausch des poetischen Reichtums. In der „Sprache der Mörder", wie Celan das Deutsche nach Auschwitz nennen mußte, wurde dann nach und nach ein Korpus von Texten lesbar, die Bestand haben, die Gabe des Opfers an die Nachkommen der Täter.

Übersetzt zu werden ist eine Angstlust. Ein Brief ist gekommen, ein Hinweis des Verlages, daß etwas entsteht irgendwo in der Welt. Oder eine winzige Zeitschrift hat sich für einen Zyklus von Gedichten entschieden, grüßt herzlich und finanziell ausgeblutet. Ich grüße die Idealisten zurück. Wüßte ich nicht, daß der Übersetzer, die Übersetzerin am Rande der Selbstausbeutung balanciert wie ich auch, wüßte ich nicht, daß es einen Hochmut unbezahlbarer, langwieriger, kenntnisreicher Arbeit gibt, man müßte einschreiten. Doch der große Fundus der Potentialität des Übersetzenswürdigen reizt auch, zieht Hasardeure und Marodeure und leidenschaftliche Liebhaber des Wortes an. Angstlust. Etwas löst sich ab. Etwas von mir wird verfügbar in einer fremden Sprache, an der ich keinen Anteil habe. Mein Name steht über einem Text, den ich nicht einmal entziffern kann. Als Iwabuchi Tatsuji mein Stück *Erika* ins Japanische übertrug, herrschte eine große Stille über der eurasischen Landmasse. Funkstille. Ich fühlte mich vollkommen gefangen in der Passivität, nicht Auskunft geben zu müssen über dieses und jenes Detail des Stückes, nicht über seine sprachliche Struktur, seine Situierung. Ich bekam ein Textbuch, das ich nicht lesen konnte, das von mir nicht wertgeschätzt werden konnte. Dann traf ich Iwabuchi Tatsuji, las in seinem heiteren, scharf geschnittenen Fuchsgesicht und hatte Vertrauen in den Text, den er übertragen hatte. Erst die Inszenierung in Tōkyō verschärfte die Fragestellungen: Ist die soziale Situation einer jungen Frau, die ihren Mann verläßt, in Deutschland und Japan überhaupt vergleichbar? Ist die zur Entstehungszeit des Stückes – 1972 – noch illegale Abtreibungssituation japanischen Zuschauern verständlich? Plötzlich taucht man tief in soziale Tatbestände, spürt die Differenzen in beiden Ländern, tastet nach den Vorstellungen von Liebe, Sexualität, Menschenwürde. In solcher Schärfe hatten sich die Fragen bei der norwegischen, schwedischen, holländischen Übersetzung, die gleich nach Erscheinen des Stückes herauskamen, nicht gestellt. An einer

Stelle in dem Stück liest die Mutter der Hauptfigur, auf die Tochter wartend, eine Zeitschrift. Die Regisseurin war unsicher, ob es eine deutsche oder japanische Zeitschrift sein sollte. Und wie die deutsche beschaffen? Gemeinsam entschieden wir, es sollte in dieser Inszenierung eine japanische sein. Fugenlos war das Stück ohnehin nicht zu übertragen. An der Übertragbarkeit der menschlichen Tragödie, der latenten Gewalt in dieser Mutter-Tochter-Beziehung, bestand kein Zweifel.

„… wenn Sie nicht so verteufelt schwer zu übersetzen wären! Gerade was Ihre Texte meines Erachtens unter anderem auszeichnet, nämlich die dichterische Neubelebung der Sprache durch Verfremdung, Wörtlichnehmen, überraschende Bilder und Verbindungen aus dem verkrusteten und schal und unwirksam gewordenen Sprachgut – gerade das sperrt sich hartnäckig gegen die Übersetzung. Ich will es aber trotzdem weiter versuchen …", schrieb Reinhold Grimm, der Gedichte von mir ins Amerikanische übertragen hat. Auch João Barrento, der portugiesische Übersetzer, der meinen Zyklus *Außerst innen* übersetzt hat, begann seine Arbeit mit einem Vulkanausbruch von Stoßseufzern: „Ich hielt bisher Lyrik für übersetzbar, und zwar sowohl im Geist als auch im Buchstaben nachvollziehbar … Ist diese skurrile, surreale Welt, diese Manifestation der Sprache, die einen zur Verzweiflung bringt, überhaupt in einer anderen Sprache ‚machbar'? Machbar ja, übersetzbar im engeren Sinne nicht. Deshalb glaube ich, ich muß mir diesmal mehr Freiheit nehmen, als ich für zulässig erachte, um die Wirkung etwa von ‚Schwärze, Schwarten, Schwarzwurzelstränge / schadhafte Dielen, schwatzhafte Frauen' in meiner Sprache zu evozieren. Als Leser kann ich ja Ihre köstlichen Ambivalenzen, Perversitäten und Skurrilitäten genießen, aber der arme Übersetzer! Er muß zum ersten Mal zugeben: wie gut, daß der Autor noch da ist!" Ich ermutigte den Übersetzer; seine halb komische Verzweiflung rührte. Natürlich, schrieb ich ihm zurück, brauche er für eine Zeile wie „Schwärze, Schwarten, Schwarzwurzelstränge" alle Freiheit der Welt, es müsse nur gut klingen, und die starke Rhythmisierung müsse gewahrt bleiben. Und versuchte zu erklären, daß es mir in diesen Zeilen eher auf eine ländliche, altmodische Konnotation als auf Wortwörtlichkeit ankäme, daß ich an Speckschwarten gedacht habe. Denn „Schwarte" kann im Deutschen auch – im übertragenen Sinn – ein dickes Buch genannt werden. Ich erklärte, daß Schwarzwurzeln ein Gemüse seien, längliche dunkle Stangen. Man nennt das Gemüse den Spargel der armen Leute. Nicht Speck, sondern der Rand des Specks, die Schwarte, und dieses Gemüse ergäben also ein karges Armeleute-Essen – es ist eine Erfindung von mir, ich weiß von einem solchen Essen nichts. Auch mit Jerry Chapple, dem kanadischen Übersetzer, und Maryse Staiber, einer französischen Übersetzerin, gibt es lange Korrespondenzen, Wörterlisten, die hin- und hergeschickt

worden sind. Maryse Staiber war aufgefallen, daß das Gedicht „Dies kleine Haus hätte ein Zelt werden können" anfangs ohne Subjekt auskommt. „Weiß überhaupt nicht mehr, wo Wege Brücken / Wälder, in denen wir verwandt sein müßten", heißen die ersten beiden Zeilen. Die erste Verbform kann sowohl die 1. Person und 3. Person Singular meinen, sie sind im Deutschen gleich, im Französischen nicht – also war eine Übersetzer-Entscheidung zu fällen. Ja, schrieb ich ihr, in diesem Gedicht fehlt das Ich, ein Wir ist da, ein Du, das Ich ist auf der Suche nach einem Haus, einem Zelt, einem Zuhause vollkommen verloren gegangen. Es könnte heißen: Ich weiß überhaupt nicht mehr, wo Wege, Brücken … Und ebenso könnte es heißen: Ich weiß überhaupt nicht mehr vor Wissen … Ohne Ich ist der Satz eher ein Stakkato, eine Anspielung auf den Telegrammstil, in dem auch häufig das Personalpronomen fehlt. Bis auf ein paar Kommata fehlen die Satzzeichen in diesem Gedicht, es muß eine panikartige Raschheit haben. Wenn Sie die Wahl haben zwischen kürzeren und längeren Wörtern, wählen Sie in diesem Fall die knappsten, schrieb ich weiter. Das Gedicht handelt einerseits von der Suche nach einem Du (im Wald), dem Wunsch nach einer Vereinigung im Wir, und andererseits hat es sehr viele Bilder aus dem Jagdleben: das Rehfell, die Jäger, die Decke, die Panik, die Angst. Daß das abgezogene Fell und das rohe Fleisch zusammengehören, doch schon getrennt sind, wie ich und du und wir nicht mehr zusammenkommen, wird in diesem Gedicht bis in die Wendungen hinein erprobt. (Wenn ich mich so interpretieren darf.) Zum Jagen tragen: eine Redensart aus der Jägersprache. Man sagt: das ist ein Hund, den man zum Jagen tragen muß. Das heißt: ein ziemlich fauler Hund, der nicht einmal tut, was ihm Spaß macht. Ich habe diese Wendung natürlich wegen der gleichen, grellen, hellen Vokale gewählt. Jagen tragen, das ist wie „Alarm, Alarm". Wie man das auf Französisch machen kann, weiß ich auch nicht. – So weit das Selbstzitat.

Der Übersetzer, die Übersetzerin möchte den „auktorialen" Verstehenshorizont erweitern – und erklärt gleichzeitig, welche Bedeutungshöfe in seiner Sprache nicht verfügbar sind, welche neuen Bezüge sich öffnen. Manchmal sind solche Arbeiten am Text nächtliche Fax-Exzesse hin und her zwischen den Ländern und den stillen Arbeitsstuben geworden. Nicht nur, daß die Übersetzer mir Verborgenes in einem Text entdekken. Sie zwingen mich auch dazu, in eine andere Zeitdimension meines Schreiblebens einzutreten. Derjenige, der schreibt, ist nicht der gleiche, der geschrieben hat. Um Platz für einen neuen Text zu machen, muß der, der schreibt, den schon geschriebenen Text vergessen. Und vergißt auch die biographischen Umstände, den Anlaß des Textes. Die Spaltung zwischen dem Schreibenden und dem, der geschrieben hat, ist eine psychische Notwendigkeit. Der, der geschrieben hat, verlöre sich in einem

einzigen Text, wäre sein eigenes Schreibmuseum geworden, befreite er sich nicht von seinem Wissen, um sich für einen anderen, neuen Text freizumachen. Die Mitwisserschaft preiszugeben oder sie rekonstruieren, kann ein notwendiger Akt sein. Zum Beispiel einem Übersetzer gegenüber, der das Gedicht hinüberholt aus der Ursprungssprache, müssen solche Aufschlüsse, partielle Öffnungen des längst Verschlossenen, gewährt werden, um den Wörterhorizont des Schreibenden besser verstehen zu können. Das Publikum möchte den Blick in die unaufgeräumte Werkstatt, in der die noch warmen Späne liegen. Warum haben Sie das geschrieben? fragen Leser. Warum haben Sie das so geschrieben? fragt der Übersetzer, der ein besonderer Leser ist. Der Leser hat keinen Anspruch auf die Sekundär-Erklärungen des Autors. Der spezifische Leser, der an einer Übersetzung arbeitet, hat recht, wenn er um Hilfe bei der Aufschlüsselung ihm unklarer Stellen bittet. Manchmal kann ihm geholfen werden. Während ich dies schrieb, merkte ich, wie mir das Personalpronomen entglitt, wie fremd mir die in den Vordergrund des Sprechens gerückte erste Person Singular erschien. Eine Figur, die sich leicht erschöpft und von der Redefigur „der Autor" abgelöst wird.

Der Übersetzer lenkt durch sein Wissenwollen die Aufmerksamkeit des Autors. Was der Übersetzer gibt, ist auch ein Geschenk, das ich manchmal nicht wirklich achten kann, weil ich seine Sprache zu wenig oder überhaupt nicht beherrsche. Manchmal trifft ein Strahl der Überlegung auch mitten in eine neue Schreibbewegung und belebt sie, behaucht sie. Hätte ich nicht an der englischen Wendung „every night I leave the bed" für „jede Nacht stehe ich auf" herumgenörgelt, wäre mir nie aufgefallen, daß im Deutschen „aufstehen" außer der Bedeutung „das Bett verlassen" die Bedeutung hat „aufstehen gegen". Ein Aufstand, eine Revolution ist in dem zusammengesetzten Wort mit enthalten. Es gibt Topoi, die ich mit allen Übersetzern immer wieder berühre. Fragen des Rhythmus: Manchmal ist eine Zeile zweifellos richtig, aber sie hat ärgerlicherweise eine Silbe zuviel in der Übersetzung. Homophonien, Alliterationen: hier ist der Übersetzer gefragt. Er gibt, was seine Sprache hergibt, dazugibt. Enjambements: die doppelten Bezüge gehen leider meistens verloren. Worterfindungen durch zusammengesetzte Substantive: ich nutze gerne die Möglichkeit, die das Deutsche bietet, Substantive miteinander zu verkoppeln, um den ursprünglichen Sinn changieren zu lassen. In der portugiesischen Übersetzung war es das Wort „Fensterkreuzzeichen", das viel Überlegung brauchte. Es gibt die Eindeutigkeit des „Fensterkreuzes" für das zweiflüglige Fenster, und es gibt den Begriff des Kreuzzeichens aus der Sphäre der Religionsausübung. Die Koppelung mythisiert den ersten Begriff, ernüchtert, abstrahiert den zweiten.

Wenn bis jetzt vorwiegend vom Übersetzer, der Übersetzerin die Rede war, die den Kontakt zu der Autorin suchen, so gibt es auch die Gegenbewegung, den Übersetzer, die Übersetzerin, die in ihrer Sprache so weit gehen wollen, wie sie können, die den Autor nicht behelligen wollen mit ihrer muttersprachlichen Sprachnot. Diese Haltung ist zu akzeptieren, und der Text, der entsteht, ist eine Überraschung. Wer schreibt, denkt nicht an die spätere Mühsal des zu Übersetzenden. Er schreibt den Text – und kann sich nicht entschuldigen für seinen Schwierigkeitsgrad. Er kann sich überhaupt nicht entschuldigen. Der Text hat keinen Raum für Verbeugungen, die Uhren ticken, die Wolken ziehen, alles, was offen war während des Schreibprozesses, ist wieder geschlossen. Der, der den Text geschrieben hat, ist eine Person, die vorübergegangen ist. Passé. Finito. In der Europäischen Gemeinschaft haben wir es im augenblicklichen Stand der Entwicklung mit neun offiziellen Sprachen und vierzig Regionalsprachen zu tun. Regionalsprachen, die zum Teil eine große Bedeutung haben. So sprechen mehr Menschen Katalanisch als Dänisch, aber das Katalanische ist im Gegensatz zum Dänischen keine Staatssprache. Jedes Dokument der Europäischen Gemeinschaft muß in jeder ihrer Sprachen ein Original sein. Doch wie der Computerausdruck das Originalmanuskript, das Typoskript zum Verschwinden bringt, so wird es in den multilateralen Verträgen keine Originalsprache mehr geben. Doch hat jeder Bürger das Recht, sich in seiner Sprache an die EG-Behörden zu wenden – und Antwort in seiner Sprache zu bekommen. Kenner sprechen davon, daß diese Antwort-Texte keiner lebendigen Sprache entsprechen, eher eine Kunstsprache aus dem jeweiligen Wortschatz der angefragten Sprache bilden, mit anderen Worten: ein schier unlesbares Kauderwelsch, Gehversuche, Spreizschritte am Übersetzungscomputer. Der literarische Text wird nie diese automatisierte Übertragung vertragen, er braucht die Handschrift des Übersetzers, das Menschenrecht des Anderen in der Übersetzung, die Entscheidung für oder gegen ein einziges Wort, den Zugriff. Er braucht, wie es in der Wirtschaft heißt, den Faktor Mensch. Wie erkennt man, ein Buch oder auch ein Drehbuch aufschlagend, die Herkunft des Textes? Will sie erkennbar sein? Wie erkennt ein Kind eine Fremdsprache, die es nicht versteht? In der progressiven Vorschulerziehung ist dieses Erkennen eine zu leistende Aufgabe – ebenso wie die Betrachtung des nächtlichen Sternenhimmels.

> Oharu: Ah, junger Mann, Moment! Komm mit! Genießen wir uns! Komm mit!
> Mann *weitergehend*: Was willst du, altes Weib!
> Oharu: Ah, junger Mann, junger Mann! Genießen wir uns! Junger Mann –

Dieser winzige Dialogfetzen aus Mizoguchi Kenjis Film *Saikaku ichidai onna* [Das Leben der Frau Oharu] hat für mich eine solche Fokussierung auf das Fremde. Vielleicht liegt es zum einen am Verb „genießen", das im Deutschen nicht unmittelbar auf Sexualität zu beziehen ist, protestantische Schuldgefühle stehen hinderlich im Wege – und zum zweiten an der schneidenden Ablehnung, die die offenbarende Einladung der Frau erfährt. Der Schnitt nach diesem Dialog, im Deutschen würde vermutlich eine verbale verunglimpfende Abwehr der Frau folgen, scheint ins Fremde zu weisen, in die japanische Kultur, die sich im Schweigen verschließt. Ein glücklicher Nachmittag in einem Übersetzer-Seminar. Alle hatten übersetzt, aber der Gegenstand hielt den kulturellen, den architektonischen Vorstellungen nicht stand. Es ist ein Balkon, sagte die Italienerin. Es könnte ein Altan sein, der Däne. Eine Loggia. Es muß eine Veranda sein, sagte der Amerikaner. Oder war es ein Alkoven? fragte die Japanerin. Eine überdachte Terrasse, das ist es. Der Litauer hatte das letzte Wort. Eine universale Interlinearversion. Fließende Texte, flüssige Bewegungen, strukturelle Katarakte.

Auswahlbibliographie

deutscher, englischer und französischer Publikationen zum Thema Übersetzen Japanisch-Deutsch / Englisch / Französisch-Japanisch

Kompiliert von Richmod Bollinger

Abe, Yasuyuki (1977): Unübersetzbare Ausdrücke. In: *Protokoll: 2. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 14.–18. März 1977*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 33–37.

Ackroyd, Joyce (1964): Can Japanese Be Translated? In: *Orient-West* 9, 5, S. 67–72.

Ammon, Rainer V. und Rüdiger Wessoly (1984): Das Evaluationskonzept des automatischen Übersetzungsprojekts SUSY-DJT (Deutsch-Japanische Titelübersetzung), I. In: *Multilingua: Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 3, 4, S. 189–195.

Ammon, Rainer V. und Rüdiger Wessoly (1985): Das Evaluationskonzept des automatischen Übersetzungsprojekts SUSY-DJT (Deutsche-Japanische Titelübersetzung), II. In: *Multilingua: Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 4, 1, S. 27–33.

Ammon, Rainer V. und Rüdiger Wessoly (1986): Evaluierungsergebnisse zur automatischen deutsch-japanischen Titelübersetzung SUSY-DJT. In: *Multilingua: Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 5, 1, S. 21–29.

Aoyama, Tomoko und Judy Wakabayashi (1999): Where parody meets translation. In: *Japan Forum* 11, 2, S. 217–230.

Araki, James T. (1973): Problems of Genre and Translation: Sharebon and Kokkeibon. In: The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 389–395.

Araki, James T. (1976): Japanese Literature: the Practice of Transfer. In: *Monumenta Nipponica* 31, 1, S. 78–85.

Arntzen, Sonja (1993): Getting at the Language of „The Tale of Genji". In: Kamens, Edward (Hg.): *Approaches to Teaching Murasaki Shikibu's „The Tale of Genji"*. New York: Modern Language Association of America, S. 31–40.

BENOUSSAN, Albert u.a. (Hg.) (1991): *Septièmes Assises de la traduction littéraire (Arles 1990): retraduire Dickens et Proust, domaine japonais, la formation du traducteur littéraire*. Arles: ATLAS, Actes sud.

BESTER, John (1997): *Essential Japanese: A Translator's Perspective*. Tōkyō: Kodansha International.

BOND, Francis und OGURA Kentarō (1998): Reference in Japanese-English Machine Translation. In: *Machine Translation* (Pittsburgh) 13, 2/3, S. 107–134.

BONNEAU, Georges (1938): Le problème de la poésie japonaise: technique et traduction. In: *Monumenta Nipponica* 1, S. 20–41.

BONNEAU, Georges (1938): *Le problème de la poésie japonaise: technique et traduction*. Paris: P. Geuthner.

BRANDON, James R. (1973): Translating Kabuki for English performance. In: The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 400–405.

BRANNEN, Noah S. und SAWANOBORI Haruhito (1988): *Kinōteki hon'yaku no susume: Functional approach to translation*. Tōkyō: Baberu Puresu.

CARBONELL, Jaime u.a. (1992): *JTEC panel on machine translation in Japan: final report*. Baltimore: Loyola College in Maryland; Springfield: Distributed by the U.S. Department of Commerce, National Technical Information Service.

CHAMBERS, Anthony H. (1991): Recognizing and translating covert irony in Japanese literature. In: BOSCARO, Adriana, Franco GATTI und Massimo RAVERI (Hg.): *Rethinking Japan. Volume I: Literature, Visual Arts and Linguistics*. Sandgate, Folkestone, Kent: Japan Library, S. 116–120.

CHO, Seung-bog (1973): Some linguistic problems in the translation of Japanese. In: The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 406–415.

COPELAND, Rebecca L. (1997): Translators Are Actors: Yakusha wa yakusha. In: HEINRICH, Amy Vladeck (Hg.): *Currents in Japanese Culture*. New York: Columbia University Press, S. 425–437.

DANLY, Robert Lyons (1982): Translating Local Color. In: *Translation Review* 10, S. 20–26.

DANLY, Robert Lyons (1991): Can Japanese literature be translated? In: BOSCARO, Adriana, Franco GATTI und Massimo RAVERI (Hg.): *Rethinking Japan. Volume I: Literature, Visual Arts and Linguistics.* Sandgate, Folkestone, Kent: Japan Library, S. 63–68.

DE GEEST, Dirk (1992): The Notion of „System": Its Theoretical Importance and its Methodological Implications for a Functionalist Translation Theory. In: KITTEL, Harald (Hg.): *Geschichte, System, literarische Übersetzung / Histories, Systems, Literary Translations.* Berlin: Erich Schmidt, S. 32–45.

Devide, Vladimir (1995): Comparing Translations of Basho's Haiku „Kare Eda Ni". In: *Studia Mystica* 16, 1, S. 221–232.

Dombrady, Geza S. (1985): „Hana no iro wa …": Bemerkungen zur Lyrik von Karl Florenz. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 137, S. 19–28.

Drake, Chris (1990): On Translating Japanese Poetry and Poetic Prose. In: *Proceedings of the First International Japanese-English Translation Conference, May 26–27, 1990 in Hakone*. Tōkyō: First IJET Conference Committee, S. 1–25.

Ezawa, Kennosuke (1982): Grammatik und Übersetzung – Zum Sprachstudium Tsugio Sekiguchis. In: *Protokoll: 7. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 8–10.

Ezawa, Kennosuke und Ōkoma Seiichi (1987): Neue Technologie und die japanisch-deutsche Kommunikation. In: Albrecht, J. (Hg.): *Translation und interkulturelle Kommunikation*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, S. 247–263.

Forth, Steven, Eric Selland und Harold Wright (1991): Poetry (Panel Discussion). In: *Proceedings of the Second International Japanese-English Translation Conference, 21–23 June 1991, in San Francisco*. Berkeley: The IJET-2 Conference Committee, S. 20–24.

Fowler, Edward (1992): Rendering Words, Traversing Cultures: On the Art and Politics of Translating Modern Japanese Fiction. In: *The Journal of Japanese Studies* 18, 1, S. 1–44.

Frank, Armin Paul u.a. (Hg.) (1993): *Übersetzen, verstehen, Brücken bauen: Geisteswissenschaftliches und literarisches Übersetzen im internationalen Kulturaustausch*. Berlin: Erich Schmidt.

Fujii, Akio (1988): News Translation in Japan. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 32–37.

Fung, Pascale Ngan (1997): Using Word Signature Features for Terminology Translation from Large Corpora. Dissertation, Columbia University.

Fung, Pascale und Kathleen McKeown (1997): A Technical Word and Term Translation Aid Using Noisy Parallel Corpora across Language Groups. In: *Machine Translation* (Pittsburgh) 12, 1/2, S. 53–87.

Furukawa, Takao (1997): Translating „To Pile Like Thunder to It's Close" into Japanese. In: *Emily Dickinson Journal* 6, 2, S. 177–181.

Gates, Donna, Dawn Haberlach, Todd Kaufmann u.a. (1989): Lexicons. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 4, 1, S. 67–112.

Gates, Donna, Takeda Kōichi, Mitamura Teruko u.a. (1989): Analysis and Generation Grammars. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 4, 1, S. 53–66.

GERR, Stanley (1944): *Scientific and technical Japanese: a study of its efficiency as a means of communication, with an analysis of the Japanese technical vocabulary and practical suggestions for translators.* New York (ohne Verlagsangabe).

GILE, Daniel (1985): La Logique du japonais et la traduction des textes non-littéraires. In: *Babel: Revue Internationale de la Traduction / International Journal of Translation* 31, 2, S. 86–93.

GILE, Daniel (1988): L'Enseignement de la traduction japonais-français: Une Formation à l'analyse. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 13–21.

GILE, Daniel (1988): Observations sur l'enrichissement lexical dans la progression vers un japonais „langue passive" pour l'interprétation de conférence. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal*, 33, 1, S. 79–89.

GILE, Daniel (Hg.) (1988): Traduction et interprétation au Japon / Translation and Interpretation in Japan. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1.

GILE, Daniel (1992): La Transformation lexicale comme indicateur de l'analyse dans l'enseignement de la traduction du japonais. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 37, 3, S. 397–407.

GOODMAN, Kenneth und Sergei NIRENBURG (Hg.) (1991): *The KBMT project: a case study in knowledge-based machine translation*. San Mateo: Morgan Kaufmann Publishers.

GREATREX, Roger (1990): Japanese Machine Translation in the 1990s: The European User's Perspective. In: MÖNCH, D., U. WATTENBERG und T. GRAF BROCKDORFF (Hg.): *Japanese lnformation in Science, Technology and Commerce: Proceedings of the 2nd International Conference held by Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung in co-operation with Japanisch Deutsches Zentrum Berlin Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz on 23–25 October 1989, in Berlin (West)*. Amsterdam: IOS Press, S. 456–471.

GÜLBERG, Nils (1992): „Japanische Kirschblüten duften nicht": Betrachtungen zu einem Übersetzungs- bzw. Interpretationsproblem japanischer Lyrik. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 12, S. 95–106.

GUTT, Ernst August (1996): Implicit Information in Literary Translation: A Relevance Theoretic Perspective. In: *Target* 8, 2, S. 239–256.

HAMADA, Kengi (1973): On translating Japanese poetry. The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 422–425.

HARA, Fujiko (1988): Understanding the Silent Culture of the Japanese. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 22–24.

HARCOURT, Geraldine (1992a): Putting Words in the Author's Mouth: Annotating Within the Text. In: *Proceedings of the Third International Japanese-English Translation Conference, May 21–24, 1992 in Fuji-Yoshida*. Tōkyō: The IJET-3 Conference Committee, S. 43–51.

HARCOURT, Geraldine (1992b): Putting Words in the Author's Mouth: Supplying Cultural Background in Translations of Contemporary Japanese Fiction. In: LOSA, Edith F. (Hg.): *Frontiers: Proceedings of the 33rd Annual Conference of the American Translators Association*. Medford: Learned Information, S. 27–34.

HARKER, Jaime (1999): Contemporary Japanese Fiction and „Middlebrow" Translation Strategies: The Case of Banana Yoshimoto's „Kitchen". In: *Translator: Studies in Intercultural Communication* 5, 1, S. 27–44.

HASEGAWA, Kiyoshi (1972): Techniques in Translating Japanese Literature into English, II: On the Translation of Yasunari Kawabata's Three Very Short Stories. In: *Ochanomizu University Studies* (Tokyo) 25, 2, S. 21–48.

HASUMI, Yōko (1991): Difference of Expressions on the Same Information. In: *Keiryo Kokugogaku Mathematical Linguistics* 18, 3, S. 136–145.

HAYASHI, Akiko (1990): Das Ko-so-a-System und seine deutschen Entsprechungen: Eine Untersuchung anhand der japanischen Übersetzungen von zwei deutschen Novellen. In: *Linguistic Circle* (Tsukuba working papers in linguistics, 9). Tsukuba: Tsukuba University, S. 65–78.

HAYASHI, Akiko (1991): Charakteristika der japanischen Demonstrativa auf der Textebene im Kontrast zum Deutschen. In: BACHMAYER, Eva, Wolfgang HERBERT und Sepp LINHART (Hg.): *Japan von Aids bis Zen: Referate des achten Japanologentages vom 26. bis 28. September 1990 in Wien* (Beiträge zur Japanologie, 29). Wien: Institut für Japanologie, Universität Wien, S. 92–100.

HAYASHI, Akiko (1993): *Japanische Demonstrativa und ihre deutschen Entsprechungen: eine kontrastive Untersuchung anhand deutscher literarischer Werke und ihrer japanischen Übersetzungen* (Fokus. Linguistisch-Philologische Studien, 11). Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.

HAYASHI, Akiko (1994): Japanische Demonstrativa und Textstrukturen – Eine kontrastive textlinguistische Analyse Japanisch-Deutsch. In: *Asiatische Studien / Études Asiatiques* 48, 1, S. 327–342.

HENDERSON, Dan F. (1980): Japanese Law in English: Reflections on Translation. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 117–154.

HENNE, Henry (1993): Subject/Theme (Topic) in New Testament Greek: Elucidated by Examples in Japanese Translation; Tributes to Dr. Otto Chr. Dahl on His 90th Birthday. In: DAHL, Oyvind (Hg.): *Language – a Doorway between Human Cultures*. Oslo: Novus, S. 216–229.

HIBBETT, Howard S. (1986): Translating Contemporary Japanese Fiction. In: RIMER, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 51–55.

HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1988): Das Schweigen der Wörter: Einige Bemerkungen zur Diskussion um übersetzte Begriffe als Eurozentrismus-Indikatoren in den japanischen Sozialwissenschaften. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 143, S. 29–34.

HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1990): Von der Übersetzbarkeit der japanischen Literatur. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 29./30.09.1990, S. 65–66. Auch in: Dies. (1993, Hg.): *Traumbrücke ins ausgekochte Wunderland: Ein japanisches Lesebuch*. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, S. 71–83.

HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1990): Einleitung. In: Suzuki Takao: *Eine verschlossene Sprache: Die Welt des Japanischen*. Eingeleitet und aus dem Japanischen übersetzt von Irmela Hijiya-Kirschnereit. München: Iudicium, S. 9–28.

HIJIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (2000): Unübersetzbar? Japanische Literatur in deutschen Übertragungen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Verlagsbeilage 96), 25.04.2000, S. B1–B2.

HIRAKŌJI, Kenji (1987): Cultural and Linguistic Frameworks in Understanding Translations. In: *Tohoku Gakuin University Review: Essays and Studies in English Language and Literature* 79, S. 53–74.

HIRATA, Hosea (1988): Translating Nishiwaki: Beyond Reading. In: *Dissertation Abstracts International* 49, 5, S. 1145.

HIRSHFIELD, Jane (1991): The World Is Large and Full of Noises: Thoughts on Translation. In: *The Georgia Review* 45, 1, S. 125–143.

HONDA, Yōtarō (1982): Wie weit können wir im Sprachunterricht dem Übersetzen entgehen? In: *Protokoll: 7. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 24–23.

HOPKINS, John (1980): Coupling Theory and the Translation of Poetry. In: *Pacific Quarterly* 5, 1, S. 47–51.

HOSAKA, Junko (1996): *Linguistische Restriktionen für die Erkennung gesprochener japanischer Sprache als Teil eines speech-to-speech Übersetzungssystems* (Europäische Hochschulschriften, XXI; Linguistik, 173). Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

INHOFFEN, Nicola (1991): „Skopos" und „Kulturtransfer": Zu zwei Schlüsselbegriffen der neueren übersetzungswissenschaftlichen Diskussion. In: SCHMITT, Christian (Hg.): *Neue Methoden der Sprachmittlung*. Wilhelmsfeld: Egert, S. 21–47.

INOKUMA, Yōko (1992): Vom Übersetzen. In: *Symposium: Kinderliteratur in Japan und Deutschland – Versuch eines west-östlichen Divans* (Veröffentlichungen des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin, 18). Berlin: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin, S. 64–73.

INOUE, Kyōko (1992): How Translations Change the World. In: *Proceedings of the Third International Japanese-English Translation Conference, May 21–24, 1992 in Fuji-Yoshida*. Tōkyō: The IJET-3 Conference Committee, S. 53–75.

IWATA, Michiko (1997): Difficulties in a Japanese Translation of „Further in Summer Than the Birds". In: *Emily Dickinson Journal* 6, 2, S. 96–100.

IWATA, Michiko (1997): Emily Dickinson: Translating Puzzling Expressions in „There's a Certain Slant of Light" into Japanese. In: *Emily Dickinson Journal* 6, 2, S. 62–66.

JACKSON, Earl, Jr. (1990): The Metaphysics of Translation and the Origins of Symbolist Poetics in Meiji Japan. In: *PMLA: Publications of the Modern Language Association of America* 105, 2, S. 256–272.

JACOB, Jeanne (1991): Rethinking Translation: The Role of Word Systems in the Translatability of Texts into Japanese. In: BOSCARO, Adriana, Franco GATTI und Massimo RAVERI (Hg.): *Rethinking Japan. Volume I: Literature, Visual Arts and Linguistics*. Sandgate, Folkestone, Kent: Japan Library, S. 187–195.

JELINEK, J. und M. NOVAK (1969): Automatic Syntactic Analyser of Japanese. In: *Prague Bulletin of Mathematical Linguistics* 9, S. 3–46.

JOHNSON, Chalmers (1980): „Omote" (Explicit) and „Ura" (Implicit): Translating Japanese Political Terms. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 89–115.

JOHNSON, David E. und WATANABE Hideo (1991): Relational Grammar-Based Generation in the JETS Japanese-English Machine Translation System. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 6, 1, S. 1–20.

JONES, Kenneth (1994): Conrad's Heart of Darkness: A Study of Racism and Culture through Translation. In: *Proceedings of the Fifth International Japanese-English Translation Conference, May 28–29, 1994 in Urasu*. Tōkyō: The IJET-5 Conference Committee, S. 62–76.

JONES, Willie (1994): The Whispering of the Unseasonable Worm. In: *Language and Culture* 26, S. 193–207.

JUN, Otomasa (1982): Probleme der Perspektive: Deixis-Vergleiche. In: *Protokoll: 7. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 2–6.

KAMEI, Chūichi (1996): An lntroduction to the Topdown Japanese-English Translation Method. In: *Proceedings of the Seventh International Japanese-English Translation Conference, May 18–19, 1996 in Yokohama*. Tōkyō: The IJET-7 Conference Committee, S. 89–98.

KANEKO, Tōru und Gerhard STICKEL (Hg.) (1987): *Deutsch und Japanisch im Kontrast, 4: Syntaktisch-semantische Kontraste*. Heidelberg: Julius Groos.

KANŌ, Tsutomu (1986): The Odyssey of a Tortoise: Translation in the Social Sciences as a Losing Proposition. In: RIMER, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 92–96.

KATAGIRI, Yuzuru (1988): Some Untranslatable Aspects of the Japanese Language: A General Semantics View. In: *Meta: Journal des Traducteurs/ Translators' Journal* 33, 1, S. 7–12.

KAUTZ, Ulrich (1994): Zu Jürgen Stalph, „Fürst Durchschnittsleser", 15/1993, S. 147–149. Entgegnung von Ulrich Kautz. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 17, S. 107–108.

KAWASAKI, Zenshirō, YAMANO Fumiyuki und YAMASAKI Noriyuki (1991/92): Translator Knowledge Base for Machine Translation Systems. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 6, 4, S. 265–278.

KEENE, Donald (1973): Motivations and Rewards. In: *Translation* 1, 1, S. 77–81.

KEENE, Donald (2000): Preface. In: Ders. (Hg.): *Words, Ideas, and Ambiguities: Four Perspectives on Translating from the Japanese*. Chicago: Imprint Publications, S. vii–viii.

KIKUCHI, Atsuko (1985): Conventional Expressions and Translation. In: *Te Reo: Journal of the Linguistic Society of New Zealand* 28, S. 61–79.

KIKUCHI, Atsuko (1993): Translation and Understanding: Mental Models as an Interface in the Process of Translation. Dissertation, University of Auckland.

KIMURA, Junko (1997): Between Two Languages: The Translation and Reception of Anais Nin in Japan. In: NALBANTIAN, Suzanne (Hg.): *Anais Nin: Literary Perspectives*. New York: St. Martin's, S. 211–220.

KIMURA, Naoji (1957): Sprachprobleme bei der japanischen Bibelübersetzung. In: AUER, Johan und Hermann VOLK (Hg.): *Theologie in Geschichte und Gegenwart: Michael Schmaus zum 60. Geburtstag*. München: Zink, S. 237–263.

KIMURA, Naoji (1986): *Das Christentum als sprachliches Problem in Japan* (Eichstätter Hochschulreden, 51). München: Minerva-Publikation.

KIMURA, Naoji (1988): Probleme der japanischen Faust-Übersetzung. In: *Goethe-Jahrbuch* 105, S. 333–343. Auch in: HSIA, Adrian (1993, Hg.): *Zur Rezeption von Goethes „Faust" in Ostasien*. Bern u.a.: Peter Lang, S. 23–43.

KIMURA, Naoji (1991): Fausts Verwandlung in japanischer Sprache. In: *Studien des Instituts für die Kultur der deutschsprachigen Länder* 9, S. 20–37.

KIMURA, Yuriko (1995): Some Problems in Translating Christian Terminology: English Victorian Novels in Japan. In: MINER, Earl, HAGA Tōru u.a. (Hg.): *ICLA '91 Tokyo: The Force of Vision, VI: Inter Asian Comparative Literature*. Tōkyō: International Comparative Literature Association, S. 199–204.

KISHI, Tetsuo (1994): „I Know Not What You Mean by That": Shakespeare in Different Cultural Contexts. In: Ders., Roger PRINGLE und Stanley WELLS (Hg.): *Shakespeare and Cultural Traditions*. Newark: University of Delaware Press, S. 223–228.

KISHITANI, Shōko (1991): Das Nibelungenlied japanisch: Einige Anmerkungen zur Rezeption und Übersetzung des mittelhochdeutschen Epos. In: *Uf der māze pfat: Festschrift für Werner Hoffmann zum 60. Geburtstag*. Göppingen: Kümmerle, S. 97–114.

KITAMURA, Ichirō (1993): *Problems of the translation of law in Japan*. Wellington: Victoria University of Wellington.

KITANO, Hiroaki (1990) DmDIALOG: A Speech-to-Speech Dialogue Translation System. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 5, 4, S. 301–338.

KLOPFENSTEIN, Eduard (1988): Lehnübersetzungen als Indikatoren der heutigen Bewußtseinslage in Japan. In: *Asiatische Studien / Études Asiatiques* 42, 1, S. 95–106.

KLUGE, Inge-Lore (1979): *Kambun*, ein japanischer Beitrag zur Theorie der Übersetzung. In: *Bonner Zeitschrift für Japanologie* 1, S. 89–99.

KNIES, Elizabeth (1986): Hunting for Basho's Frog. In: *Shoin Literary Review* 20, S. 39–49.

KOBAYAJI, Manji (1980): Translating Poetry: Sappho and Basho. In: *Pacific Quarterly* 5, 1, S. 39–42.

KOBORI, Kei'ichirō (1993): Goethe im Lichte der Mori Ogaischen Übersetzungskunst. In: HSIA, Adrian (Hg.): *Zur Rezeption von Goethes „Faust" in Ostasien*. Bern u.a.: Peter Lang, S. 45–64.

KONDO, Masaomi (1988): Japanese Interpreters in Their Socio-Cultural Context. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 70–78.

KONDO, Masaomi und MIZUNO Akira (1995): Interpretation Research in Japan. In: *Target* 7, 1, S. 91–106.

KOSAKA, Koichi (1981): Kontrastive Betrachtungen der Ellipse im Deutschen und im Japanischen. In: *Protokoll: 6. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 9.–13. März 1981*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 14–18.

KOSAKA, Michiko, Virginia TELLER und Ralph GRASHMAN (1988): A Sublanguage Approach to Japanese-English Machine Translation. In:

MAXWELL, Dan, Klaus SCHUBERT, Toon WITKAM (Hg.): *New Directions in Machine Translation*. Dordrecht: Foris, S. 109–121.

KREBS, Susanne (1990): Zashikibokko oder Vom Zaubern mit Wörtern: Titel, Themen, Texte, Tücken: Mariko Sato über die Schwierigkeit des Übersetzens. In: *Die Zeit*, 05.10.1990.

KRUSCHE, Dietrich (1983): Kultur in Gegenrichtung fließend auf uns zu: Das japanische Haiku unterwegs nach Deutschland. In: *Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen: Dokumentation eines Werkstattgespräches des Goethe-Instituts München*. München: Goethe-Institut, S. 376–388.

KURODA, S. Y. (1987): A Study of the So Called Topic Wa in Passages from Tolstoi, Lawrence, and Faulkner (of Course), in Japanese Translation. In: HINDS, John, Senko K. MAYNARD und IWASAKI Shōichi (Hg.): *Perspectives on Topicalization: The Case of Japanese Wa*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 143–161.

LAMPARTH, Hartmut (1999): Übersetzerisches Töpfern. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 165/166, S. 145–163.

LANGEMANN, Christoph (1997): The ferry boat and the passenger, or The loneliness of the long-distance translator. In: *Asiatische Studien / Études Asiatiques* 51, 1, S. 219–250.

LASTOW, Birgitta (1994): Outline of a Japanese AXG Parser. In: *Working Papers* (Lund University, Research Policy Institute) 42, S. 85–102.

LEWIN, Bruno (1990): Pfizmaiers Übersetzungen klassischer japanischer Literatur. In: LADSTÄTTER, Otto und Sepp LINHART (Hg.): *August Pfizmaier (1808–1887) und seine Bedeutung für die Ostasienwissenschaften* (Philosophisch-Historische Klasse, Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens, 3; Sitzungsberichte, 562.) Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, S. 245–263.

LIBIN, Mark (1999): Lost in Translation: Hiromi Goto's Chorus of Mushrooms. In: *Canadian Literature* 163, S. 121–140.

LIEB, Thomas (1992): Probleme des Übersetzers: Fachsprachen im Japanischen. In: *Japan Magazin* 3, 5, S. 36–38.

LISE, William (1997): A Dicey Proposition: Same Old Machine-Translation Tale, but with New Listeners. In: *Language International: The Magazine for Language Professionals* 9, 6, S. 30–32.

LISE, William (1998): Taking the Slow Lane: Japanese/English Translators on the Information Superhighway. In: *Language International: The Magazine for Language Professionals* 10, 5, S. 30–31.

LUPER-FOY, Susann (1996): Machine Interpretation of Bilingual Dialogue. In: *Interpreting: International Journal of Research and Practice in Interpreting* 4, 1, 2, S. 213–233.

Lyons, Phyllis I. (1986): Thoughts on Japanese Translation as It Is Practiced. In: Rimer, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 57–62.

Maas, Heinz Dieter (1986): Das Projekt SUSY-DJT. In: Hellwig, Peter und Hubert Lehmann (Hg.): *Trends in der Linguistischen Datenverarbeitung: Beiträge der Jahrestagung 1983 der Gesellschaft für Linguistische Datenverarbeitung*. Hildesheim: Olms, S. 171–177.

Mackin, John (1992): A Comparison of Cohesion Techniques in Japanese and English. In: *Proceedings of the Third International Japanese-English Translation Conference, May 21–24, 1992 in Fuji-Yoshida*. Tōkyō: The IJET-3 Conference Committee, S. 111–126.

Manke, Michaela (1999): Im Spiegelkabinett übersetzter Lyrik oder Von der Mündigkeit des Lesers. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 26, S. 97–107.

Mass, Jeffrey P. (1980): Translating and Pre-1600 History. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 61–88.

Matsui, Yōko (1998): A Study of Japanese Reception of Dora Thorne Adapted Stories in the Meiji Era. In: *Comparative Literature Studies* 35, 2, S. 139–145.

Matsumaru, Keiko (1968): Zur Formfrage beim Übersetzen von Lyrik: An Hand der deutschen Übersetzungen japanischer Kurzgedichte. In: *Doitsu bungaku. Die deutsche Literatur* 41, S. 58–67.

Matsumoto, Yuji und Kitamura Mihoko (1997): Acquisition of Translation Rules from Parallel Corpora. In: Mitkov, Ruslan und Nicolas Nicolov (Hg.): *Recent Advances in Natural Language Processing*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 405–416.

Matsuoka, Hiroshi (1983): Über Sadaichi Ōyamas Übersetzung von „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge". In: *Nihongo gakkō ronshū* 10, S. 54–80.

Matsuoka, Hiroshi (1985): Einige Eigenschaften des Japanischen aus der Sicht der Fehleranalyse. In: Linhart, Sepp (Hg.): *Japan: Sprache, Kultur, Gesellschaft*. Wien: Literas Universitätsverlag, S. 268–286.

Matsuoka, Naomi (1989/90): Japanese-English Translation and the Stream of Consciousness. In: *Tamkang Review: A Quarterly of Comparative Studies between Chinese and Foreign Literatures* 19, 1–4, S. 537–545.

May, Ekkehard (1990): Pfizmaiers Übersetzungen Edo-zeitlicher Literatur. In: Ladstätter, Otto und Sepp Linhart (Hg.): *August Pfizmaier (1808–1887) und seine Bedeutung für die Ostasienwissenschaften* (Philosophisch-Historische Klasse, Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens, 3; Sitzungsberichte, 562). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, S. 265–275.

MAY, Ekkehard (1999): „Tiefer Sinn – nicht bewegt." Zu zwei *haiku*-Bändchen in der Reclam-Universal-Bibliothek. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 26, S. 110–120.

MAY, Katharina (1982): Siegfried Lenz' „Deutschstunde" für Japaner: Betrachtungen zur Vermittlung von Stil. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung* 5, S. 177–227.

MAYNARD, Senko K. (1999): On Rhetorical Ricochet: Expressivity of Nominalization and „da" in Japanese Discourse. In: *Discourse Studies: An Interdisciplinary Journal for the Study of Text and Talk* 1, 1, S. 57–81.

MCCALLUM, Donald F. (1984): On Translation and Adaptation. In: *Monumenta Nipponica* 39, 2, S. 183–190.

MICHEL, Wolfgang (1977): Bedeutung und Äquivalenz im Übersetzungsprozeß. In: *Protokoll: 2. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 14.–18. März 1977*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 37–44.

MILLER, Roy Andrew (1973): On the Difficulty of Japanese Translation. In: The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 469–478.

MILLER, Roy Andrew (1980): Introduction. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 1–14 (Zu: Symposium: Translation and Japanese Studies).

MILWARD, Peter (1981): *Words and cultures in comparison*. Tōkyō: Japan Translator Training Center.

MINEO, Suenobu und NAGAOKA Akira (1997): *On the use of paraphrased expression in simultaneous interpretation by Japanese university students*. Kobe: Institute of Economic Research, Kobe University of Commerce.

MINER, Earl (1981): On Distinctions, Functions, and Hard Works to Translate. In: *Monumenta Nipponica* 36, 1, S. 85–92.

MITAMURA, Teruko (1990): The Hierarchical Organization of Predicate Frames for Interpretive Mapping in Natural Language Processing. In: *Dissertation Abstracts International* 51, 2, S. 494–495.

MITSUTANI, Margaret (1999): Lost and Found in Translation: The Poetry of Elizabeth Bishop in Japanese. In: MENIDES, Laura Jehn und Angela G. DORENKAMP (Hg.): *„In Worcester, Massachusetts": Essays on Elizabeth Bishop: From the 1997 Elizabeth Bishop Conference at WPI*. New York u.a.: Peter Lang, S. 301–308.

MIYATA, Shipachirō (1957): Translated Literature in Japan. In: *Japan Quarterly* 4, S. 169–177.

MIYAZAKI, Kimie (1984): Some dimensions of Japanese verb semantics in relation to translation from English. Dissertation, University of Hawai'i.

MOCHIZUKI, Minoru (1997): Some of the Difficulties Encountered in English to Japanese Translation. In: O'KEEFFE, Jerome und M. MURIEL (Hg.): *Proceedings of the 38th Annual Conference of the American Transla-*

tors Association. Alexandria: American Translators Association, S. 109–114.

Mori, Tōru (1992): Euphemisms and Other Problem Words. In: *Proceedings of the Third International Japanese-English Translation Conference, May 21–24, 1992 in Fuji-Yoshida*. Tōkyō: The IJET-3 Conference Committee, S. 133–136.

Morita, James R. (1982): The Depth of Our Being Really Worth Communication: On English Translation of Haiku. In: *Translation Review* 10, S. 13–20.

Morris, Ivan (1964): Translating The Tale of Genji. In: *Orient-West* 9, 1, S. 21–24.

Morris, Ivan (1987): On Translating Genji. In: Rabassa, Gregory und Lewis Galantiere (Hg.): *The World of Translation*. New York: American P.E.N. Centre, S. 267–279.

Morton, Leith (1992): Translating Japanese Poetry: Reading as Practice. In: *Journal of the Association of Teachers of Japanese* 26, 2, S. 141–179.

Morton, Leith (1994): Toward a Distinctive Translating Style. In: *Japan Book News* 6, S. 6–7.

Mossner, Friedrich (1966): Die Rolle des Fachausdrucks beim Übersetzen von naturwissenschaftlicher und technischer Literatur. In: *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 12, 2, S. 139–150.

Motoyama, Kiyoto (1991): Preparing a Japanese Text of Shakespeare: The Merchant of Venice. In: *Text and Presentation: The Journal of the Comparative Drama Conference* 11, S. 69–81.

Mulryne, Ronnie (1992): From Text to Foreign Stage: Yukio Ninagawa's Cultural Translation of Macbeth. In: Kennan, Patricia und Mariangela Tempera (Hg.): *Shakespeare from Text to Stage*. Bologna: Cooperativa Libraria Universitaria Editrice Bologna, S. 131–143.

Murakami, Haruki (1996): Translating and Being Translated. In: *Japan Book News* 16, S. 22.

N.N. (1993): Ein Vergleich von fünfunddreißig Übersetzungen ins Englische des Gedichtes der Ono no Komachi und zehn Übersetzungen ins Deutsche. In: Morse, Peter (Hg.): *Hokusai: Bilder zu hundert Gedichten von hundert Poeten*. Übersetzung: Christine Mitomi. München: Metamorphosis, S. 219–220.

N.N. (1999): Der Weltliteratur auf der Spur: Übersetzungssymposium Deutsch-Japanisch/Japanisch-Deutsch (Tōkyō, 3.–4. November 1998)/ Following in the Footsteps of World Literature: A Symposium on German-Japanese/Japanese-German Translation (Tōkyō, 3–4 November 1998). In: *DIJ Newsletter* 6, S. 4.

NAGAO, Makoto (1980): Maschinelle Übersetzung: Übersetzung aus dem Japanischen. In: *Sprache und Datenverarbeitung: International Journal for Language Data Processing* 4, 2, S. 121–129.

NAGAO, Makoto (1987): Role of Structural Transformation in a Machine Translation System. In: NIRENBURG, Sergei (Hg.): *Machine Translation: Theoretical and Methodological Issues.* Cambridge: Cambridge University Press, S. 262–277.

NAGAO, Makoto (1989): New Directions of Machine Translation. In: *Georgetown University Round Table on Languages and Linguistics*, S. 378–384.

NAGAO, Makoto (1994): Machine Translation. In: *Proceedings of the Fifth International Japanese-English Translation Conference, May 28–29, 1994 in Urasu*. Tōkyō: The IJET-5 Conference Committee, S. 119–135.

NAGAO, Makoto (1996): Some Rationales and Methodologies for Example-Based Machine Translation. In: PARTEE, Barbara H. und Petr SGALL (Hg.): *Discourse and Meaning*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 291–306.

NAGAO, Makoto und TSUJII Jun'ichi (1985): Machine Translation. In: BUHLER, Hildegund (Hg.): *Der Übersetzer und seine Stellung in der Öffentlichkeit / Translators and Their Position in Society / Le Traducteur et sa place dans la société*. Wien: Wilhelm Braumüller, S. 233–246.

NAGAO, Makoto, TSUJII Jun'ichi u.a. (1982): An English Japanese Machine Translation System of the Titles of Scientific and Engineering Papers. In: HORECKY, Jan (Hg.): *COLING 82: Proceedings of the Ninth International Conference on Computational Linguistics, Prague, July 5–10, 1982*. Amsterdam: North-Holland, S. 245–252.

NAGAO, Makoto, TSUJII Jun'ichi und NAKAMURA Jun'ichi (1985): The Japanese Government Project for Machine Translation. In: *Computational Linguistics* 11, 23, S. 91–110.

NAGAO, Makoto, TSUJII Jun'ichi und NAKAMURA Jun'ichi (1988): The Japanese Government Project for Machine Translation. In: SLOCUM, Jonathan (Hg.): *Machine Translation Systems.* Cambridge: Cambridge University Press, S. 141–186.

NAKAGAWA, Hisayasu, Hans HINTERHAUSER, Felix DE AZUA u.a. (1984): Traduire Diderot aujourd'hui. In: DE FONTENAY, Elisabeth und Jacques PROUST (Hg.): *Interpréter Diderot aujourd'hui*. Paris: Sycomore, S. 245–278.

NAKAMICHI, Masaaki (1987): On the Japanese Translations of Graham Greene's Works. In: *Shoin Literary Review* 21, S. 67–102.

NAKANO, Hiroshi (1989): A lexical survey of six versions of „The Little Prince" in various languages. In: MIZUTANI, Shizuo (Hg.): *Japanese*

Quantitative Linguistics (Quantitative Linguistics, 39). Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer, S. 90–106.

NAKANO, Michiko (1987): Interlanguage of Japanese learners of English: judgements on the translatability of two polysemous Japanese lexemes. Dissertation, University of Edinburgh.

NAUMANN, Nelly (1990): Pfizmaiers Übersetzungen früher japanischer Geschichtswerke. In: LADSTÄTTER, Otto und Sepp LINHART (Hg.): *August Pfizmaier (1808–1887) und seine Bedeutung für die Ostasienwissenschaften* (Philosophisch-Historische Klasse, Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens, 3; Sitzungsberichte, 562). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, S. 229–244.

NIENHAUSER, William H., Jr. (1982): Thrice-Told Tales: Translating Japanese Translations of Chinese Poetry into English. In: *Translation Review* 10, S. 27–33.

NIRENBURG, Sergei (1989): Knowledge-Based Machine Translation. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 4, 1, S. 5–24.

NISHIDA, Fujio und TAKAMATSU Shinobu (1982): Japanese-English Translation through Internal Expressions. In: HORECKY, Jan (Hg.): *COLING 82: Proceedings of the Ninth International Conference on Computational Linguistics, Prague, July 5–10, 1982*. Amsterdam: North-Holland, S. 271–282.

NISHIDA, Fujio und TAKAMATSU Shinobu (1990): Automated Procedures for the Improvement of a Machine Translation System by Feedback from Postediting. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 5, 3, S. 223–246.

NISHIMOTO, Yoshihiko (1980): Pragmatische Differenzen im Japanischen und Deutschen. In: *Protokoll: 6. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 10.–14. März 1980*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 35–42.

NISHIO, Michiko (1985): A Brief Introduction to the Mechanics of Simultaneous Interpreting with Special Reference to Japanese English Interpretation. In: *Ochanomizu University Studies in Arts and Culture* 38, S. 25–45.

NISHIO, Michiko (1987): Some Thoughts on Interpersonal Relationships between Japanese and Americans as Reflected in English. In: *Ochanomizu University Studies in Arts and Culture* 40, S. 45–58.

NISHIYAMA, Sen (1988): Simultaneous Interpreting in Japan and the Role of Television: A Personal Narration. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 64–69.

NITTA, Yoshihiko, OKAJIMA Atsushi u.a. (1982): A Heuristic Approach to English into Japanese Machine Translation. In: HORECKY, Jan (Hg.): *COLING 82: Proceedings of the Ninth International Conference on Compu-*

tational Linguistics, Prague, July 5–10, 1982. Amsterdam: North-Holland, S. 283–288.

NORNES, Abe Mark (1999): For an Abusive Subtitling. In: *Film Quarterly* 52, 3, S. 17–34.

NORNES, Abe Mark (1999): Poru Ruta/Paul Rotha and the Politics of Translation. In: *Cinema Journal* 38, 3, S. 91–108.

OBANA, Yasuko (1993): The Linguistic Significance of Lexical Items in the Case of Conference Interpretation from English to Japanese. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 38, 3, S. 491–501.

Office of Japan Affairs, Computer Science and Technology Board, National Research Council (1990): *Report of a symposium on Japanese to English machine translation: held at the National Academy of Sciences in Washington, D.C. on December 7, 1989*. Washington: National Academy Press.

OGINO, Kurahei (1982): Kontrastive Analyse der japanischen und deutschen „sein"-Verben. In: *Protokoll: 7. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 33–37.

OKADA, Akiko (1995): Translation of Keats's Poetry in Japan. In: *Keats Shelley Journal: Keats, Shelley, Byron, Hunt, and Their Circles* 44, S. 147–164.

OKADA, Richard H. (1988): Translation and Difference. In: *Journal of Asian Studies* 47, 1, S. 29–40.

OKIFUMI, Komesu (1987): At the Hawk's Well and Taka No Izumi in a „Creative Circle". In: *Yeats Annual* 5, S. 103–113.

OKOCHI, Roswitha (1982): Übersetzung als minimales Lernziel. In: *Protokoll: 7. Ferienseminar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 32.

ŌNO, Tatsuhiro (1998): Sylvia's Lovers: The First Japanese Translation. In: *Gaskell Society Newsletter* 25, S. 2–7.

ŌNO, Tatsuhiro (1999): Sylvia's Lovers: A Translator's Note. In: *Gaskell Society Journal* 13, S. 106–107.

O'ROURKE, Peter (1998): Are We There Yet? Road-Testing the Latest in Japanese/English Machine Translation. In: *Language International: The Magazine for Language Professionals* 10, 3, S. 30–31.

ORTMANNS-SUZUKI, Annelie (1990): Übersetzungswissenschaftliche Ansätze in Japan: Ein Überblick mit einer Bibliographie der japanischen Literatur zur Problematik des Übersetzens für die Jahre 1960–1990. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 2, S. 329–362.

OTAKE, Masaru (1973): On Some Problems of Japanese Translation. In: POPPERWELL, Ronald G., Paul BOCKMANN und Henry FULLENWIDER

(Hg.): *Expression, Communication and Experience in Literature and Language*. London: Modern Humanities Research Association, S. 274–277.

Otake, Masaru (1974): Some Observations on Literary Translation in Japan. In: *Babel: Revue Internationale de la Traduction / International Journal of Translation* 20, S. 154–155.

Pagel, Erich (1943): Vom Übersetzen. In: *Nippon: Zeitschrift für Japanologie* 9, 3, S. 111–114.

Paolucci, Anne (1993): Japanese Initiatives in Comparative Studies: The „Shakespeare Translation Test". In: *Review of National Literatures* 18, S. 11–24.

Peng, Ping (1992): Japanese/English Machine Translation Using Sublanguage Patterns and Reversible Grammars. Dissertation, New York University.

Phillipps, Susanne (1996): Manga für ein deutschsprachiges Publikum: Möglichkeiten der Übertragung von Text-Bild-Verbindungen. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 8, S. 193–210.

Pigeot, Jacqueline (1986): Problèmes de traduction: La Poésie japonaise classique. In: *Revue de Littérature Comparée* 60, 2 (238), S. 187–205.

Pinnington, A. J. (1988): Kinds of Ambiguity: Reflections on English Translations of Japanese Verse. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 50–63.

Pörtner, Peter (1985): Karl Florenz als Prosaübersetzer. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 137, S. 59–67.

Price, Larry Ray (1997): Differential Item Functioning and Language Translation: A Cross-National Study with a Test Developed for Certification. Dissertation, Georgia State University.

Putz, Otto (1992): Helden der Übersetzungskunst. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 13, S. 128.

Raguet, E. (1905): *Abrège de grammaire japonaise: au point de vue de la traduction du français.* Tōkyō: Sansaisha.

Richie, Donald (2000): Introduction. In: Ders. (Hg.): *Words, Ideas, and Ambiguities: Four Perspectives on Translating from the Japanese*. Chicago: Imprint Publications, S. 1–2.

Rickmeyer, Jens (1987): Satzeinleitende Konjunktionen des deutschen und ihre japanischen Übersetzungsentsprechungen. In: Tōru, Kaneko und Gerhard Stickel (Hg.): *Deutsch und Japanisch im Kontrast, 4: Syntaktisch-semantische Kontraste*. Heidelberg: Julius Gross, S. 207–222.

Rimer, J. Thomas (1982): Translation: Strategies for Context. In: *Translation Review* 10, S. 9–12.

RIMER, J. Thomas (1986): Translating Contemporary Japanese Poetry. In: Ders. (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 75–78.

RIMER, J. Thomas (Hg.) (1986): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress.

ROCHER, Alain (1993): La Trahison créatrice: Anatomie du transfert notionnel dans les cultures asiatiques. In: *TTR: Traduction, Terminologie, Redaction: Etudes Sur le Texte et Ses Transformations* 6, 2, S. 11–37.

RÖSNER, D. und A. LESNIEWSKI (1986): Semsyn – ein Projekt zur japanisch/deutschen (Titel-)Übersetzung. In: HELLWIG, Peter und Hubert LEHMANN (Hg.): *Trends in der linguistischen Datenverarbeitung: Jahrestagung der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung e.V. 1983* (Linguistische Datenverarbeitung, I). Hildesheim: Olms, S. 178–187.

ROWE, Tim (1997): Pitfalls of Asian Language Naming. In: *Language International: The Magazine for Language Professionals* 9, 6, S. 20–21 und 29.

ROWE, Tim (1998): Asian Language Projects: Myths and Misconceptions. In: *Language International: The Magazine for Language Professionals* 10, 1, S. 16–18.

RYAN, Marleigh Grayer (1980): Translating Modern Japanese Literatur. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 49–60.

SAEGUSA, Reiko (1985): Zeitverhältnisse im Japanischen im Vergleich mit dem deutschen Tempusgebrauch. In: LINHART, Sepp (Hg.): *Japan: Sprache, Kultur, Gesellschaft*. Wien: Literas Universitätsverlag, S. 297–309.

SAKAI, Naoki und Meaghan MORRIS (1997): *Translation and Subjectivity: On „Japan" and Cultural Nationalism*. Minnesota: University of Minnesota Press.

SATŌ, Hiroaki (1983): *One hundred frogs: from renga to haiku to English*. New York: Weatherhill.

SATŌ, Hiroaki (1986): The Translator and His Material. In: RIMER, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 68–73.

SATŌ, Hiroaki (1987): Lineation of Tanka in English Translation. In: *Monumenta Nipponica* 42, 3, S. 345–356.

SATŌ, Hiroaki (1996): Translating Yomota Inuhiko. In: *Literary Review: An International Journal of Contemporary Writing* 39, 2, S. 161–179.

SATŌ, Kazuo (1986): Translating from Japanese Economic Literature for Foreign Readership. In: RIMER, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 79–91.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1986): Der Übersetzer und die japanische Literatur. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 36, 4, S. 586–589.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1990a): Unendliche Geduld: Brief an einen jungen Übersetzer. In: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 46, 78, S. 3034–3036.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1990b): Übers Wörtliche hinaus. In: Ders. und MAE Michiko (Hg.): *Japanische Literatur der Gegenwart*. München: Carl Hanser, S. 143–147.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1994a): Aus dem Laboratorium des Übersetzers. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 16, S. 101–107.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1994b): Fünfundzwanzig Jahre nach dem Nobelpreis: Kawabata Yasunari – ein Problemfall für Übersetzer. In: *Münchner japanischer Anzeiger* 3, 4, S. 30–48.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1998): Ein Übersetzer sieht japanische Literatur. In: PUTZ, Otto (Hg.): *Aufschlußversuche: Wege zur modernen japanischen Literatur*. München: Iudicium, S. 163–167.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1998): Kawabata Yasunari – ein Problemfall für Übersetzer. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 24, S. 81–94. Auch in: PUTZ, Otto (Hg.): *Aufschlußversuche: Wege zur modernen japanischen Literatur*. München: Iudicium, S. 168–184.

SCHAARSCHMIDT, Siegfried (1999): Drei Zeilen Japanisch: Anmerkungen zu einem Haiku. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 26, S. 108–110.

SCHAMONI, Wolfgang (1985): Erich Fried als „Übersetzer" japanischer Literatur. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 4, S. 72–77.

SCHAUWECKER, Detlev (1988): Terakoya-no dan oder Die Dorfschule: Bemerkungen zu fünf deutschsprachigen Bearbeitungen eines japanischen Dramenstoffs. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung* 11, S. 63–94.

SCHAUWECKER, Detlev (1990): Terakoya-no dan oder Die Dorfschule: Bemerkungen zu fünf deutschsprachigen Bearbeitungen eines japanischen Bühnenstoffs. In: LOKOWANDT, Ernst (Hg.): *Referate des 1. Japanologentages der OAG in Tokyo*. München: Iudicium, S. 207–208.

SCHEPERS, Gerhard (1989): Translating Kafka into Japanese. In: *Journal of the Kafka Society of America* (Philadelphia) 13, 1/2, S. 55–66.

SCHLECHT, Wolfgang E. (1996): Elektronische Nachschlagewerke, Schreib- und Übersetzungshilfen für die japanbezogenen Wissenschaften. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 8, S. 211–222.

SCHNEIDER, Roland (1985): Karl Florenz als Übersetzer – Der Übersetzungsdisput zwischen Karl Florenz und Ueda Kazutoshi. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 137, S. 69–73.

Schönbein, Martina (1994): Wie übersetzt man einen Stilisten? Ein Übersetzungsvergleich anhand der Erzählung *Kōya hijiri* von Izumi Kyōka. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung* 18, S. 189–226.

Schulte-Pelkum, Rudolf (1976): Interferenzfehler bei deutschsprechenden Japanern. In: Stickel, Gerhard (Hg.): *Deutsch-japanische Kontraste* (Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim, 29). Tübingen: Gunter Narr, S. 59–112.

Seidensticker, Edward (1973): On Being Faithful to Murasaki Shikibu. In: *International Conference on Japanese Studies: Report*. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 328–332.

Seidensticker, Edward (1980): Chiefly on Translating the Genji. In: *The Journal of Japanese Studies* 6, 1, S. 15–47.

Seidensticker, Edward (1989): On Trying to Translate Japanese. In: Biguenet, John und Rainer Schulte (Hg.): *The Craft of Translation*. Chicago: University of Chicago Press, S. 142–153.

Seifert, Wolfgang (2000): [Rez.] Kimono und Lotosblüte: Zu einer neuen Anthologie japanischer Erzählungen (Hannelore Eisenhofer-Halim/Peter Pörtner: Verführerischer Adlerfarn. Anthologie japanischer Erzählungen. Das literarische Japanlesebuch. Tübingen: Konkursbuchverlag 1999, 407 S.) In: *hon'yaku – Heidelberger Werkstattberichte zum Übersetzen Japanisch-Deutsch* 2 (Mai), S. 48–54.

Sharman, Grant (1964): *On translating haiku*. Los Angeles: Monograph Committee.

Shibata, Motoyuki (1995): Being Paul Auster's Ghost. In: Barone, Dennis (Hg.): *Beyond the Red Notebook: Essays on Paul Auster*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, S. 183–188.

Shimizu, Masako (1988): Books Crossing Language Boundaries. In: Birman, Wendy und John Birman (Hg.): *Brave New World: International Understanding through Books*. Perth: Curtin University of Technology, S. 149–155.

Shimizu, Tōru (1988): Eloge de la traduction. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 104–107.

Shinoda, Chiwaki (1987): Sur la traduction des Filles du feu en japonais. In: *Cahiers Gerard de Nerval* 10, S. 63–64.

Sho, Seung-bog (1973): Some Linguistic Problems in the Translation of Japanese. In: The Japan P.E.N. Club (Hg.): *Studies on Japanese Culture*, II. Tōkyō: The Japan P.E.N. Club, S. 406–415.

Siegel, Melanie (1997): *Die maschinelle Übersetzung aufgabenorientierter japanisch-deutscher Dialoge: Lösungen für Translation Mismatches*. Berlin: Logos.

Sigurdson, Jon und Roger Greatrex (1987): *Machine translation of on-line searches in Japanese databases: a way to facilitate access to Japanese techno-*

economic information? Lund: Research Policy Institute, Lund University.

SILBERSTEIN, Helga (1967): Die Distribution der Formen auf -TE/-DE in der modernen japanischen Sprache und ihre kommunikative Funktion in übersetzungstheoretischer Hinsicht. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin.

SOMERS, Harold (1998): Further Experiments in Bilingual Text Alignment. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 3, 1, S. 115–150.

STALPH, Jürgen (1993): Fürst Durchschnittsleser. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 15, S. 147–149.

STALPH, Jürgen (1993): Quantität als Bewertungsmaßstab literarischer Übersetzungen: Prolegomena zur Etablierung eines japanisch-deutschen Äquivalenzwertes. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 5, S. 485–497.

STALPH, Jürgen (1996): Pro litteris iaponicis oder Vom Schaden schlechten Übersetzens. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung* 8, S. 183–192.

STICKEL, Gerhard (Hg.) (1976): *Deutsch-japanische Kontraste* (Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim, 29). Tübingen: Gunter Narr.

SUGAWARA, Katsuya (1995): Form and Matter in Japanese Translations of Symbolist Poetry. In: MINER, Earl, HAGA Tōru u.a. (Hg.): *ICLA ‚91 Tokyo: The Force of Vision, IV: Translation and Modernization*. Tōkyō: International Comparative Literature Association, S. 36–45.

SUGIMOTO, Tsutomu (1988): The Inception of Translation Culture in Japan. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 33, 1, S. 25–31.

SUGITA, Shigeharu (1968): *A Study of Mechanical Translation from English into Japanese*. Kyōto: Kyoto University.

SUGITANI, Masako (1982): Zum Problem der Übersetzungsmethode im Deutsch-Unterricht im Kyoyobu-Unterricht. In: *Protokoll: 7. Feriense-minar für Germanisten und Deutschlehrer. Ōsaka, 8.–12. März 1982*. Ōsaka: Goethe Institut Osaka, S. 28–31.

SUMI, Yoichi (1985): Traduire Diderot: Style polype et style traduit. In: CHOUILLET, Anne Marie (Hg.): *Colloque International Diderot (1713–1784)*. Paris: Aux Amateurs de Livres, S. 255–260.

SUWA, Isao (1985): Gedanken zu „japanischem" Deutsch – aus didaktischer Sicht. In: LINHART, Sepp (Hg.): *Japan: Sprache, Kultur, Gesellschaft*. Wien: Literas Universitätsverlag, S. 286–296..

TAIRA, Masako (1998): The Japanese Particle „ne", and Its Literary and Linguistic Implications: Some Translation Problems. In: BUSH, Peter

und Kirsten MALMKJAER (Hg.): *Rimbaud's Rainbow: Literary Translation in Higher Education*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 133–144.

TAKAYA, Ted T. (1997): Translating Modern Japanese Plays: A Case for Cultural Transformation. In: VLADECK HEINRICH, Amy (Hg.): *Currents in Japanese Culture: Translations and Transformations*. New York: Columbia University Press, S. 481–493.

TAKAYASU, Kuniyo (1980): Das Problem der Übersetzung lyrischer Dichtung im Hinblick auf das unterschiedliche Wesen japanischer und europäischer Lyrik. In: SAGARA, Morio (Hg.): *Japanische Beiträge zur Germanistik*. Tōkyō: Japanisch-Deutsche Gesellschaft, S. 25–36.

TAKEDA, Masako (1993): „After Great Pain, a Formal Feeling Comes –": The Problems of Translating Dickinson's „Poetry" into Contemporary Japanese „Verse". In: *Emily Dickinson Journal* 2, 2, S. 153–159.

TAKEDA, Masako (1997): A Japanese Translation of „Because I Could Not Stop for Death". In: *Emily Dickinson Journal* 6, 2, S. 127–132.

TAKEDA, Sueo (1983): Zur Übersetzung eines Gedichtes Theodor Storms ins Japanische. In: *Schriften der Theodor Storm Gesellschaft* 32, S. 37–38.

TAKITA, Yoshiko (1985): Wakamatsu Shizuko and Little Lord Fauntleroy. In: *Comparative Literature Studies* 22, 1, S. 1–8.

TAURA, Hideyuki (1998): Bilingual Dual Coding in Japanese Returnee Students. In: *Language, Culture, and Curriculum* 2, 11, 1, S. 47–70.

TAWADA, Yōko (1996): Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch. In: *Talisman: Literarische Essays.* Tübingen: Konkursbuchverlag Claudia Gehrke, S. 121–134.

TEELE, Nicholas J. (1982): The Translator's Voice: An Interview with Hiroaki Sato. In: *Translation Review* 10, S. 1–8.

TEELE, Roy E. (1965): Problems in Translating the Manyoshu. In: *Literature East and West* 9, S. 188–198.

TOMII, Atsushi (1991): English-to-Japanese Workshop. In: *Proceedings of the Second International Japanese-English Translation Conference, 21–23 June 1991, in San Francisco*. Berkeley: The IJET-2 Conference Committee, S. 25–30.

TOMITA, Masaru, TOMABECHI Hidetō und SAITŌ Hiroaki (1990): SpeechTrans: An Experimental Real Time Speech-to-Speech Translation System. In: *Language Research* 26, 4, S. 663–672.

TORIUMI, Tsuyoshi (1990): Development of a Machine Translation System in JICST. In: MÖNCH, D., U. WATTENBERG und T. GRAF BROCKDORFF (Hg.): *Japanese lnformation in Science, Technology and Commerce: Proceedings of the 2nd International Conference held by Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung in co-operation with Japanisch Deutsches Zentrum Berlin Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz on 23–25 October 1989, in Berlin (West)*. Amsterdam: IOS Press, S. 485–500.

TOYAMA, Jean (1990): Verlaine Japanized. In: Dies. und Nobuko OCHNER (Hg.): *Literary Relations East and West: Selected Essays, III*. Honolulu: University of Hawai'i at Manoa Press, S. 185–193.

TOYODA, Minoru (1957): *A short history of the Japanese translations of the Bible*. Tōkyō: The Japan Bible Society.

TSUJI, Hikaru (1993): Ich lese „Werther" auf Japanisch. In: *Symposium „Goethe und die Weltkultur" 18.–19.12.1991* (Veröffentlichungen des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin, 15). Berlin: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin, S. 34–48.

TSUJI, Jun'ichi (1982): The Transfer Phase in an English-Japanese Translation System. In: HORECKY, Jan (Hg.): *COLING 82: Proceedings of the Ninth International Conference on Computational Linguistics, Prague, July 5–10, 1982*. Amsterdam: North-Holland, S. 383–390.

TSUJII, Jun'ichi (1989): Machine Translation in Natural Language Understanding. In: *Literary and Linguistic Computing* 4, 3, S. 214–217.

TSUJII, Jun'ichi (1997): Machine Translation: Productivity and Conventionality of Language. In: MITKOV, Ruslan und Nicolas NICOLOV (Hg.): *Recent Advances in Natural Language Processing*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, S. 377–392.

TSUJII, Jun'ichi und FUJITA Kimikazu (1990): A New Formalism for Lexical Transfer: Bilingual Sign-Based Formalism. In: *Language Research* 26, 4, S. 673–698.

TSUJIMURA, Kōichi (1981): Ereignis und Shōki: Zur Übersetzung eines Heideggerschen Grundwortes ins Japanische. In: Gesellschaft für philosophische Forschung an der staatlichen Universität Kyōto (Hg.): *Jahrbuch für Philosophie* 8, S. 67–73. Auch in: BUCHNER, Hartmut (1989, Hg.): *Japan und Heidegger*. Sigmaringen: Thorbecke, S. 79–86.

TSUSHIMA, Yūko (1997): Positive on Translation. In: *Japan Book News* 17, S. 22.

TSUTSUMI, Taijiro (1990): Wide-Range Restructuring of Intermediate Representations in Machine Translation. In: *Computational Linguistics* 16, 2, S. 71–78.

TURNEY, Alan J. (1988): Anaphora and Japanese-English Literary Translation. In: Ders. (Hg.): *Applied Text Linguistics: Six Contributions from Exeter*. Exeter: University of Exeter, S. 92–115.

UEDA, Yōko (1994): The English-to-Japanese machine translation for studying how to use Japanese particles *wa* and *ga*. Dissertation, University of South Carolina.

ULENBROOK, Jan (1966): Nur siebzehn Silben: Zum Übersetzen von Haiku. In: *Antaios: Zeitschrift für eine freie Welt* 8, S. 66–71.

Ury, Marian (1976): The Imaginary Kingdom and the Translator's Art: Notes on Re-reading Waley's „Genji". In: *The Journal of Japanese Studies* 18, 1, S. 267–294.

Ury, Marian (1982): The Tale of Genji in English. In: *Yearbook of Comparative and General Literature* 31, S. 62–67.

Usami, Yukihiko (1984): Japanische Übersetzungen aus der deutschen Literatur in der Meiji-Zeit (1868–1912). In: *Text and Kontext* 12, 1, S. 128–152.

Verma, Satya Bhushan (Hg.) (1982): *Japanese scientific literature: problems and prospects of translation: proceedings, recommendations and papers of the workshop held at Jawaharlal Nehru University, New Delhi*. New Delhi: Centre of African and Asian Languages, School of Languages, Jawaharlal Nehru University.

Wakabayashi, Judy (1990): Some Characteristics of Japanese Style and the Implications for Japanese-English Translation. In: *Proceedings of the First International Japanese-English Translation Conference, May 26–27, 1990 in Hakone*. Tōkyō: First IJET Conference Committee, S. 59–74.

Wakabayashi, Judy (1991): The Translator as Editor: Beginnings and Endings in Japanese-English Translation. In: Larson, Mildred L. (Hg.): *Translation: Theory and Practice, Tension and Interdependence*. Binghamton: State University of New York, S. 224–234.

Wakabayashi, Judy (1992): Demystifying Translation Theory. In: *Proceedings of the Third International Japanese-English Translation Conference, May 21–24, 1992 in Fuji-Yoshida*. Tōkyō: The IJET-3 Conference Committee, S. 191–206.

Wakabayashi, Judy (1996): Teaching Medical Translation. In: *Meta: Journal des Traducteurs / Translators' Journal* 41, 3, S. 356–365.

Wang, Kefei (1991): Chinese Characters and Their Role in Modern Japan's Translation. In: *Foreign Language Teaching and Research: A Quarterly of Foreign Languages and Cultures* 4, 88, S. 44–47.

Watanabe, Hideo (1995): A Model of a Bi-Directional Transfer Mechanism Using Rule Combinations. In: *Machine Translation* (Dordrecht) 10, 4, S. 269–291.

Watanabe, Shigeo (1979): When Cultures Meet: Thoughts on Intercultural Understanding and the Translator's Art. In: Saxby, Maurice (Hg.): *Through Folklore to Literature*. Sydney: IBBY Australia Publishers, S. 171–185.

Watson, S. Harrison (1991): Ideological Transformation by Translation: Izu no Odoriko. In: *Comparative Literature Studies* 28, 3, S. 310–321.

Weber-Schäfer, Peter (1990): Kann man Nō-Spiele übersetzen? In: Lee, Sang-Kyong und Peter Pantzer (Hg.): *Japanisches Theater: Tradition und Gegenwart*. Wien: Literas Universitätsverlag, S. 21–35.

WENCK, Günther (1966): Vorbereitende Untersuchungen zur maschinellen Übersetzung aus dem Japanischen. In: *Syntax und Datenverarbeitung II. Forschungsbericht 8 der DFG*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, S. 175–185. Auch in: Ders. (1987, Hg.): *Pratum Japanisticum: Exemplifizierender Entwurf einer „Japanistik"*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, S. 175–185.

WHITELOCK, Pete J. (1988): A Feature-Based Categorical Morpho-Syntax for Japanese. In: REYLE, Uwe und Christian ROHRER (Hg.): *Natural Language Parsing and Linguistic Theories.* Dordrecht: Reidel, S. 230–261.

WIENOLD, Götz (1990a): Typological Aspects of Translating Literary Japanese into German, I: Lexicon and Morphology. In: *Target*, 2, 1, S. 1–21.

WIENOLD, Götz (1990b): Typological Aspects of Translating Literary Japanese into German, II: Syntax and Narrative Technique. In: *Target* 2, 2, S. 183–197.

WIENOLD, Götz (1991): Drei Thesen zum Thema „Kreativität der Übersetzung" anhand deutscher Übersetzungen japanischer Texte. Workshop: Kreativität der Übersetzung – pro und contra. In: SHICHIJI, Yoshinori (Hg.): *Begegnung mit dem „Fremden": Grenzen – Traditionen – Vergleiche: Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tōkyō 1990*, Bd. 5, S. 237–243.

WIERZBICKA, Anna (1991): Japanese Key Words and Core Cultural Values. In: *Language in Society* 20, 3, S. 333–385.

WITTKAMP, Robert F. (1997): Sommergräser und Heideträume: Zur Übersetzungstechnik beim Haiku. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Hamburg* 161–162, S. 111–134.

WRIGHT, Harold (1986): Translation as Art. In: RIMER, J. Thomas (Hg.): *Multiple Meanings: The Written Word in Japan: Past, Present, and Future*. Washington: Library of Congress, S. 62–68.

WRIGHT, Harold (1995): The Art of Translation. In: *Kyoto Journal* 29, S. 140–142.

WUTHENOW, Asa-Bettina (1998): Von Durchfällen und anderen Krankheiten oder Das Wörterbuch, dein Freund und Helfer. In: *Hefte für Ostasiatische Literatur* 24, S. 95–102.

YAMADA, Jun (1998): The Time Course of Semantic and Phonological Access in Naming Kanji and Kana Words. In: *Reading and Writing: An Interdisciplinary Journal* 10, 3–5, S. 425–437.

YAMADA, Kenji (1998): A Controlled Skip Parser. In: *Machine Translation* (Pittsburgh) 13, 1, S. 1–15.

YOSHIJIMA, Shigeru (1977): Adnominale und adverbiale Sätze im Japanischen und Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 3, S. 206–233.

YOSHIMOTO, Kei (1998): *Tense and Aspect in Japanese and English*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang.

YOSHIMURA, Sansei (1974): Translation of Foreign Poetry into Japanese. In: *Kyushu American Literature* 15, S. 25–34.

YUASA, Nobuyuki (1987): Translating „The Sound of Water": Different Versions of a Hokku by Basho. In: RADICE, William und Barbara REYNOLDS (Hg.): *The Translator's Art*. Harmondsworth: Penguin, S. 231–240.

ZOU, Chunzhi (1995): Differences of Visions: The Translation and Reception of Cold Mountain's Poems. In: MINER, Earl, HAGA Tōru u. a. (Hg.): *ICLA '91 Tokyo: The Force of Vision, II: Visions in History, Visions of the Other*. Tōkyō: International Comparative Literature Association, S. 406–410.

Die Autoren

Aizawa Keiichi
Professor für Germanistik an der Universität Tsukuba

Richmod Bollinger
Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Deutschen Instituts für Japanstudien, Tōkyō

Anita Brockmann
Lektorin beim DuMont Verlag, Köln

Furui Yoshikichi
Schriftsteller und Germanist, Tōkyō

Irmela Hijiya-Kirschnereit
Professorin für Japanologie (Literatur- und Kulturwissenschaft) an der Freien Universität Berlin, Direktorin des Deutschen Instituts für Japanstudien, Tōkyō

Hosaka Kazuo
Professor für Germanistik an der Nihon Universität, Tōkyō

Matthias Koch
Bibliotheksleiter des Deutschen Instituts für Japanstudien, Tōkyō.

Ursula Krechel
Schriftstellerin und Übersetzerin, Berlin

Nicola Liscutin
Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Deutschen Instituts für Japanstudien, Tōkyō

Judith Macheiner
(*Monika Doherty*)
Professorin für Übersetzungswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, Geschäftsführende Institutsdirektorin am Institut für Anglistik und Amerikanistik

Barbara MANTHEY
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Japanologischen Seminar der Universität Bonn

MISHIMA Ken'ichi
Professor für Philosophie und Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Ōsaka

Hubert SPIEGEL
Redakteur im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*

UEDA Kōji
Professor für Germanistik an der Universität Tsukuba

Rainer WEISS
Programmleiter, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Robert F. WITTKAMP
Japanologe, Dozent am Germanistischen Seminar der Keiō Universität, Tōkyō